Clarus, Ludwig,

Leben des heiligen Franz von Sales, Stifters des Ordens von der Heimsuchung Mariens, der heiligen Johanna Franziska von Chantal, und ihrer ersten Ordensschwestern
Bd.: 1

(1887)

Leben des heiligen Franz von Sales,

Stifters des Ordens von der Heimsuchung Mariens,

von

Ludwig Clarus.

Erster Band.

Zweite Auflage.

Regensburg.
Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz.
1887.

Leben

des

heiligen Franz von Sales,

Stifters des Ordens von der Heimsuchung Mariens,

der

heiligen Johanna Franziska von Chantal,

und

ihrer ersten Ordensschwestern

von

Ludwig Clarus.

Erster Band.

Zweite Auflage.

Regensburg.
Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz.
1887.

Leben

des

heiligen Franz von Sales,

Stifters des Ordens von der Heimsuchung Mariens,

von

Ludwig Clarus.

Erster Band.

Zweite Auflage.

Regensburg.
Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz.
1887.

Vorbote in Helm und Harnisch.

Die Bearbeitung des nachfolgenden, hiermit dem Publikum übergebenen Werkes hat, wie so viele Hervorbringungen des menschlichen Willens, eine Veranlassung gehabt, welche zu ganz anderen Ergebnissen führen zu müssen schien. In dem nun bereits vor 2 Jahren eingegangenen Journale „Deutschland" las ich im Frühjahr 1857 einen gedruckten Nothruf, welcher zu Beiträgen für die in Höxter befindliche, von Salesianerinnen*) geleitete Erziehungsanstalt Nazareth aufforderte. In derselben werden verwahrloste Kinder katholischer Religion durch eine christliche Erziehung dem Wege des sittlichen Verderbens, auf dem sie betroffen worden, entzogen. Eben mit einer Darstellung des Lebens des heiligen Wilhelm v. Aquitanien beschäftigt, dessen Veröffentlichung ich damals für nahe bevorstehend hielt, gab ich durch einen Freund den ehrwürdigen Schwestern von Nazareth zu erkennen, daß ich beabsichtige, ihrer Anstalt den Ertrag dieses Werkleins zuzuwenden. Die Schwestern ließen erwiedern, wenn ich einmal meine Feder zu ihrem Vortheile zu führen geneigt sei, so wäre ihnen lieber, wenn ich auf Grund von zum Theil handschriftlichen Nachrichten, die sie besäßen und mir mittheilen wollten, eine Schrift über ihre heiligen Stifter abfassen wollte. Bis dahin mit den Lebensumständen des hl. Franz v. Sales nur sehr mangelhaft, mit denen der hl. Johanna Francisca Fremiot v. Chantal aber fast gar nicht bekannt, bat ich vor weiterer Entschließung zuvor um Mittheilung der verarbeitet gewünschten Materialien. Ich erhielt nun einen handschrift-

*) Diese Klosterfrauen sind seitdem nach Mülheim an der Möhne übergesiedelt. Die Anstalt ist einem andern Orden zugefallen und wird jetzt nach Paderborn verlegt.

lichen Quartanten mit Zügen aus dem Leben des hl. Franz, nach einem wahrscheinlich gedruckten französischen Original bearbeitet, das Leben der Mutter Chantal von ihrer Nichte, der Mutter Chaugy, die Lebensbeschreibungen der ersten Mütter und die Sainte année von derselben und nach und nach noch mehrere andere den Gegenstand betreffende Schriften, namentlich nach dem Französischen gearbeitete ältere handschriftliche Lebensbeschreibungen der Mütter de Blonay und Remusat. Ich nahm diese Schriften mit mir nach dem lieblichen Aigen bei Salzburg, wo ich im Sommer 1858 vier unvergeßliche Monate verlebte. In den Klosterbibliotheken Salzburgs fand ich noch weiteres Material. Je mehr ich mich in dasselbe vertiefte, desto bedeutender und ehrwürdiger erschien mir der heutzutage so wenig gekannte Orden der Heimsuchung Mariens und desto großartiger und mächtiger hoben sich mir aus dem Hintergrunde der Geschichte mit plastischer Bestimmtheit die gleichsam bezaubernden Erscheinungen der beiden heiligen Stifter hervor. Hingerissen von dem Eindrucke dieser vor meinem innern Auge lebendig wandelnden Gestalten, faßte ich den Entschluß, denselben und ihrem Werke eine weit ausführlichere und weiter eingehende Arbeit zu widmen, als die Bescheidenheit der frommen Schwestern in Hörter erwartet hatte. Diese sind freilich dadurch um die Aussicht betrogen, eine lediglich zu ihrer Erbauung bestimmte und eigens zur Klosterlektüre geschriebene Darstellung zu lesen. Allein die Erzielung eines größern geistlichen Gewinnes, wenn man ihre Schätze zu Gemeingut machte, und anstatt sie bloß von der Innigkeit der Klosterzelle bewundern zu lassen, sie hinausführte mitten in den geräuschvollen Weltverkehr, überwog doch die Rücksichtnahme auf die Wünsche der Schwestern, welche gern den Kreis, in welchem sich meine Arbeit zu bewegen haben sollte, enger gezogen hätten. Dabei war ich mir freilich bewußt, daß den Weltleuten, deren Blick durch materielle Interessen verblendet ist, diese Schätze als eine wunderliche Waare erscheinen würden. Zwar fehlt es an Be-

schreibungen vom Leben des hl. Franz aus älterer, neuerer und neuester Zeit keineswegs. Auch die Frau von Chantal ist namentlich seit einigen Jahrzehnten besonders durch die Memoiren ihrer Nichte Chaugy viel mehr bekannt geworden, als sie es mindestens unter den Weltleuten Deutschlands in den beiden ersten Jahrhunderten nach ihrem seligen Hintritte gewesen war. Wie sehr aber selbst an Maaß gebender Stelle die widerwärtigen Einflüsse einer im Denkglauben ihrer befähigtern Geister verkommenen Zeit und die Ungunst der Verhältnisse und Weltlage eine so hervorragende Persönlichkeit, wie die Frau v. Chantal, welche über weite Länderstrecken unter freudiger Zustimmung der Großen der Welt Segen und Heil verbreitet, in den Hintergrund zu drängen vermochten, beweiset der lahme Fortgang und die fast kühle Beendigung ihres Beatifications- und Canonisations-Processes. In die allerungelegenste Zeit aber fiel die Verkündigung ihrer Heiligsprechung, wo der freigeisterische Druck die Kirchenluft zu einem angeblich ungesunden nebelhaften Dunste zusammenzupressen die allergewaltigsten Anstrengungen machte. Es war die schandbare Zeit, wo ein sonst edel gearteter Habsburger in einem widerwärtigen Zusammenwirken mit den Ministern der allerchristlichsten und katholischen Kronen von Portugal, Spanien und Frankreich, das leider auch in Italien lauten Anklang fand, jene nur zu gelungene Knechtung der Kirche anstrebte, welche, wenn auch nach einem halben Jahrhundert etwas gelockert, doch lange noch nicht vorüber ist. Es pfuschen auch noch heute sehr pfiffige, aber doch höchst bornirte bureaukratische Minister, Sections-Chefs, Präsidenten, Dirigenten und andere Enten als weltliche Handlanger der Staatsgewalt an dem unzertrennbaren Gewande Christi, seiner heiligen Kirche, wie an einem Trödelfetzen als rechte Bönhasen herum, um mit den gewonnenen Lappen ihre blanke Staatsmaschine zu putzen. Welchen Anklang konnte in einer solchen Zeit, die überall nur Werkstätten des Unglaubens concessionirte und auf die Ausrottung der Kirche ganz ungescheut und offen

unter dem lauten Zujauchzen der Hölle losging, die Heiligsprechung einer Frau von Chantal finden? Sie hätte den Jüngern der Ton angebenden Weisheit nur das mitleidsvolle physiologische Interesse einer in ihren Nerven zerrütteten Religionsschwärmerin abzugewinnen vermocht, wenn sie sich überhaupt die Mühe genommen haben würden, von dieser Heiligsprechung Notiz zu nehmen, und es nicht bequemer gefunden hätten, eines der reichsten Leben, die je gelebt worden, nach beliebter und bewährt gefundener Weise todt zu schweigen? Noch weniger, als eine so nach allen Seiten hin eminente und strahlende Erscheinung, vermochten aber die mindern Sterne, welche im heiligen Reigen sich um diese gebenedeite Sonne bewegten, durch den Weisheitsdunst, der die kluge Welt überlagert, ihren Strahlen Bahn zu brechen. Und doch verdankt man zweien derselben, der Mutter Alacoque und Remusat, die Einführung der Andacht und des Festes des hl. Herzens Jesu, dessen Feier Millionen andächtiger Seelen seit beinahe zwei Jahrhunderten gehoben hat und fortan erheben wird, wie sehr auch Lucifer und seine weltlichen Handlanger ihre schwefelgelben Flammen als die eigentliche himmlische Gaserleuchtung anzupreisen und an den Mann zu bringen in den dunkeln Gassen Babylons sich abmühen. Das Leben der heiligen Stifter und der ersten und späteren vorzüglichen Mütter des Ordens von der Heimsuchung Mariä bildet aber ein herrliches, tief in einander greifendes und in einem organischen Glanze strahlendes Ensemble. Man darf dasselbe mit dreister Hoffnung auf Erfolg als himmlisch leuchtende Fackel jenem Höllengeflimmer entgegen halten und erwarten, daß viele verblendete Babylonier guten Willens mit sicherer Bestimmtheit inne werden dürften, wie die öffentliche Beleuchtung ihrer Stadt Irrlichtern anvertraut worden. Für die erbauliche Lektüre dessen, was die Lebensbeschreibungen der hl. Stifter und der ersten und vorzüglichern Mütter ihres Ordens vorzugsweise den Klosterfrauen anziehend macht, finden die Schwestern von der Heimsuchung

Mariens in den ihnen genugsam bekannten, von der Mutter Chaugy und verschiedenen Geistlichen aufgezeichneten Lebensbeschreibungen hinreichende Gelegenheit. Es bedarf dafür einer neuen Schrift, noch dazu aus der Feder eines Laien nicht. Dagegen scheint es zeitgemäß, der Gegenwart ein Bild aufzurollen, in welchem auf einem, in anderer Weise als sie, unerfreulichen Hintergrunde heilige Gestalten sich darstellen, die aus weltlichen Verhältnissen hervorgegangen und, durch Geburt, Erziehung und anfänglichen Standesberuf tief in die weltlichen Interessen verwickelt, sich doch unter dem willig angenommenen und kräftig erstrebten Beistande des heiligen Geistes zu der höchsten Staffel der Heiligkeit emporgearbeitet haben und nun in der Kirche Christi als ewig leuchtende Zierden der spätesten Nachwelt zu Vorbildern dienen. Diese Heiligen waren, um eine landläufige Redensart zu gebrauchen, aus keinem andern Holze geschnitzelt, als woraus wir andern Weltleute allzumal bestehen. Bei ihnen kann der übliche, der Ermahnung zur Nachfolge des Lebens der Heiligen von Laien gewöhnlich entgegengesetzte Einwand nicht gebraucht werden: „Ja, die vermochten es wohl weit zu bringen in der Heiligkeit; sie waren in einfachen Verhältnissen geboren und erzogen, den verderbenden weltlichen Einflüssen durch Zurückgezogenheit ihrer Jugend und baldige Beschirmung derselben durch irgend einen von ihnen erwählten Ordensstand entrückt, und konnten unter unausgesetzter sicherer Leitung und der Zucht einer consequent geübten Regel in der Welt und Selbstentäußerung leicht zu heiliger Virtuosität emporsteigen und in den Himmel der Heiligen sich aufschwingen.“ Solche Personen haben wir hier keineswegs vor uns. Die Heiligen, die uns hier beschäftigen, gingen meistens aus dem Schooße der feinsten und vornehmsten Welt hervor. Der hl. Franz war in der Welt ein Cavalier im eminentesten Sinne des Worts. Er war ein vornehmer adlicher Jüngling, in allen ritterlichen Künsten und namentlich auch in Führung des Degens und den Uebungen geselligen Wohlanstandes ein

Muster, ein Gelehrter, wie es wenige giebt, ein feiner Jurist und von auserlesener ästhetischer Bildung, ja, wenn man will, ein schöner Geist. Die heilige Johanna Francisca war sein würdiges Gegenstück in der eleganten Damenwelt. — Solche Heilige, die schon im modernen Leben stehen und trotz aller Verderbnisse der Welt, in welche ihr frommes Leben verflochten war, den von ihnen erwählten Weg der Heiligung unbeirrt fortsetzten und sicher am glorificirenden Ziele anlangten, müssen der blasirten Welt vorgehalten werden, um sie zu dem Geständnisse zu zwingen: Das ist ja Blut von unserm Blut und doch hat es sich zu entweltlichen und heilig zu werden gewußt im allerhöchsten Sinne. Mit Recht bemerkt die hl. Chantal, Franzens äußerlich nicht ungewöhnlich erscheinendes Leben würde nicht für so viele Andere ersprießlich gewesen sein, wenn er mit den Karthäusern sich in die Einsamkeit verborgen oder die körperlichen Strengigkeiten der Camaldulenser geübt hätte. Gerade solche Heilige, wie Franz, beweisen, daß die Tugenden, welche zur Heiligkeit führen, mitten in der Welt auf einem von vielen Augen beobachteten Schauplatze in einer Art geübt werden können, daß sie Niemandes Bewunderung erregen und alle Auffälligkeit verlieren. In einem Lebenswandel, in welchem äußerlich nichts Außerordentliches erschien, wußte er der Sinnlichkeit ihr Wohlbehagen zu benehmen und sich zu einem strengen Asceten zu erziehen, während er Allen Alles zu sein und sein zu wollen schien. Aehnlich war es mit der Frau v. Chantal, so lange sie in der Welt lebte. Dieses heilige Freundespaar ist daher so recht ein Spiegel für Weltleute und ein Ermunterungsmittel auch im Gewühle der Welt, die enge Bahn der Heiligkeit zu verfolgen. Von ihnen läßt sich lernen, das gewöhnliche Leben, welches man vor der Welt führt, als einen Schleier zu gebrauchen, um die hohen Tugenden, welche die Heiligkeit begründen, zu verbergen und mit diesen Tugenden das gewöhnliche Leben so zu vereinigen, daß im Thun und Lassen es nach Heiligkeit Ringenden einem gemeinen Beobachter

nichts absonderlich erscheint. Bei den einzelnen Müttern und Schwestern, deren Leben an so hochstehende Vorgänger sich würdig anreihet und den Stoff zur Vervollständigung unseres Bildes liefert, findet mehr und minder die gleiche Bewandtniß Statt. Verzweifeln deßhalb die jetzt mitten in die Welt und deren höhere Schichten hineingestellten frommen Seelen nicht, daß auch sie berufen sein können, künftig in den Chören der Heiligen zu glänzen! Ein Genie, ein Virtuose und Meister irgend eines Faches kann nur der werden, welcher eine besondere natürliche Befähigung zu dem, was Fleiß und Eifer erzielen können, mitbringt. Ein Heiliger aber soll jeder werden können und auch wollen. Sollte auch dem Einen und dem Andern durch eine widerstrebende Natur oder widerwärtige Umstände und Kämpfe die Aufgabe schwerer gemacht werden, so ist die Laufbahn doch keinem, er mag in der Welt so hoch oder so niedrig stehen als er wolle, verschlossen. Es gehört nur der gute Wille, ohne den Niemand auf die Welt kömmt, und die ernste Bemühung, denselben in Allem und Jedem dem sattsam deutlichen und für Jeglichen erkennbaren göttlichen Willen gleichförmig zu machen und überall unterzuordnen, dazu. Das Himmelreich will durch Gewalt ergriffen und erobert werden. Diese Gewalt ist in seinem Willen jedem Menschenkinde gegeben. Es liegt nur an ihm, die leuchtenden Bahnen zu betreten, welche zur Krönung führen. Muth hierzu macht die Betrachtung solcher Vorbilder, wie sie in den nachfolgenden Blättern zu zeichnen unternommen worden.

Den Reigen beginnt mit Recht der heilige Franz v. Sales, als der Hirte der frommen Heerde, die auf den lieblichen Auen des Lebens in Gott er zur ewig nährenden Weide führte. Den Jahren und dem Geschlechte nach gebührt ihm der Vorgang. In seinem Kopfe ging die glückliche Conception der Idee vom Orden der Heimsuchung Mariens vor sich, welche unberechenbar wichtige Erfolge vermittelte, nachdem sie von der ehrwürdigen Chantal und den ersten Müttern so meisterhaft verwirklicht worden. Von diesem wahr-

haft großen Manne, dem die angesehensten weltlichen Fürsten seiner Zeit die Riemen zu lösen sich nicht werth achteten, worin sie ganz Recht hatten, von diesem Bischofe, wie er sein soll, giebt es sehr viele zum Theil gelungene Schilderungen. Der neue Bearbeiter seines Lebens geräth weit eher über die Fülle des ihm von allen Seiten, namentlich aus den wichtigen Schriften des Heiligen reichlich zuströmenden Stoffes in Verlegenheit, als daß er in den Fall kömmt, irgend etwas zur Verherrlichung seines Helden zu vermissen. Da es nichts Wesentliches mehr zu entdecken giebt, um das volle Bild dieses geweiheten Lebens ganz genau entwerfen zu können, scheint es weniger Bedürfniß, neue Quellen für seine Geschichte aufzusuchen, als die vorhandenen gemeinnütziger und dem deutschen Volke zugänglicher zu machen. Daher bestand das Geschäft des Verfassers nach so vielen ausgezeichneten Vorgängern in fast nichts Anderem, als einem neuen Zusammenstellen und Ordnen dessen, was von vielen trefflichen Autoren, zum Theil zerstreut, vor ihm berichtet worden. Ueber diese wird eine kleine Heerschau hier am rechten Orte sein.

Einer der ersten, welcher eine Biographie des hl. Franz in französischer Sprache verfaßte, war der Pater vom Orden der Minimen, Louis de la Rivière*). Derselbe hatte einst, noch während Franzens Lebenszeit, in Annecy Fastenpredigten gehalten, wo er am Schauplatze seines Wirkens die hervorragende Heiligkeit des Dieners Gottes durch anschauende Erkenntniß hatte bewundern lernen. Als er von seinen andächtigen Zuhörern Abschied nahm, sagte er, er lasse ihnen Monseigneur, den Bischof von Genf, als einen Spiegel der Tugend zurück. Er ermahnte sie, ihre Blicke auf ihn zu richten und seine Nachfolger zu werden, da er ein Heiliger sei. „Ich wiederhole Ihnen, fuhr er fort, er ist ein Heiliger, würde ihn dem Salomo vergleichen, wenn er nicht mehr wäre, als Salomo. Deßhalb muß ich Sie, Bewohner von Annecy,

*) Diese Lebensbeschreibung erschien 1624 zu Lyon und ist 1625, 1626 und 1631 wieder gedruckt.

drei und vier Mal selig nennen, daß Sie einen solchen Bischof haben. Zu Ihnen, Monseigneur, aber kann ich sagen, was die Königin von Saba sprach: Glücklich sind deine Diener, welche stets bei dir sind und deine Weisheit hören." Der Heilige erröthete über dieses Lob. Seine Scham dauerte mehrere Stunden. Er wartete nur auf Gelegenheit, dem Pater das Mißvergnügen zu bezeigen, das ihm dessen Worte verursacht hatten. Derselbe war noch an demselben Mittage Franzens Gast. Der Pater fand seinen Wirth so schweigselig, daß er ihm zu sagen sich veranlaßt sah, es scheine jetzt für Monseigneur keine Osterzeit zu sein, so sehr mortificirt stelle er sich dar. „Ich bin's auch, entgegnete der Bischof. Warum nennen Sie mich heilig? Wollte Gott, ich wär' es! Wie dürfen Sie mich mit Salomo vergleichen? Wäre Ihnen mein Elend bekannt, Sie würden ganz anders gesprochen haben." Nach verschiedenen anderen Worten, welche seine Betrübniß und Demuth ausdrückten, schloß er seine Rede mit dem Grundsatze des ihm enge befreundeten heiligen Bischofes von Turin: „Wartet mit dem Lobe bis nach dem Tode" u. s. w. Als der Pater Franzens Tod erfuhr, fielen ihm diese Worte schwer in die Erinnerung, er deutete sie als einen Befehl und gab binnen Jahr und Tag zum Preise des Heiligen dessen Leben in französischer Sprache heraus. — Ein anderes förderte an das Licht der General der reformirten Bernhardiner (Fullienser), Pater Johannes vom hl. Franciscus. Ihm folgten mit ähnlichen Arbeiten der Pater Philibert Bonneville, Provincial und Capuziner in Savoyen, und der Laie Longueterre.

Niemand aber schrieb unter den ältern das Leben des heil. Franz mit größerer Genauigkeit und vorzüglicherem Fleiße, als sein Neffe und späterer Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle von Genf, Carl August von Sales. Er war der Sohn seines Bruders Ludwig und, wie er selbst bezeugt, von Vielem, das er meldete, Augenzeuge, da er von 1615—23 das Gymnasium zu Annecy besuchte. Von hier entfernte er sich nur 5 Jahre, um in Lyon die Theologie zu

studiren, und lebte dann stets zu Annecy, wo er alle Augenzeugen vom Leben des Oheims zur Stelle hatte und sich, wie er versichert, lange Zeit Alles, was er auf glaubwürdige Weise über ihn in Erfahrung brachte, notirte. Zudem standen ihm alle Briefe Franzens, das Archiv des Capitels und des bischöflichen Stuhles, so wie das der Familie Sales zu Gebote. Die Stadtbehörden von Annecy und das dasige Kloster der Heimsuchung eröffneten ihm ihre handschriftlichen Schätze. Auch Philipp Busat's, eines langjährigen Freundes vom Heiligen, Aufzeichnungen über denselben, waren ihm zugänglich. Eine Menge authentischer Nachrichten erhielt er von Georg Rolland und seinem Vater Ludwig. Außerdem verhörte er alle Diener und Hausleute seines Oheims, die noch vorhandenen Domherren u. s. w. Er versichert, über nichts Wichtiges unbelehrt geblieben zu sein. Achtung vor der Genauigkeit, womit er arbeitete, flößt schon der seinem Werke angehängte Index autoritatum et tabularum luculentarum ex quibus haec historia vindicatur et asseritur ein, worin er nicht weniger als 148 handschriftliche und gedruckte Urkunden, die er vor Augen gehabt und benutzte, aufführt. Die Frau von Chantal urtheilt in einem am 24. November 1633 an den Verfasser geschriebenen Briefe: Ich habe in meinem Herzen die nachdrückliche Empfindung, daß Ihre Arbeit zur Ehre Gottes beitragen und den künftigen Jahrhunderten und entfernten Provinzen wegen der treuen Genauigkeit, womit Sie alle Handlungen und die ganze Anwendung dieses kostbaren Lebens aufzeichnen, zum großen Trost gereichen wird, weil Sie damit eine Grundlage, eine wahrhafte, natürliche und aufrichtige Anleitung geschaffen haben, welcher die Schriftsteller künftig nur folgen dürfen, um zum Lobe dieses großen Mannes zu schreiben. Die lateinische Quart-Ausgabe auf 480 Seiten ist 1634 zu Lyon erschienen. Carl August v. Sales hat sein Buch später auch selber in französischer Sprache herausgegeben. Nach ihm versuchte sich an einer ähnlichen Arbeit der

Bischof von Grace und Vence Godeau, welche mehr eine historische Lobrede auf den hl. Franz ist. Der Bischof von Evreux, Henri v. Maupas, welcher sich für Franzens Heiligsprechung sehr interessirte, widmete seinem Andenken eine lateinische Lebensbeschreibung. Auch der Jesuiten-Pater Tallon und nächst der Mutter Chantal auch die Mutter v. Chaugy traten mit kürzern Arbeiten der Art hervor. Einen sehr schätzbaren Beitrag zur Kenntniß von Franzens innerm Leben lieferte sein Freund, der Bischof Camus v. Bellay, in seiner Schrift: „Der Geist des seligen Bischofs von Genf." Ein ähnliches Werk ist die „Abhandlung vom Geiste des seligen Franz v. Sales", welche der Jesuiten-Pater Cousin veröffentlichte. In nicht immer ganz geschmackvoller Weise gaben Pater Lorenz Bertrand*) und der Weltgeistliche Adrian Gombart von Franzens heiligem Leben und Wesen Kunde. Auch zwei Italiener, Christoforo Giarda, nachmaliger Bischof v. Castro, und der Jesuiten-Pater Giuseppe Fozi traten mit minder bedeutenden und genauen Lebensbeschreibungen des heiligen Bischofs von Genf hervor.

Alle bisherigen Arbeiten wurden in der Gunst des Publikums durch die zuerst 1700 erschienene und mehrfach wieder gedruckte Lebensbeschreibung, welche den Abbé Marsollier zum Verfasser hatte, verdrängt. In elegantem Französisch und zierlich stylisirt geschrieben**), zog diese geistvolle Darstellung an und ließ ihre Leser gern übersehen, daß manches wichtige Thatsächliche unberührt geblieben, anderes ungenau, ja, wenn

*) Schon der Titel Cynosura mysticae navigationis Sancti Francisci Salesii giebt den Geschmack des Verfassers zu erkennen.

**) On ne peut pas nier, qu'il ne soit bien ecrit et qu'il ne se fasse lire avec plaisir muß selbst der enragirte Genfer zugestehen, der in der bibliothèque impartiale pour les mois de Janvier et Fevrier 1751 (erschienen zu Leyden), sich die traurige Mühe gegeben hat, unsern Helden des Heiligenscheines entkleiden zu wollen. Der neueste französische Biograph des hl. Franz, der Pfarrer von St. Sulpice, urtheilt weit weniger günstig über Marsollier. Er bedauert, daß in den Händen der Kinder der Kirche keine andere Beschreibung vom Leben der Heiligen als die von Marsollier sich befindet, le plus infidèle peutêtre des biographes.

man will, ungetreu aus den benutzten Quellen wiedergegeben war. Diese Lebensbeschreibung hat länger als ein Jahrhundert die Leselust der Verehrer des hl. Franz, welche Näheres über dessen Leben kennen zu lernen wünschten, fast ausschließlich befriedigt. Sie ist auch die Hauptquelle, aus welcher der protestantische Kirchenhistoriker Schröckh fleißigen Andenkens seine begreiflicher Weise nicht sehr günstige Schilderung unseres Heiligen geschöpft hat.

Weit ausführlicher und alle bisherigen Darstellungen überflüssig machend, weil alle Besonderheiten derselben in sich aufnehmend, ist die von dem Canonicus am Collegiat-Stifte des heil. Laurentius zu Giaveno Pier Giacinto Gallizia in italienischer Sprache gearbeitete: **Vita di S. Francesco di Sales vescovo e principe di Geneva, fondatore dell' ordine della visitazione di Santa Maria**, deren vierte, vermehrte und verbesserte 1743 zu Venedig erschienene Auflage in einem auf 437 Seiten äußerst compreß gedruckten Quartanten mir vorliegt. Eine mit Ausnahme etlicher schwierigen und in der Uebersetzung dunkel gebliebenen Stellen, ziemlich lesbare deutsche Uebersetzung dieses Werkes ist mir gleichfalls zur Hand. Dieselbe ist 1739 zu Stadtamhof nächst Regensburg erschienen und führt den Titel: Leben des hl. Franciscus von Sales, Bischofen von Genf, in Welscher Sprache, beschrieben von dem Hochwürdigen Pater Hyazintho Galitia, Chorherrn des Stiftes des hl. Laurentii zu Giaveno, nunmehr in die deutsche Sprache übersetzt von P. Franciscus Genzinger, der Societät Jesu Priester, zwei starke Bände in Quarto.

Bemerkenswerth ist, daß dem fleißigen Professor der Geschichte zu Leipzig, Matthias Schröckh, der viel später schrieb, diese Quelle entgangen ist und er sich in seiner Kirchengeschichte ausschließlich auf den ungenauen Marsollier gestützt hat. Gallizia hat außer allen bis dahin gedruckten Materialien zu einer Geschichte des hl. Franz v. Sales nicht nur sämmtliche Schriften desselben, sowie der Frau v. Chantal, sondern auch die über die Canonisation veröffentlichten Be-

richte und zahllosen Briefe, welche der Genfer Domherr Nicolaus d'Hauteville nebst andern einschlägigen Schriftstücken in einem Bande vereinigt hatte, vor Augen gehabt. Wo seine Darstellungen von bereits gedruckten Nachrichten abweichen, hat es, wie er versichert, seinen Grund darin: daß er das Gedruckte nach den ihm zugänglichen handschriftlichen Quellen verbessern konnte. Namentlich hat er die gedruckten Briefe des Heiligen oft sehr abweichend von den durch ihn verglichenen Original-Briefen gefunden. Gallizias Darstellung ist fließend und nicht ohne Geist. Ich finde seinen italienischen Styl weit lebendiger, als die nüchternen oder verschrobenen Elaborate, welche die hesperidische Literatur seiner Tage in ihren meisten Erzeugnissen sonst sehen läßt. Gallizias Buch enthält zugleich eine gedrungene, aber vollständige Nachricht über die Gründung, die Anfänge und Fortschritte des Ordens von der Heimsuchung Mariä.

Merkwürdiger Weise scheint der neue französische Biograph unsers Heiligen, der auf dem Titel nicht genannte, sondern nur mit M... bezeichnete Pfarrer von Saint Sulpice in Paris, welcher 1854 daselbst eine im Jahre 1858 bereits in dritter verbesserter Auflage erschienene Vie dé Saint François de Sales Evèque et prince de Genève d'après les manuscrits et auteurs contemporains in zwei starken Groß-Octavbänden herausgegeben, Gallizias Buch gar nicht zu kennen, obwohl derselbe Manches vollständiger bringt, als er selbst. Diese neue Biographie verdient ganz die derselben vorangedruckte Empfehlung des verewigten Erzbischofs Sibour von Paris, welcher sie eine vollständige, in allen ihren Theilen vollendete Arbeit nennt und derselben einen großen Erfolg weissagt. Außer den meisten oben genannten ältern Lebensbeschreibungen von de la Rivière, des Generals der Fullienser Jean de St. François, Bonneville's, Longueterre's, der Chaugy und des Bischofs Maupas, den Memoiren der Mutter Chaugy über das Leben und die Tugenden der heil. Chantal und den Briefen des Heiligen hat der Verfasser die im ersten Kloster der Heimsuchung zu Annecy

aufbewahrten 6 Folianten mit 6300 Blättern benutzt, welche die Verhandlungen des Canonisations-Processes, namentlich die Aussagen der eidlich vernommenen Zeugen enthalten. Viele Fingerzeige lieferte ihm auch die 1840 zu Lyon gedruckte Schrift: **Saint François de Sales peint par les Dames de la Visitation**, welche auf die Handschriften älterer Mütter der Heimsuchung sich gründet, die lange Zeit als köstlicher Schatz im Archive des Klosters von Annecy aufbewahrt worden und unter denen sich auch die bekannte **Année de la Visitation** befindet. Eine wichtige, noch nie benutzte Quelle erschloß sich diesem Biographen in einem Manuscripte von vier Quartbänden, das in der Bibliothek des großen Seminars zu Puy aufbewahrt wird. Dasselbe ist um 1762 vom Marquis von Cambis, einem frommen Edelmanne, zusammengestellt, welcher, von Bewunderung des schönen Charakters des heil. Franz v. Sales und der heil. Mutter Chantal ergriffen, mit vieler Sorgfalt und Mühe Alles sammelte, was zur Entdeckung von Dokumenten führen konnte, welche zur Geschichte dieser beiden himmlischen Seelen dienlich sein mochten. Der Pfarrer von St. Sulpice versichert, diese Arbeit sei ihm überaus vortheilhaft gewesen. Derselbe hat außerdem in Hauteville's **Maison de Sales** interessante Details gefunden. Es ist mir eine deutsche Bearbeitung dieses höchst vorzüglichen, mit einer musterhaften Sorgfalt, Genauigkeit und Vollständigkeit gearbeiteten Werkes unbekannt. Dasselbe würde eine solche in eminentem Maaße verdient haben.

Das 1858 zu Luzern erschienene „Leben und Wirken des heiligen Franz von Sales, vom Verfasser des heiligen Bernhard von Menthon" (einem Ordensgeistlichen), erzählt auf 146 Seiten das Leben des heiligen Franz in compendiösen Umrissen, und widmet dann der Verbreitung der Reformation in Wallis und dem Wirken des heil. Franz gegen die Fortschritte derselben eine besonders eingehende Betrachtung. Erhebliche neue Aufschlüsse gewährt diese jüngste mir bekannte Arbeit über unsern Heiligen nicht.

Ich habe in der nachfolgenden Darstellung des Lebens des hl. Franz im Allgemeinen die Anordnung der mir am besten geläufigen Biographie von Gallizia beibehalten, dieses Werk aber fortwährend mit der Arbeit des Pfarrers von St. Sulpice verglichen und nach derselben, wo diese Erweiterungen der schon bekannten Nachrichten brachte, was fast überall der Fall war, Ergänzungen und Berichtigungen vorgenommen, ohne von den übrigen frühern Arbeiten dabei hinwegzusehen. Dem Pfarrer von St. Sulpice verdanke ich hauptsächlich die reiche Vollständigkeit, der sich meine Darstellung erfreuet. Ohne diese Quelle würde ich derselben kaum zwei Drittheile ihres jetzigen Umfanges haben geben können. Da ich besonders hervorheben wollte, wie auch eine aus der Mitte der weltlichsten Verhältnisse hervorgegangene und lange darin weilende Persönlichkeit trotz aller Contacte mit der Welt, sich zur Heiligkeit erschwingen kann, so habe ich den Beziehungen des Heiligen zur Welt und in der Welt auch in minder wichtig scheinenden Zügen eine Ausführlichkeit gewidmet, welche dieselben vielleicht an sich nicht verdienen, aber von meinem Gesichtspunkte aus in Anspruch nahmen. Wenn nach der Darstellung eines ganz der Tugend geweihet gewesenen und von himmlischen Gnadengaben ganz überfließenden Lebens noch von beiden besonders gehandelt worden, so findet diese Weise schon in dem Beispiele der Vorgänger ihren Anhalt. Es ist aber auch, um einen Geist, wie den des heil. Franz richtig und vollständig zu begreifen, nicht wohl anders möglich, als bei diesen wichtigen Momenten noch ganz eigens zu verweilen und dieselben der Reihe nach vereinzelt ins Auge zu fassen. Nur durch das Zusammenstellen dieser Details, welche den Lauf der Erzählung des Lebens oft unterbrochen haben würden und für welche in der Regel die chronologische Stelle, die sie in demselben eingenommen haben, nicht zu ermitteln ist, unter gemeinsame Gesichtspunkte und zu besondern Gruppen vermag man sich eine übersichtlichere Gesammtanschauung zu verschaffen.

Keinem, nur einiger Maaßen billigen Leser eines solchen, auch selbst in den anscheinend unbedeutendsten Kleinigkeiten Gott geweiheten Lebens, er mag einem Glauben huldigen, welchem er wolle, wird die Erklärung dessen, der es führte, für einen Heiligen durch die Kirche, der er angehörte, befremden. Gleichwohl hat es doch nicht an beklagenswerthen Versuchen gefehlt, auch diesen sanftmüthigsten unter den Heiligen zu verunglimpfen und böser Leidenschaften zu beschuldigen. Die Katholiken müssen aber erfahren, wie die Calvinisten auch noch ein und zweihundert Jahre nach seinem Heimgange dem großen Bischofe von Genf die Schmälerungen, welche er durch die Waffen des heiligen Geistes den Gebieten, die ihre Lehre beherrscht hatte, zugefügt, nicht vergeben konnten. Und doch verlangen sie, die Katholiken sollen sich alle Verluste der Gegenden, wo ihr Glaube tausendjährigen Besitz gehabt, an die Herrschaft irriger Glaubens-Systeme nur ganz ruhig gefallen lassen. Es lohnt daher der Mühe, einige der calvinischen Versuche, den heil. Franz zu verunehren, hiermit dem öffentlichen Bedauern zu überantworten und zu empfehlen. Ich meine zunächst die bereits oben in einer Note erwähnten Aufsätze in der zu Leyden erschienenen Bibliothèque impartiale vom Jahre 1757. Diese Bibliothek gehört zu den zahllosen Werkzeugen, mittelst deren in der Mitte des vorigen Jahrhunderts allem positiven Glauben entgegengearbeitet und in der freimaurerischen Weisheit der verdummten Welt das wahre Seligkeitsdogma vorgehalten und mundgerecht gemacht werden sollte. Eine so durch und durch katholische Persönlichkeit, wie der heil. Franz v. Sales, war diesen Weisheitsbestrebungen sehr unbequem und im Wege. Sie mußte durch Verdächtigungen ihres Nimbus entkleidet und auf das Niveau eines gewöhnlichen, vielleicht etwas pfiffigen Menschen heruntergezogen werden. Deßhalb ließ sich der Herausgeber der Bibliothèque impartiale zwei Briefe aus Genf von einem (wie Gaberel in seiner histoire de l'Eglise de Geneve versichert), Genfer Geistlichen Beau-

lacre schreiben, deren erster (S. 107. Februarheft des Jahrgangs 1757) Particularités sur Saint François de Sales bringt und sich die Miene giebt, als sei Genf der Vorort kritischer Weisheit und Kenntniß, und der Sammelplatz aller Quellen, aus denen die übel beim Briefschreiber angeschrieben stehenden Lebensbeschreibungen des Heiligen corrigirt werden müßten. Vorläufig bleibt er bei den Besuchen stehen, welche der heil. Franz dem Haupte der Calvinisten in Genf, Theodor von Beza machte, um denselben im Auftrage des Papstes wieder für die Kirche zu gewinnen. Er wirft dem Abbé Marsollier, Franzens Biographen, vor, er erzähle diese Conferenzen auf seine Art. Allein er bringt keinerlei Beweise, daß diese Art unrichtig. Er bewitzelt nur die Bemühungen des Heiligen. Sehr übel nimmt er es demselben, daß er beim ersten Besuche, als er auf Beza im Vorzimmer wartete, die preisende Unterschrift unter einem dort befindlichen Portrait Calvin's durch Veränderung von drei Worten in eine Satyre auf den Reformator parodirte, obwohl Beza dieses Impromptu ganz wohl aufgenommen haben soll.*) Ohne Weiteres versichert der anonyme Briefschreiber: Franz habe bei seinem ersten Versuche gar nichts ausgerichtet. Er ist sehr erzürnt, daß in der Folge der Heilige dem alten Herrn Ersatz für die großen Vortheile geboten, welche er aufgeben mußte, wenn er Genf verließ und den Glauben wieder annahm, dem er durch Geburt und Erziehung angehörte und von welchem er so lange ein fettes Canonicat sich hatte gefallen lassen, bis sein heimlicher Calvinismus auch äußerlich sich nicht mehr bändigen lassen wollte. Der Anonymus phantasirt ohne Angabe irgend welcher Quelle eine große Entrüstung Theodor's von Beza über die Unwürdigkeit des Mittels der Bestechung, das an ihm versucht werden sollte, zusammen. Der fromme Alte soll darin einen Fallstrick des Satanas erkannt und dem heiligen Franz ein: Satan, hebe dich hinweg, zugerufen

*) Nicht in Beza's Vorzimmer befand sich übrigens das Bild Calvin's mit seiner Unterschrift, sondern im Rathhaussaale.

haben, da er sich mit dem Erlöser, welchen der Teufel die Herrlichkeiten der Welt zeigte und anbot, wenn er ihn anbeten würde, in gleichem Falle befunden. Da Franzens Versuche nichts gefruchtet, so habe man, wie der Anonymus zu melden weiß, wenigstens Europa durch einen imaginären Triumph der Kirche aufregen wollen und noch im nämlichen Jahre 1597 das Gerücht verbreitet, Theodor v. Beza sei als guter Katholik gestorben, indem er beim Herannahen seines Endes in Gegenwart des Magistrats, den er zu Gleichem ermahnt, den reformirten Glauben abgeschworen und der Bischof ihn kraft eines besondern Befehles des Papstes absolvirt habe. Der Anonymus weist triumphirend darauf hin, wie von Genf aus in zwei Schriften: Beza redivivus und Reponse à un Gentilhomme Savoisien, welche letztere er dem Beza selber zuzuschreiben geneigt ist, tüchtig auf jenes Gericht geantwortet sei. Auch freut er sich, einen Prediger an den Pranger stellen zu können, welcher auf der Kanzel zu Laon sich des frommen Werkes gerühmt, durch eine Sammlung 9 oder 10 Francs zusammengebracht zu haben, um 50 Messen zur Erlösung der im Fegfeuer gebratenen armen Seele Beza's lesen lassen zu können. Nachdem Beza hierdurch und durch sein Gedicht auf den vermeintlichen Jesuiten, welcher das Gerücht von seinem Tode und von seiner Conversion aufgebracht, so kräftige Zeichen seines calvinischen Lebens gegeben, nimmt es der Anonymus dem Abbé Marsollier sehr übel, daß er Beza bei dessen 7 Jahr später wirklich erfolgendem Tode doch wieder bedauern läßt, die Kirche verlassen zu haben. Der Anonymus geißelt diese angebliche katholische Leichtgläubigkeit. Er sucht Franzens Verdienst an den Conversionen in Chablais zu schmälern, indem er sie hauptsächlich angeblichen von Carl Emanuel ergriffenen intoleranten Gewaltmaßregeln zuschreibt. Doch giebt er zu, daß Franz seit 1594 eine geringe Anzahl Proselyten „durch seine gekünstelten Reden gewonnen haben möge". Er beschuldigt ihn der Fertigkeit, „Alles, was die Römische Religion Anstößiges hat, zu verbergen und nur

ihre schönen Seiten hervorzukehren." Weiter läßt sich dieser Jünger modernerer Weisheit also vernehmen: „Nachdem Franz von Sales einige Zeit daran gearbeitet hatte, seine Religion zu verkleiden und dieselbe von ihren günstigsten Seiten zu zeigen, ließ der Herzog endlich sein entscheidendes Ansehen eintreten, um den Sophismen des Missionärs Gewicht zu verschaffen. Er sendete das Regiment des Grafen von Martinengo, das bei den Bürgern einquartiert ward. Hierauf erschien er in Person. Das Regiment besetzte Thore und öffentliche Plätze. Alle Reformirten wurden auf das Stadthaus beschieden. Der Fürst bedrohte sie und gab ihnen im entrüsteten Tone zu verstehen, es komme darauf an, sich zu erklären. Er befahl, daß Alle, welche seiner Religion zugethan sein wollten, zu seiner Rechten treten sollten. Diejenigen, welche das zu thun verweigerten, wurden ihrer Aemter beraubt und schmählich aus dem Lande hinausgejagt. Sie hatten hierzu nur 24 Stunden Zeit. Das kürzte freilich die Controversen sehr ab." Hätte es sich auch wirklich, wie hier erzählt wird, verhalten, durfte denn gerade ein Genfer sich darüber wundern, der doch so viel aus der Geschichte seines Vaterlandes gelernt haben mußte, um zu wissen, daß das von Gott und Rechtswegen dem Herzoge von Savoyen gehörende und 1401 durch Kauf erworbene Genf die Reformation benutzte, um sich von seinem Landesherrn los zu machen und den Bischof zu vertreiben. Er mußte wissen, daß Genf die Güter der Kirche und ihrer Anstalten confiscirt und jeden, der die neue Lehre nicht bekennen wollte, zum Auswandern zwang. Dies Alles verschweigen selbst vom Calvinismus bezauberte Geschichtschreiber nicht*) und geben zu, daß die Stadt

*) Sogar Weber in seiner 1836 erschienenen geschichtlichen Darstellung des Calvinismus im Verhältniß zum Staat in Genf und Frankreich. Dieser Geschichtschreiber, der vom historischen Rechte auch keine blasse Ahnung hat, stellt den merkwürdigen Satz auf: „Daß die verschiedenen Religionen, wie die verschiedenen Regierungsformen, an und für sich nie Schuld an dem Guten oder Schlechten sind, das durch sie entsteht, sondern einzig die gute und schlechte Anwendung derselben.

auf diese Weise „sehr entvölkert“ worden. In gleicher Weise war in der Umgegend Genfs die Reformation eingeführt worden. Hätte der Herzog daher wirklich ein so großes Verbrechen begangen, wenn er dasselbe Stück zu seinem Benefiz spielen ließ, das man ihm einst zum Possen aufgeführt hatte?

Allein unserm Genfer genügen diese Verunglimpfungen des hl. Franz und seiner Sache noch nicht. Er schreibt die Erfolge seines Missionirens der Kunst, sich bei den Gemüthern durch Sanftmuth einzuschmeicheln, zu. Mit dieser Sanftmuth kann er es aber nicht vereinbar finden, daß Franz bei seinem Eintritte in Chablais zu verstehen gegeben, er komme, den Mächten der Hölle einen heiligen Krieg zu erklären, deren Knechte die Einwohner seien. Der kluge Mann wirft dabei die Frage auf, ob man auf eine ungeeignetere Weise mit Leuten, die man zu gleichen Meinungen mit sich selber zu bekehren wünsche, anbinden könne, als indem man damit beginne, ihnen zu sagen, man müsse, um so zu denken wie sie, nothwendig den Teufel im Leibe haben. Ja, er gehet noch weiter und fragt: Sollte dieser banale Exorcist, der überall den Teufel austreiben wollte, es verhüten können, daß nicht der Satan eines schönen Tages in seinem eigenen Gehirn sich einnistete? Er spielt dann auf die Zweifel in Bezug auf die Eucharistie an, womit der Teufel Franzen versucht, scherzt aber den Ernst der Sache mit der weisen

Der Vorzug einer Religion ist daher immer nur relativ.“ Hatte Weber, als er in der Vorrede diese Worte schrieb, schon die nur einige Zeilen früher geschriebenen Worte wieder vergessen, daß die wichtigste Ausbeute, die er von einem sechsmonatlichen Aufenthalte in Rom mitgebracht, „die fest gegründete Ueberzeugung gewesen, daß für das Volksleben und die Wohlfahrt des Menschengeschlechtes auf Erden (sic!), worauf doch zunächst das Augenmerk des Geschichtschreibers gerichtet sein muß, die Reformation unumgänglich nothwendig gewesen“? Die Worte auf Erden hat auch Weber gesperrt drucken lassen. Solche Sperrung aber dürfte ihm zugleich die Bahn des Historikers zulegen. Nach seinem eigenen Grundsatze war nicht die katholische Religion an dem Schlechten Schuld, das ihr aufgebürdet ward, sondern ihre schlechte Anwendung. Es durfte daher nur gegen letztere, nicht aber gegen erstere eingeschritten werden.

Bemerkung hinweg, daß die Frommen überall dem bösen Geiste eine Rolle zutheilen, daß dieser aber gar nicht zu Hilfe gerufen zu werden brauche, um zu erklären, wie in einem so geistreichen Manne als Franz von Sales gewesen, an einem so widerspruchsvollen Dogma wie das der Transsubstantiation ein Zweifel sich erheben könne. —

Sodann sucht unser Genfer den nächtlichen, aber mißlungenen Ueberfall Genfs durch den Herzog Carl Emanuel, 1602, mit der Erhebung Franzens auf den bischöflichen Stuhl in Zusammenhang zu bringen. Er mißt dabei dem Herzoge die Absicht bei, dem Heiligen für die auf dessen eigene Kosten unternommene Mission in Chablais, wofür das arme Bisthum keine angemessene Entschädigung erschien, durch Wiedergewinnung des calvinisirten Theiles des Bisthums sich dankbar zu erweisen. Beaulacre zufolge hat Franz in der Art an dem verfehlten Unternehmen sich betheiligt, daß er am Weihnachtsfeste in der wiedereroberten Cathedrale zu Genf zu pontificiren sich gerüstet gehalten. Schließlich macht unser Autor einen übeln Scherz daraus, daß Franz und sein Freund Camus beim Besuche der Karthause zu Ripaille die in einer Einsiedlerzelle gefundene Inschrift:

Tu mihi curarum requies, tu nocte vel atra
Lumen, et in solis tu mihi turba locis.

sehr schön und voll tiefer Mystik gefunden, und nicht gewußt hätten, wie diese Worte Verse des Römischen Dichters Tibull auf seine Geliebte gewesen. Dachte denn der gute Mann nicht daran, daß der Karthäuser, welcher diese Verse in seine Zelle schrieb, dieselben dadurch Gott weihete und heiligte, im Grunde nichts Anderes that, als der Apostel Paulus, als er zu Athen einen dem unbekannten Gott gewidmeten Altar dem Gott der Christen vindicirte und so dem Heidenthume seine Beute entriß? Womit will er denn aber auch beweisen, diese beiden gelehrtesten Männer ihrer Zeit hätten nicht gewußt, daß der Dichter dieses Verses der leichtfertige Tibull gewesen und daß er darin seine Geliebte anredete?

Schreiber dieses hat diese Unwissenheit nirgends documentirt gefunden. Aus dem Umstande, daß zwei geistreiche, wissenschaftlich höchst gebildete Kirchenfürsten zu frommem Zeitvertreibe Verse eines heidnischen Dichters im christlichen Sinne deuten, läßt sich aber unmöglich schließen, daß sie in Unwissenheit über den Dichter sich befunden hätten. Sollten sie aber wirklich im Augenblicke ihres Interpretirens in dieser Unkunde gewesen sein, so würde dieses die unschuldigste Ignoranz sein. Strenge Sittenrichter möchten es Kirchen-Prälaten vielleicht sogar zum Vorwurf machen, daß dieselben einen Dichter, wie Tibull, überhaupt kennen.

Mit dem im Februarhefte explodirten Ausbruche seines Grolles gegen unsern Heiligen noch nicht zufrieden, bringt der ärgerliche Beaulacre im Mai- und Junihefte der **bibliothèque impartiale** einen zweiten giftigen Ausfall, den er **Recherches sur la Canonisation de Saint François de Sales** überschrieben und der mit Spötteleien über die Formen der Beatifikations- und Canonisations-Processe eröffnet wird.*) Er glossirt über den Vortrag des Consistorial-Advokaten, welcher in seiner Rede den Antrag auf Canonisation durch Anführung und Nachweis entsprechender Thatsachen zu begründen gesucht, und spöttelt über die Wunder, welche sich am Grabe des Heiligen begeben. Mit dem in diesem Processe aufgestellten **advocatus diaboli** ist er aber gar nicht zufrieden. Er hält es für überflüssig, wenn derselbe den Ausweis verlangt, daß Franz getauft worden, und glaubt, derselbe hätte dem Canonisations-Antrage weit triftigere Einwendungen als die vorgebrachten, entgegensetzen müssen. Namentlich soll die Art, womit der Heilige die Bekehrungen in Chablais und andern calvinisirten Landstrichen betrieben, hierzu mancherlei Stoff darbieten. Er tadelt vor Allem den Zwang, den hierbei der Heilige dem Herzoge für den Fall des Mißlingens

*) Wie mag es wohl zugehen, daß das Manuscript der Genfer Bibliothek über diese Canonisation, welches Beaulacre bei seinem Aufsatze benutzte, wie Gaberel II. 645 sagt, von dort verschwunden ist?

der gütlichen Versuche vorgeschlagen, was selbst den päpstlichen Legaten als eine Härte erschienen sei. Dabei vergißt der gute Genfer abermals, mit welchen Mitteln seine Landsleute die Revolution gegen ihren Landesherrn und Bischof durchgesetzt, wie sie die Kirche spoliirt und deren Anhänger ins Exil geschickt, und wie das durch den Heiligen vorgeschlagene Verfahren hiernach nur als eine Restitution in integrum sich darstellt. Er zeigt sich weiter ungehalten darüber, daß der Heilige es in der Philothea für erlaubt erklärt, wenn Frauen und Jungfrauen auf Bälle gehen und sich dazu schmücken, während selbst ein leichtfertiger Bussy Rabutin sich sehr stark gegen Bälle ausgesprochen. Der Genfer ist sehr unzufrieden, daß der advocatus diaboli dem Heiligen diesen garstigen Punkt nicht aufgemutzt. Aber er kennt sich selbst so wenig, daß er gar nicht daran denkt, wie er, wenn der Heilige Ball und Putz verpönt gehabt hätte, denselben darüber verdammt haben würde, daß er unschuldigem Zeitvertreibe wehre. Er giebt denn auch dem Zeloten Recht, welcher der Gestattung des Tanzens halber die Philothea auf öffentlicher Kanzel verbrannte und ärgert sich, daß der advocatus diaboli im Canonisations-Processe sich diesen Einwurf nicht habe souffliren lassen. Dabei verschweigt er aber natürlich, als in seinen Kram nicht passend, daß jener Zelot später sein Unrecht eingesehen und vor Franzeu fußfällig bereut hat.

Der Genfer wird wohl, wie sein ganzes Benehmen sicher schließen läßt, die Philothea nie gelesen haben; sonst hätte er wohl die Restrictionen, unter denen der Heilige dem Tanzen nur nachsiehet, besser beachtet. Nachdem er ihn zu einem Ballklepper gestempelt, macht er ihn auch zu einem Spieler, und zwar zu einem falschen, und citirt aus der Schandliteratur der: ana, welche in der Regel kein besseres Schicksal als den anus verdient, ohne alle Gewährsangabe eine Aeußerung des verrufenen Herzogs von Grammont, welche derselbe bei vielen Gelegenheiten wiederholt haben soll, die ihn aber

glimpflichst gesagt, eher als einen elenden Schwätzer darstellt, als den Heiligen auch nur mit leisem Schatten streift, weil die Lüge zu handgreiflich ist. „Der Papst, so hat angeblich der freigeistige Herzog geäußert, mag gute Gründe gehabt haben, den Herrn von Sales heilig zu sprechen. Ich habe denselben sehr genau gekannt. Wir haben gar oft Piquet mit einander gespielt. Er hatte aber eine große Neigung zu betrügen. Er kannte das Geheimniß, sehr oft alle As zu haben." Der Genfer glaubt selbst diese Schandrede nicht ernstlich, da er die Bemerkung hinzusetzt; Andere meinten, diese Anekdote rühre vom Herzoge von Villeroi her, woher sie aber auch stamme, er betrachte dieselbe als höchst verdächtig, und er könne nicht mißbilligen, daß der advocatus diaboli keinen Gebrauch davon gemacht. Wozu führt er sie denn aber an? Weil er des Teufels wahrer Advocat ist, der sich meisterhaft auf den Spruch seiner Großmutter, der Schlange: calumniare audacter, semper aliquid haeret versteht.

Voll Aerger, daß er die weit in die Tausende sich belaufenden Conversionen des heil. Franz nicht bestreiten kann, unternimmt er im weiteren Verfolg seiner Advocatur mit einer enormen Gründlichkeit, dieselben auf etwas unter ein Drittel der in der Canonisations-Bulle angegebenen Anzahl von 72000 herabzudrücken, oder gar wahrscheinlich zu machen, daß frommer Betrug eine Null hinter die wirkliche Anzahl gesetzt. Er beweist aus angeblich statistischen Nachrichten*): daß im Jahre 1694 die Ländchen Gaillard und Ternier bei der vorgenommenen Zählung überhaupt nur 5000 Einwohner gehabt haben, und nimmt ganz willkürlich an, daß hiernach das Land Chablais mit den Städten Thonon und Evian 13,300 Einwohner gehabt haben müßte. Er giebt allenfalls zu, daß die bekehrten Landschaften 20,000 Seelen gezählt haben möchten. Mehr hätten also günstigen Falles

*) Haben diese aber auch Rücksicht darauf genommen, daß seit Franzens Zeiten Krieg und Pestilenz das Land verwüstet hatten?

gar nicht bekehrt werden können. Es seien aber, von den Sophismen des Missionärs unverblendet, die bedeutendsten Familien im Lande Calvinisten geblieben und andere ausgewandert. Auf die unter den 20,000 befindlichen Kinder glaubt der Genfer keinen Werth legen zu dürfen, da sie gar nicht hätten verstehen können, was der Missionär gepredigt. Wenn nun auch die Canonisations-Bulle Vorsichts halber noch die Landschaft Gex und andere Städte und Gegenden Frankreichs als Schauplatz der Bekehrungsthätigkeit Franzens nenne, so scheine ihm dieser Boden keinen reichen Ertrag gebracht zu haben. Aus einem 1662 in Genf erschienenen anonymen Briefe will der gründliche Mann beweisen, daß 1661 in Gex neben 17,000 Hugenotten sich nur 300 Katholiken befunden, woraus ihm ganz klar ist, daß 60 Jahre früher der heil. Franz also auch nicht mehr bekehrt haben könne. Für Frankreich ist der Genfer dagegen so großmüthig, 2000 Bekehrungen zuzugestehen, also summa summarum 22,300. Wenn wir auch im Zugeständnisse aller seiner willkürlichen Schlüsse und Berechnungen uns mit dieser Zahl begnügen wollten, so würde auch sie immer noch ein bewunderungswürdiges Resultat bleiben, zumal, wenn man die Wichtigkeit so vieler durch Geist, Herz und bürgerlichen Stellung höchst ausgezeichneter Personen, welche sich unter diesen Bekehrten fanden, und welche dem Heiligen unsägliche Redekämpfe und Disputationen kosteten, in Betracht ziehet.

Nachdem er eine schlechte Sache schlecht geführt, verläßt dieser richtige Anwalt des Vaters der Lüge seine papierne Bühne wie billig mit Hinterlassung eines starken Schwefeldunstes, den er in die vom Zaune gerissene Bemerkung eingewickelt, daß, wenn es sich um die in Indien von einem andern heiligen Franz (Xaverius) vollzogenen Bekehrungen handele, die Angabe von hundert Tausenden leicht sei, weil der Schauplatz mehrere tausend Stunden weit entlegen und gar ausdehnt wäre, die Zahlen daher nicht controlirt werden könnten. Glücklicher Weise seien aber die Schauplätze der

Bekehrungen des heil. Franz v. Sales nahe und lasse man sich nicht so leicht 72,000 aufbinden. Rom möge sich hüten, daß man auf seine Canonisations-Verhandlungen nicht das Sprichwort anwende: Er lügt wie eine Leichenrede.

Man muß gestehen, wenn der Plaideur seiner Satanischen Majestät seinen Ingrimm gegen Heiligsprechungen in keiner geschicktern Weise an den Mann zu bringen weiß, als der hiermit entlassene Genfer, dem das Wort nur zu lange vergönnt gewesen, er unter vernünftigen und billigen Leuten wenig Proselyten zu erwarten haben wird. Wir selbst fühlen uns so sicher, daß er keinem unserer Leser in wesentlichen Punkten an der nachfolgenden Darstellung des Lebens unseres Heiligen einen Zweifel beigebracht haben wird, daß wir ohne besondere Widerlegung nur auf das verweisen, was wir zuverlässigen Gewährsmännern folgend mit bestem Gewissen und in Ueberzeugung der durchgängigen Wahrheit, über das Leben und Wirken des heiligen Bischofs von Genf berichtet haben. Wir vertrauen, das ihnen daraus der schon hienieden himmlische Sinn des Verklärten in so sonnenhafter Klarheit aufgegangen sein wird, daß sie mit dem daraus gewonnenen Lichte die Irrthumsnebel, welche böser Wille und die nothwendige Antipathie der Weltweisheit gegen Kirchenluft, fort und fort der Sonne der Wahrheit entgegenbrodeln, ohne weitere Zurechtweisung unter sich zu bringen wissen werden.

Geberdet sich der Calvinismus des civilisirten XIX. Jahrhunderts auch ein wenig manierlicher in seinem Aerger über den hl. Franz, so ist der Geist seines Hasses auch in der nur anscheinend feinern Form immer noch der alte. Eine Ehre, auf eine so traurige Weise an dem heiligen Bischofe von Genf zum Ritter zu werden, suchte 100 Jahre nach dem freisinnigen Beaulacre der „ancien pasteur“ Gaberel, welcher in seiner histoire de l'Eglise de Genêve als Panegyrist der Genfer Kirchen-Revolution und ihrer beseligenden Folgen aufgetreten ist und im zweiten Bande derselben (erschien

1855) die Kapitel XVI. und XVII. zu einer Arena ersehen hat, auf welcher er im geschickten Kampfe den Ruhm des Heiligen glücklich abgeschlachtet zu haben vermeint. Obwohl ihm das Wort Esel durch den häufigen Gebrauch desselben in Luther's Schriften und symbolischen Büchern seiner Kirche, welche damit regelmäßig den Papst und seine Anhänger bezeichnen, schon als er noch Protestant war, widerwärtig geworden, so hat der Schreiber dieses auf die Gefahr hin, in den Verdacht eines Repetiruhr-Fabrikanten zu gerathen, doch unwillkürlich bei den Bemühungen Gabarel's dem hl. Franz calvinistische Streiche zu versetzen, an den gesunden vierbeinigen Grauen denken müssen, welcher dem sterbenden Löwen Fußtritte versetzte, weil er bemerkte, daß Eber und Stier denselben ungestraft mißhandelt hatten. Würde auch Franzens Sanftmuth niemals des Löwen Aeußerung: Te, naturae dedecus, quod ferre certe cogor bis videor mori zu seiner Antwort auf asinarische Mißhandlungen gemacht haben, so ist doch sein Biograph nicht verhindert, das schmähliche Beginnen des „alten Pastors", wenn er auch kein Pergament damit erzielen wird, ein wenig zu fustigiren.

Nachdem Gaberel im XV. Capitel die Mission der Capuziner in den Landschaften von Gaillard und Ternier besprochen und in gehässiger Weise den Pater Cherubin weidlich gestriegelt, behauptet er, die Rekatholisirung dieser Landschaften sei bei Anwendung der dazu gebrauchten drastischen, ja gewaltsamen Mittel kein Wunder; denn, sagt er, „es war schwer, daß durch den Krieg ruinirte und durch Verfolgungen decimirte Ortschaften der gleichzeitigen Anwendung materieller Gewaltthätigkeit, pecuniairer Hilfsmittel und der Jesuiten-Missionen Widerstand hätten leisten können." Damit will er vorweg den Bemühungen Franzens um Wiederherstellung der Kirche in den durch ganz andere und schlimmere Mittel zum Abfalle von dieser hl. Mutter bewogen gewesenen Landschaften den Hauptkern ihres Werthes entziehen. Sodann gehet er auf die Schilderung von Franzens Missionsthätigkeit über. Um sich die Miene hoher Unpartheilichkeit

zu geben, schildert er dieselbe vornehmlich nach der Lebensbeschreibung seines Neffen Carl August, von welcher der ancien pasteur sehr unglücklich orakelt, „daß aus ihr mit zahlreichen Veränderungen alle über Franz v. Sales veröffentlichten Werke gezogen seien." Er legt dadurch eine merkwürdige Unkenntniß der Literatur der Salesbiographien an den Tag. Noch einmal setzt er im Verfolg des Weitern auseinander, wie nur die durch den Krieg herbeigeführte Desorganisation des Protestantismus in den Ortschaften am südlichen Ufer des Leman der katholischen Mission erfolgreiche Chancen geboten und von Franz glücklich gewürdigt worden, als er sich auf die Frage des Bischofs Granier: wer sich dazu verstehen wolle, als Missionär nach Chablais zu gehen? dazu erboten.

Wir werden unten sehen, daß es mit dieser Desorganisation so schlimm keineswegs gewesen ist. Auch erkennt doch selbst Gaberel das Geschäft als eine penible mission an, wozu er den jungen Dompropst besser, als jeden andern geeignet erklärt. „Er besaß eine seltene natürliche Beredsamkeit, sein klares, sanftes, nie schneidendes Wort durchdrang die Herzen seiner Hörer; die Controverse bekleidete sich in seinem Munde mit angenehmen und mannichfaltigen Formen; sein Eifer kannte keine Gränzen und die Liebe zu seiner Heerde erschien unerschöpflich. Zu diesen Eigenschaften gesellte sich der Zauber einer hohen Geburt; seine Familie war allgemein hoch geachtet in der Provinz und verdiente diese Verehrung durch ihre moralische Würde und ihre Tugenden." Der ancien pasteur giebt also dem jungen Missionär ein ganz erträgliches Signalement in seinem Passe nach Chablais. Allein er entsetzt sich, wie einst Beaulacre, sofort vor dem Exorcismus, mit welchem Franz und sein Begleiter das irrgläubige Land betreten. Er findet zwar natürlich, wenn ein junger Missionär über Zerstörung von Kirchen, über Umwerfen von Kreuzen und in Trümmer zerschossene Thürme und Schlösser klagt, hält aber die Berner für große Wohlthäter des Landes, daß sie die Feudalvesten zer-

stört und die Anzahl der Klöster vermindert haben. Es sei, sagt er, die Frage, ob die politische und religiöse Freiheit, deren die Leman-Gegenden sich heute erfreuen, dem glücklichen Lande zu Theil geworden sein würde, wenn die Protestanten des XVI. Jahrhunderts nicht die Schlösser und Abteien, welche das Land in beständiger Unterwerfung erhalten, zerstört hätten. Mit Schadenfreude meldete Gaberel, daß Franz während des ersten Jahres seiner Predigten zu Thonon nicht einmal einen Protestanten als Zuhörer für seine glaubenseifrigen Predigten gefunden und daß es ihm auf dem Lande nicht besser ergangen. Ja, er scheint nicht ungern zu sehen, daß man dort dem jungen Missionär Beköstigung und Obdach verweigerte, ohne zu bemerken, daß er mit diesen Thatsachen seine eigene Behauptung vernichtet, der Protestantismus sei zum Widerstande schlecht organisirt gewesen. Höchst possierlich aber ist der Vorwurf, den Gaberel Franzens Biographen macht, daß ihnen die vielen Leiden und Beschwerden, welche Franz auf seinen Missionsgängen antraf, als Martyrien erscheinen, weil sie dadurch „den Schein des Lächerlichen auf die Person des jungen Missionärs werfen, indem sie nicht begreifen, daß die christliche Würde des Pastors das Schweigen über die täglichen Misèren und Verdrießlichkeiten des evangelischen Amtes erfordere“. Die calvinistischen Prediger beobachteten mit Recht dieses empfohlene Stillschweigen, denn sie hatten solche Unannehmlichkeiten lieber gar nicht zu melden. Denn auf den hl. Franz gemachten Mordversuch und seine wunderähnliche Rettung erklärt Gaberel ganz bequem für eine Legende. Der Erzählung des nächtlichen Anfalles durch zwei irrgläubige Banditen, welche Franz durch die Majestät seines Antlitzes und die Sanftmuth seiner Rede so bezwang, daß sie sich reumüthig und um Vergebung flehend zu seinen Füßen warfen, will der alte Calvinist durch die Versicherung alles Auffallende benehmen, daß er die Angreifer durch die vier Soldaten, welche angeblich Franzen alle Abend escortirten, außer Fassung gerathen läßt. Da Herr Gaberel nicht versichern kann,

die Scene als Augenzeuge zu melden, so wird er gefälligst erst seine Beweise an's Licht geben, ehe wir seinen Natürlichkeitshokuspokus glaubwürdigen Gewährsleuten gegenüber zugestehen. Weil Carl Emanuel die Anstifter dieses Ueberfalles nicht bei gelindem Feuer hat verbrennen lassen, so zweifelt Gaberel an der absichtlichen Veranstaltung des Complottes. Sollte man sich bei solchen Aeußerungen nicht versucht fühlen, dem Herrn Gaberel den Rath zu geben, sich das Honorar von seinem Lehrer in der Logik zurückgeben zu lassen, weil er ihm von dieser Wissenschaft eben nichts beigebracht hat? Gaberel hält alle diese Feindseligkeiten gegen Franz für erlogen, „da dieselben nicht im Einklange ständen mit dem Wandel der Reformirten und dem friedlichen Charakter der Savoyarden." Weil in den Registern der „**venerable compagnie des pasteurs**" von Genf sich dergleichen nicht verzeichnet findet, bestreitet Gaberel Carl August von Sales Versicherung, diese ehrwürdigen Herren hätten erklärt, daß das Auftreten von Missionären in Chablais eine Verletzung des Nyoner Vertrags in sich begreife.

Abermals könnte man fragen: welche Logik? Gaberel ist geneigt, den Almosen, wozu Franzen seine Mutter die Mittel reichlich spendete, einen größern Einfluß auf sein allmähliches Ueberwinden des passiven Widerstandes, den die Savoyarden seinen Bemühungen lange entgegengesetzt und welchem eine wohl durchdachte Organisation zu Grunde lag, zuzuschreiben, als seinen Predigten. Die bedeutenden Conversionen Pierre Poncet's und des Barons d'Avully sucht Gaberel als keine sonderlichen Acquisitionen darzustellen. Namentlich läugnet er die Erbitterung La Faye's in der mit d'Avully veranstalteten theologischen Disputation, aus dem wieder eine herrliche Logik offenbarenden Grunde, weil La Faye in der 6 Jahre späteren Disputation mit Franz von Sales sich keine Injurien erlaubt, sondern mit christlicher Gelassenheit disputirt habe. Diese Logik ist würdig des Erfinders des berühmten Syllogismus: „Gleichwie der

Löwe ein grimmig Thier ist, also werden wir auch in einem neuen Leben wandeln." Den Beweis für die Vermuthung, daß d'Avully durch menschliche Rücksichten zu seiner Conversion bewogen worden, bleibt Gaberel natürlich schuldig. Er scheint, wie aus Allem hervorgeht, d'Avully's Schrift, worin dieser seinen Rücktritt rechtfertigte, gar nicht einmal gesehen, geschweige denn gelesen zu haben, weil er sonst anders über diesen Mann urtheilen müßte.

Ungeachtet der 1594—95 erzielten Erfolge nennt Gaberel die ersten beiden Jahre von Franzens Mission in Chablais unfruchtbar. Das soll denn auch Franzen vermocht haben, im Winter 1596, vor seinem Herzoge zu erscheinen, um ihm den Entwurf einer weltlichen und gewaltsamen Mission vorzulegen. Immer und immer vergessen die Herren Calvinisten bei solchen Gelegenheiten die Art und Weise, wie ihre eigenen Leute den Calvinismus verbreitet haben und wie die widerrechtlich angegriffene Kirche sich ihm gegenüber nur im Stande der Nothwehr und im Rechte befand, wiederzufordern, was ihr entrissen worden. Das Verfahren der Einrichtung eines Gottesdienstes in Thonon mit Unterstützung der herzoglichen Autorität stellt Gaberel als eine schreiende Verletzung des Vertrags von Nyon dar. Die Willfährigkeit und Nachgiebigkeit des Magistrats und wo möglich auch die Bekehrung des Syndicus Fournier möchte Gaberel natürlich gern der einschüchternden Gegenwart des Regimentes Martinengo zuschreiben, dessen Angehörige er mit der schmeichelhaften Benennung soldats-bourreaux und executeurs en uniforme belegt. Bei ihrem Anblicke sollen die Landleute sich ihrer fünf Jahre zuvor von denselben „in Stücken zerhauenen Weiber" erinnert und aus Furcht vor Wiederholung ähnlicher Scenen sich Franzens Ueberredungskünsten ergeben und „zitternd" zur Messe begeben haben. Bei jeder Gelegenheit sucht Gaberel die Dämon-Austreibungen Franzens als einen höchst abergläubigen Act darzustellen, obwohl der Genfer Katechismus in seinem Abschnitte vom Glauben das Dasein und die

Wirksamkeit des bösen Geistes als einen Glaubenssatz ausdrücklich abhandelt. Doch ist Gaberel so gefällig, Franzen, dem ungestümen Pater Cherubin gegenüber eine parole digne et mesurée zuzugestehen. Auf die Conversion des calvinischen Prädicanten Petit von Chouleux ist Gaberel natürlich sehr übel zu sprechen. Er giebt demselben, wie gewöhnlich ohne allen Erweis, Schuld, sein Gewissen für Geld verkauft und sich so par son infamie ausgezeichnet zu haben. Er liefert auch eine chronique scandaleuse aus Petit's Vergangenheit. Es ist auffallend, daß Petit's Vorgesetzte, die seine Schande kannten, ihm doch sein Pastorat beließen, und erst dann über ihn herfielen, als er in ihren Augen ein Apostat geworden war. Während seine calvinischen Obern diesem Geistlichen so große Nachsicht gewährt, wird das Vertrauen, das Franz ihm zuwendete, als „un des traits les plus blamables de sa vie“ gescholten. Warum machte er diesen Vorwurf nicht Petit's geistlichen Oberen, die denselben weit stärker verdienten? — Den bezahlten Conversionen wurden diesem ancien pasteur zufolge zur bessern Verbreitung des katholischen Glaubens jongleries miraculeuses hinzugefügt. Zu diesen Jongleries rechnet Gaberel unter Anderm das Strahlen von Franzens Antlitz beim Predigen und das Auferwecken des todten Kindes, das nicht getauft war. Diese und andere durch eidlich vernommene Zeugen bekräftigte Wunder nennt der wunderscheue Calvinist naïfs recits und behauptet mit dreister Stirn, der armen Frau wäre ein Stück Geld gegeben, um ihre Nachbarn zu bereden, das Kind sei todt gewesen und nur zur Vornahme der Taufe wieder erweckt.

Gabarel wirft weiterhin Franzen vor, daß, wenn er in einem Pfarrbezirke 7 oder 8 Personen bekehrt, er daselbst sogleich den Meßgottesdienst eingerichtet und einen Pfarrer eingesetzt habe. Die Sache sei ohne Schwierigkeiten gewesen, meint Gaberel, weil die unglücklichen Bauern seit 10 Jahren keinen Pfarrer und Schullehrer gehabt. Wenn die Sache so leicht war, ist es auffallend, daß ein so eifriger Missionär

wie Franz vier Jahre brauchte, um angeblich so armselige Erfolge zu erreichen.

Die demüthige Haltung des calvinischen Consistorii zu Thonon dem Herzoge Carl Emanuel gegenüber, der daselbst mit dem Cardinal Medici erschienen war, und die Bekehrung mehrerer Würdenträger nennt Gaberel, wie gewöhnlich ohne nähere Begründung, eine „zwischen dem Herzoge und Franz und einigen heimlich für den Katholicismus gewonnenen Protestanten arrangirte Komödie" und erklärt die gleichzeitig vom Herzoge ergriffenen wohlmotivirten und berechtigten Maßregeln für intolerante, dem Vertrage von Nyon in's Antlitz schlagende Gewaltstreiche. Dieser Diener des göttlichen Wortes des sanftesten Jesu glaubt noch jetzt nach 250 Jahren „bedauern zu müssen, daß Bern nicht um dieses Verfahrens willen dem Herzoge den Krieg erklärte," welcher die Geschicke des Chablais wohl sehr geändert haben würde. Die Feier des bei der Anwesenheit des Herzogs zu Thonon abgehaltenen 40stündigen Gebetes ist dem ancien pasteur ein Gräuel. Seine Feder entsetzt sich, die „magnificences pueriles de ces ceremonies" zu beschreiben. Er freut sich, versichern zu können, daß doch eine Menge Calvinisten des Chablais unbekehrt geblieben und die Emigration dem katholischen Glauben vorgezogen hätten und preist die Nächstenliebe der Genfer gegen diese Emigrirten, für welche sie in mehreren Jahren die Summe von 2140 Gulden zusammengebracht. Es ist zu bewundern, daß den gewissenhaften Historiker die Armseligkeit dieses Opfers nicht abgeschreckt hat, den lächerlich kleinen Betrag in Zahlen anzugeben. Er meint, der hl. Franz sei von der Realität der „durch die herzogliche Autorität en bloc bewirkten Conversionen" nicht allzusehr überzeugt gewesen und habe deshalb vom Herzoge noch weitere Maßregeln verlangt. Dessenungeachtet hätten viele äußerlich Convertirte insgeheim ihren calvinischen Cult noch lange fortgesetzt, bis die andauernde Strenge des Herzogs auch diese heimlichen Lichter ausgelöscht hätte. Um die Werthlosigkeit

von Franzens Conversionen zu zeigen, zieht Gaberel am Ende seines XVI. Capitels eine Parallele zwischen dem Zustande der Savoyarden im Chablais und der Leute in Genf, welche natürlich zum schweren Nachtheile der Chablaiser abläuft. Denn diese haben ja keine **ouvrages savans ou populaires** hervorgebracht, welche die aufgeklärte Welt erfreuten. Ihre Primärschulen sind dürftig geblieben. Sie haben es nicht zu Akademien und Colleges gebracht, sind in Kunst und Wissenschaft weit zurück. Gaberel frägt stolz, ob die Genfer Prädicanten oder des Heiligen Nachfolger es gewesen, welche den dicken Aberglauben vernichtet haben und die gefährliche Leichtgläubigkeit entwurzelten. Er vindicirt den Genfern den Vorzug, „die Verehrung von Stein und Holz" durch den Cult des Geistes und der Wahrheit ersetzt zu haben. Auch in den Werken der christlichen Liebe giebt Gaberel den Genfern den Vorzug, welche seines Erachtens „die Mission, zur Civilisation und Begründung des Glückes von Staat und Familien, welche Gott dem Clerus anvertraut," weit besser erfüllt, als Franzens Nachfolger.

Nachdem unser Pseudohistoricus sein Müthchen an der Diffamation der Salesischen Conversionen gekühlt, gehet er auf eine Parallele zwischen dem Bischofe von Genf und dem Häresiarchen Theodor von Beza über, welche er **ces deux grands théologiens** nennt, was einem Katholiken sehr frappant vorkommen wird. Gaberel macht das merkwürdige Geständniß, daß das Studium **des relations particulières**, in welchem beide gestanden, fast ganz auf katholische Erzählungen sich gründe. Hieraus ergiebt sich die höchst bedeutungsvolle Folgerung, daß entweder Beza gegen seine Glaubensverwandten über seinen Verkehr mit dem heil. Franz sehr zurückhaltend gewesen sein muß, was für diesen und die Kirche nur höchst günstig gedeutet werden könnte, oder daß diese Glaubensverwandten über jenen Verkehr nur Dinge wußten, welche ihrer Parthei nachtheilig, dem Heiligen und seiner Kirche aber vortheilhaft waren, und daß man diese fatale Wissenschaft durch

das überall von dieser Parthei mit so gutem Erfolge gehandhabte Schweigen aus der Welt zu schaffen, beflissen gewesen. Hätte man calvinischer Seits auch nur die geringsten Thatsachen und Anführungen zur Hand, welche irgend einen Unglimpf Beza's gegen unsern Heiligen beweisen könnten, man würde damit nur zu sehr prunken. Als sich im Jahre 1597, wo eben Franz mit Beza verkehrte, das Gerücht verbreitete, der Nachfolger Calvins katholisire oder sei katholisch geworden, fand Beza, ohne Zweifel von seinen Glaubensgenossen gedrängt, diesem Gerüchte eine öffentliche Abläugnung gegenüber zu stellen, sich genöthigt. Dabei kömmt auch nicht eine Spur von seinem Verkehre mit Franz zum Vorschein, der doch allererst jenes Gerücht veranlaßt haben konnte. Er wendet vielmehr seine erkünstelte Galle gegen die, wie er recht wohl wußte, an dem Gerede ganz unschuldigen Jesuiten. Dieses respectvolle Schweigen Beza's über seine Beziehungen zum hl. Franz, die auffallende Vermeidung jeder Aeußerung über die ihm von demselben gemachten Anerbietungen, sind ein beredter Beweis von Beza's Achtung vor dem Heiligen und einer gütigen Aufnahme dessen, was ihm dieser eröffnet. Hätte ihn irgend etwas in Franzens Benehmen auch nur im Entferntesten beleidigt gehabt, so war er nicht der Mann, der es ungerügt gelassen haben würde, am wenigsten bei einer Gelegenheit, wo er sich gegen das Gerücht, er sei katholisch geworden, zu vertheidigen hatte. Die von katholischen Schriftstellern geäußerte Meinung, des Dompropstes Vorstellungen hätten auf Beza den tiefsten Eindruck gemacht, ja er sei nicht als Calvinist gestorben, gewinnt durch Gaberels naives Eingeständniß, für die Beziehungen Franzens zu Bezas nur katholische Quellen benutzen zu können, sehr an Bestande. Wie wäre es sonst erklärlich, daß noch nie ein gründlicher Versuch von calvinischer Seite gemacht ist, Beza gegen den Vorwurf des Kryptokatholicismus in seinen letzten Jahren in Schutz zu nehmen? Man weiß eben nichts Bedeutendes dagegen vorzubringen und findet es eben am vortheil-

haftesten, zu der fatalen Sache lieber ganz still zu sein. Wenn man dies erwägt, so wird man zu der Annahme versucht, Baum in Straßburg habe seine vor 20 Jahren mit so großem Eifer, ausgezeichnetem Fleiße und ehrwürdigem Enthusiasmus begonnene Lebensbeschreibung Beza's, die er zur Aufgabe seines eigenen Lebens machen zu wollen schien, mit einem Male in der Mitte von Beza's Leben abgebrochen, um den Abfall dieses Oberhauptes des Calvinismus nach Calvin's Tode der staunenden Welt nicht erzählen zu müssen, wovon er als gewissenhafter Forscher sich vielleicht nicht glaubte dispensiren zu können.

Gaberel's sehr unglücklich ausgefallene Parallele „der beiden großen Theologen" geht zunächst von der sehr unwesentlichen Aehnlichkeit einer vornehmen Geburt beider aus. „Die gesellschaftliche Stellung und die glänzende Erziehung, sagt G., ebneten ihnen oft die Schwierigkeiten ihres Werkes." Von Zweifel getrübsalte und durch Gewissensbisse gepeinigte Seelen, meint er, hätten sich gern dem Einflusse der onction persuasive unterworfen, deren Geheimniß Theodor von Beza eben so wohl als Franz von Sales besaßen. Diese Annahme einer gleichartigen Salbung bei beiden Männern muß Jedem mindestens possierlich erscheinen, der dieselbe in ihrer totalen Verschiedenheit auch nur oberflächlich kennen gelernt hat. Eben so wenig wird man die weiter hervorgehobene Aehnlichkeit zutreffend finden, „daß beide Theologen diese so glücklich im innern Dienste ihrer Kirche angewendeten christlichen Formen und die Lieblichkeit ihres Ausdruckes gänzlich vergessen, wenn sie in Controversen eingetreten." Dabei wirft Gaberel den Herausgebern der Schriften des Heiligen vor, daß sie dessen ursprüngliche gehässige Kraftausdrücke wider Gegner, namentlich den Prädicanten La Faye in den neuern Ausgaben unterdrückt. Dieß mögen die Herausgeber mit Gaberel ausmachen. Vorläufig weiß dieser weiter nichts anzuführen, als daß Franz jenen Prädicanten: ministre morfondu, prêtre indigne, protée, chameleon, moine defroqué

genannt habe, was ihm vielleicht Alle, denen La Faye bekannt war, ohne Sünde nachsprechen können. Diese Ausdrücke sind doch aber höflich gegen die, wie Gaberel zugiebt, verschwenderisch von Beza an seine Gegner ausgetheilten Ehrennamen: Hunde, Räuber, Missethäter u. s. w. Ungeheuer übel nimmt es Gaberel dem hl. Franz, daß er Duplessis Mornay's Tractat über die Messe, welcher die ganze katholische Geistlichkeit mit Recht empört hatte, und der ihm in die Hände gefallen, im Unwillen zerrissen. Er macht es ihm zum Vorwurf, daß er gegen solche Schandliteratur kein Mitleiden geübt. Nachdem er noch äußerst getadelt, daß Franz in einer Predigt Calvin wie einen Punier behandelt, beklagt er sich über die Untreue der Biographen, welche einen solchen Mann als ein Muster von Sanftmuth dargestellt. Wenn der heil. Franz weiter nichts wider sich hat, als jene fünf mit Mühe zusammengesuchten Benennungen, so wird Herr Gaberel nicht verhindern können, daß alle Wahrheit liebenden Leute, welcher christlichen Confession dieselben auch angehören mögen, mit oder ohne seine gütige Erlaubniß unsern Heiligen bis an's Ende der Tage als ein Ideal der Sanftmuth verehren werden. „Zwei solche Männer, sagt Gaberel, die in einerlei Gegend wirkten, mußten in persönliche Beziehung zu einander gebracht werden". Er theilt Clemens VIII. bekanntes Breve vom 1. Oktober 1596 mit, das den verhüllten Auftrag enthält, mit Beza wegen seines Rücktrittes in die Kirche zu verhandeln und wittert aus demselben, daß der Papst diesen Rücktritt „à tout prix" zu ermöglichen entschlossen gewesen. Dabei spottet er über die Annahme, daß Franz von Sales bei diesem Attentate von den Genfern irgend etwas zu besorgen gehabt habe. Das Risico eines Martyriums ist ihm eine lächerliche Einbildung und das schließt der scharfsinnige Logiker aus dem Umstande, daß selbst katholischen Gewährsmännern zufolge, die Genfer den zahlreichen Pilgern, welche ihre Stadt durchzogen und in's Chablais wallfahrten gingen, keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Hat denn Herr

Gaberel gar keine Ahnung davon, daß die Genfer sehr thöricht gehandelt haben würden, wenn sie durch religiöse Bedrückungen Fremder, an deren Glauben sie doch nichts zu ändern vermochten, ihre Stadt um die pecuniären Vortheile dieses Durchzuges gebracht hätten, und daß Franz von Sales, welcher dem Oberhaupte der Genfer Kirche zu Leibe ging, um dasselbe zum Abfalle zu bewegen, mit ganz andern Augen von den Genfern angesehen werden mußte, als ein harmloser Wallfahrer, der bloß hindurchzog? Er selbst kann ja noch nach 250 Jahren seinen Ingrimm über Franzens Besuche in Genf und bei Beza kaum unterdrücken, und ist doch ein Mann des civilisirten XIX. Jahrhunderts. Die Genfer des XVI. aber sollten mit Lammsmienen diesen Besuchen zugesehen haben? Gaberel giebt die Meldung dieser Besuche nach der Erzählung Carl August v. Sales und ergänzt dieselbe aus den oben bereits beurtheilten Aufsätzen Beaulacre's, deren Benutzung als historische Quelle mehr, als bedenklich ist. Gaberel bestreitet Beza's Betroffenheit über Franzens an ihn gerichtete Frage: ob man in der römischen Kirche selig werden könne? Welchen Grund aber hat er für diese Behauptung? Risum teneatis amici, muß man rufen, wenn man ihn sagen hört: Voilà l'inconvenient des livres ècrits par des moines! Leur imagination reserrée entre les murs d'un couvent ne peut concevoir les reâlités historiques; il est probable qu'un auteur laïque auroit compris que de Bèze, après cinquante ans de ministère, ne pouvoit guère être troublé par une simple question d'un missionaire de 28 ans, dont toute la gloire consistoit pour lors en quelques sermons sans resultats prononcés dans le Chablais? Ist das nicht etwas Curioses? Nach dieser Theorie eines ancien pasteur, zu dem man sich doch einiger seelsorglichen Einsicht wohl versehen durfte, würde nie eine Bekehrung von einem verjährten Irrthume, einer alten Gewohnheitssünde u. dgl. durch ein anscheinend zufälliges Wort herbeigeführt werden können. Aber wie viele Bekeh-

rungen weiß die Geschichte von dem hl. Eremiten Antonius, welcher durch die beim Eintritt in die Kirche ihm entgegen tönenden Worte der Schrift: „gehe, verkaufe Alles, was du hast" und vom hl. Augustinus an, welcher durch die in einem benachbarten Garten gerufenen Worte: „Nimm und lies!" bekehrt worden, zu melden, wo anscheinend unbedeutende Zufälligkeiten mit überraschender Eindringlichkeit einer gründlichen Bekehrung die Bahn brachen? —

Gaberel stellt sich sehr ungeberdig über Carls August von Sales Nachricht, daß Beza, als er Franzens Argumentationen für die Nothwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit nichts mehr entgegenzusetzen wußte, ärgerlich geworden sei und zu beleidigenden Aeußerungen sich habe fortreißen lassen. **Nous ne pensons pas que de Bèze se soit irrité contre le jeune prêtre,** sagt Gaberel, als ob er mit seinen Gedanken historische Thatsachen vernichten könnte. Schlimmsten Falles hielt er Beza's Unwillen „den unwürdigen und falschen Anschuldigungen" gegenüber, wovon freilich niemand etwas weiß, für gerechtfertigt. Er fährt fort: **Sans aucun doute de Bèze dut redire paternellement à François de Sales cette declaration vingt fois repetée dans ses livres: La foi, qui sauve c'est la foi qui produit les bonnes oeuvres; plus elle est forte, plus les actions chretiennes sont frequentes; mais si nombreuses qu'elles soient, ces choses dignes de louange ne peuveut nous sauver par leur mérite, à cause de leur imperfection, de leur misère et de nos innombrables péchés. Ce qui nous sauve c'est la misericorde en Jesus Christ donnée gratuitement (puisque nul homme ne peut la meriter) et cette misericorde, ce salut gratuit, nous porte à prouver par tous les moyens possibles notre reconnaissance, notre amour à notre Dieu en l'aimant, en faisant sa volonté.** Hätte Beza dem Genfer Katechismus zuwider (welcher lehrt, daß jegliches Werk, das wir versuchen und anfangen, Gottes Zorn und Verdammung unterliege und daß

selbst, wenn dasselbe unter der Leitung des hl. Geistes unternommen worden, es ihm nur so weit gefalle, als er es seiner Gunst und Milde würdigt) also geantwortet, so würde Franz erwidert haben, wie es auch katholische und tridentinische Lehre sei: daß kein Mensch, der nicht ein Glied Christi ist, gute Werke zu vollbringen im Stande ist und daß nur diejenigen Werke, welche der Mensch durch seine Verbindung mit Christo und die daraus entspringende Kraft verrichtet, Gott gefallen und durch seine Barmherzigkeit uns als Verdienste angerechnet werden. Das Tridentinum nennt die guten Werke geradezu Gaben Gottes und schon die heil. Väter bemerken: „so groß ist die Güte Gottes gegen alle Menschen, daß er seine Gaben als ihre Verdienste betrachtet.“ Wie aber Gaberel mit seiner Auffassung der ausdrücklichen Verdammung derjenigen durch Christum, welche es an guten Werken fehlen lassen, gegenüber, seine für Beza improvisirte Antwort begründen will, hat er weislich anzugeben unterlassen, wohl aus keinem andern Grunde, als weil Franzens Argumente unwiderleglich waren.

Indem Gaberel hiernächst die zweite Unterredung Franzens mit Beza angeblich nach Carls August v. Sales Erzählung wiedergiebt, scheint er sich doch der Aeußerung Beza's: er achte die Kirchenväter gering, zu schämen und verfälscht diese abscheuliche Antwort in die Phrase: **Ce sont les Pères, dont pour le moment je ne fais grand usage.** Solche Falsificationen wagt der Mann, der es den Herausgebern von Franzens Schriften zum Verbrechen anrechnet, daß sie (wie er behauptet) in den neuern Drucken einige starke Benennungen, die Franz calvinischen Prädicanten beigelegt haben sollte, unterdrückten, wobei immer noch zu erörtern bliebe, ob solches nicht auf Franzens eigene Veranlassung geschah. Sehr wenig Geschmack findet Gaberel an Franzens Vergleiche mit der Uhr, womit derselbe Beza's Meinung, daß der Mensch für sich keine wirklich guten Werke verrichten könne, zu widerlegen suchte. Er findet es unglaublich, daß Beza nicht

geantwortet haben sollte: „Ihr Vergleich ist zwar richtig, allein vollenden Sie denselben gefälligst und gestehen Sie zu, daß die Uhr, um zu gehen, der Hand des Uhrmachers bedarf, der ihr täglich neue Kraft giebt, sie reinigt und oft das Oel des Räderwerks erneuert, ohne welches sie unbeweglich und wie todt unter Staub und Rost bleiben würde." Gaberel nimmt an, daß die Hoffnung der Bekehrung Beza's, welche dieser Besuch bei Franzen hervorgebracht, in seiner Correspondenz die Natur der Wirklichkeit angenommen und dadurch das über die Alpen nach Italien gedrungene und fast geglaubte Gerede von Beza's Conversion entstanden sei, dem man in Genf öffentlich entgegentreten zu müssen glaubte. Den Beweis dafür, daß der Heilige so falsche Nachrichten ausgestreut, bleibt Gaberel leider schuldig. Dagegen ist er sehr entrüstet über das von jenem beim dritten Besuche dem alten Beza Seitens des Papstes für den Fall seiner Bekehrung gemachte Anerbieten. Beza soll keineswegs so passiv gewesen sein, als er dasselbe vernahm, wie die Katholischen melden, sondern hat den Herrn von Sales tüchtig bedient. Ein Genfer Manuscript, dessen Glaubwürdigkeit noch zu erweisen ist, meldet, wie Gaberel versichert: „Als Beza diese hassenswerthe Rede vernahm, ersetzte auf seinem Antlitze eine strenge Majestät die Stelle der wohlwollenden Herzlichkeit, womit er bisher zu dem jungen Priester geredet hatte. Er zeigte ihm seine von Büchern entleerte Bibliothek, die er verkauft hatte, um mehrere französische Flüchtlinge zu unterhalten. Dann führte er den Missionär zur Thür und gab ihm mit den Worten: **Vade retro, Satanas,** den Laufpaß". Eine mündliche Ueberlieferung läßt Gaberel's Angabe zufolge Beza die ironischen Worte hinzufügen: „Gehen Sie, mein Herr, ich bin zu alt und zu taub, um solchen Worten mein Ohr zu leihen." Wenn Herr Gaberel das Erzählte, wie zu seiner Ehre anzunehmen ist, selbst für wahr annimmt, so scheint er sehr leichtgläubig zu sein. Wenigstens hat er durch das von ihm selbst im Anhange seines Buches abgedruckte, am 18. Oktober 1595

errichtete und am 16. November 1599 bestätigte Testament Beza's selbst den Beweis geliefert, daß Beza, welcher einige Wochen früher bei Franzens zweitem Besuche noch seine Bibliothek incl. der von ihm verachteten Kirchenväter besessen zu haben scheint, im Jahre 1597 gar nicht so unbemittelt gewesen sein kann, daß er einen Schatz, wie seine Bücher zur Unterstützung Anderer hätte verkaufen müssen. Wir ersehen aus diesem Testamente, daß Beza nicht nur zwei weibliche, sondern auch einen männlichen Bedienten hielt und über bedeutende Summen zu disponiren hatte. Auch läßt sich aus des Papstes Anerbieten eines Jahrgehaltes von 4000 Goldgulden für die Aufgabe seiner Einnahmen in Genf, wohl schließen, daß Beza in sehr guten Umständen gelebt haben müsse. Wenn er den Heiligen wirklich für den satanischen Versucher gehalten, wie Herr Gaberel sich von dem Genfer Manuscripte hat aufbinden lassen, so würde Beza gewiß in seiner Abwehr des Vorwurfes der Abtrünnigkeit vom Calvinismus eine so pikante Gelegenheit, der katholischen Kirche und deren Oberhaupte durch Mittheilung seiner Versuchungsgeschichte Eins zu versetzen, sicherlich nicht ungenutzt haben vorübergehen lassen. Beza's Schweigen über Franz und seine wiederholten Besuche bei ihm ist, wie schon oben angedeutet worden, der sicherste Beweis, daß das damals verbreitete Gerücht: Beza katholisire (welches nur durch die hinzugefügte Nachricht von seinem reumüthigen Tode verunstaltet war), einen guten Grund hatte. Es war ein gewisser Edelmuth Beza's, daß er, durch die öffentliche Meinung und durch seine Stellung als Oberhaupt der Genfer Kirche genöthigt, diesem unzeitigen Gerüchte ein Dementi zu geben, einen sehr verhaßten Orden als Sündenbock vorschob und seinen künstlichen Unwillen über den Verrath seiner wahren Sinnesweise mit Ostentation gegen die Jesuiten wendete, obgleich (oder vielleicht gerade weil) der Magistrat zu Genf ihm bemerklich gemacht, es lohne sich der Mühe nicht, „à de semblables canailles“ zu antworten.

Nachdem die Sache diese Wendung genommen, mußte Franz sein Unternehmen auf Beza natürlich aussetzen. Als jener im Jahre 1601 wieder eine neue Conferenz mit dem Genfer Prädicanten vorschlug, war es sicherlich nur Politik, wenn Beza (vorausgesetzt, daß er überhaupt so gesprochen), Herrn Gaberel zufolge, der Genfer Geistlichkeit bemerklich machte: „solche öffentliche Disputationen sind unnütz; es „haben dergleichen in Languedoc, der Dauphiné und an „andern Orten Statt gefunden und das hat weder Frieden „noch Erbauung, wohl aber Streit und lange währende Aer„gernisse zur Folge gehabt; denn unsere Gegner conferiren „nicht, um zu lernen, noch um der Wahrheit nachzugeben, son„dern um hartnäckig auf ihrer falschen Meinung zu bestehen. „Wenn sie tausend Male überführt sind, treten sie auf und „rühmen sich, uns besiegt zu haben. Sehen Sie, meine Herren, „wenn auch diese Conferenz in Genf Statt findet, wird es „doch wie zuvor sein; man wird bis nach Rom hin ein „großes Geschrei erheben, Genf sei erschüttert, es werde in „den Schooß der Kirche zurückkehren, die Geistlichen seien auf „allen Punkten geschlagen und das wird den Kirchen zum „Aergernisse und den guten Seelen zur Beunruhigung ge„reichen. Uebrigens mag sich der Verein der Pastoren bereit „erklären, seine Sache zu vertheidigen; allein um recht zu „zeigen, daß derjenige, welcher die Disputation vorgeschlagen, „dabei nicht offen zu Werke geht, muß man sich darüber ver„ständigen, daß die Wahrheit der Religion nur allein mittelst „der canonischen hl. Schriften erwiesen werden dürfe und daß „nur damit übereinstimmende Zeugnisse zugelassen werden „können". Die Geistlichkeit ist, Gaberel zufolge, Beza's Rathe gefolgt, hat aber keine bestimmte Erklärung über die gestellte Bedingung erhalten können. Siehet denn der ancien pasteur auch noch im XIX. Jahrhundert nicht ein, daß eine solche Bedingung eben so perfide als albern war und daß sie von einem guten Katholiken gar nicht angenommen werden konnte, weil er dadurch stillschweigend seine triftigsten Beweise

und die Aussprüche des heil. Geistes für kraftlos erklärte? „Die Conferenz, sagte Gaberel, hatte nicht Statt und, wie „Theodor von Beza vorausgesehen, ließ man bis Rom ein „Geschrei über die Feigheit der Genfer Pastoren ertönen, „welche aus Furcht in eine Erörterung mit Franz von Sales „einzutreten ablehnten.“ Nach allen Regeln des richtigen Schließens war dieses Geschrei ein sehr wohl begründetes. Denn eine Herausforderung unter dem Bedinge annehmen, daß der Gegner die Waffen, denen er seine Stärke verdankt, daheim lasse, ist doch wohl eine Vereitelung der Möglichkeit, sich mit einander im Kampfe zu messen? —

Die mißlungene Escalade Carl Emanuels gegen Genf im Jahre 1602 beutet Gaberel in ähnlicher Weise gegen den hl. Franz aus, wie es 1751 Beaulacre gethan hatte.

Hierauf gehet er gegen des Heiligen vorgebliche Wunder zu Felde, nennt die Erzählung derselben eine Blasphemie, da man den Genfer Bischof dadurch auf eine Linie mit Christus stelle. Er entblödet sich nicht, dieselbe als ein Product des **Mensonge et de la folie** darzustellen. Namentlich nimmt er einen Anstoß an den Wunderheilungen, an den Verklärungen von Franzens Antlitz, an der Vermehrung der Vorräthe in der Abtei St. Sixt, an der Verbesserung des Weins in der Herberge von Saint-Jeoire und den Dämonenaustreibungen. Davon, daß Christus gesagt (Joh. XIV. 12): „Wer an mich glaubt, wird auch die Werke thun, die ich thue, ja noch größere“ und davon, daß er bei seinem Scheiden (Marcus XVI. 17) sprach: „Es werden aber denen, die da glauben, diese Wunder folgen: in meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Sprachen reden, Schlangen aufheben und wenn sie Tödtliches trinken, wird es ihnen nicht schaden; Kranken werden sie die Hände auflegen und sie werden gesund werden“, scheint der **ancien pasteur** keine Ahnung zu haben. Man wird fast versucht, daß er seine Freiheit, in der heil. Schrift zu lesen, passive dahin benutzt hat, sie nicht zu lesen. Einen Hauptgräuel, eine Profanation

findet er aber darin, daß Carl August v. Sales sein Buch mit einer Nachahmung der Worte, womit der hl. Johannes sein Evangelium schließt, endet, indem er sagt: „dieß schreibt der Sohn und Neffe, welchen Franz lieb hatte; er bezeugt es und weiß, daß sein Zeugniß wahr ist. Franz v. Sales hat noch viele andere Dinge verrichtet, welche in diesem Buche nicht geschrieben sind; ich glaube nicht, daß die Welt dieselben fassen kann". Als einen Haupteinwurf gegen die Austreibungen der unsaubern Geister macht Gaberel geltend, daß Herr von Sales in seinen Schriften dieser folies nie erwähnt. Als ob ein Heiliger noch ein Heiliger wäre, wenn er der eigene Erzähler seiner Wunder würde? Gaberel dürfte, wenn Franz sich dessen unterfangen, der Erste gewesen sein, ihn darüber zu tadeln. Die Erzählung von dem Tode des Heiligen erfüllt denn aber doch auch diesen ancien pasteur mit Ehrfurcht und er kann sich der ihn ehrenden Bemerkung nicht entschlagen, daß sie sei ein tableau plein de vie religieuse et empreint d'une piété profonde. Er überwindet sich denn auch ehrenhafter Weise, einen würdigen Abriß vom Tode des grand theologien zu liefern, welchem zur Vergleichung die Geschichte von Beza's Tode folgt. Seine Moral aus dieser Vergleichung lautet dahin: daß diese beiden großen Opponenten im Glauben, als ihr letztes Stündlein schlug, nicht weiter an die Rivalität von Rom und Genf dachten, daß sie die Glaubensbekenntnisse*), die Entscheidungen der Concilien, die Cultusformen, die diplomatischen Verdammungsformate und die Controversen vergessen. Alle diese Arbeit menschlicher Leidenschaften sei auf dem Boden des Evangeliums vor ihren Augen verschwunden. Ihre Lippen hätten nur das Wort gesprochen: Gottes Wille möge an

*) Dieß wagt derselbe Gaberel zu schreiben, der zwei Seiten vorher erzählt hatte, daß Franz auf dem Sterbebette sich gerühmt, zeitlebens zur Jungfrau Maria gebetet zu haben und daß er auf die ihm dort vorgelegte Frage: ob er nicht hätte Huguenott sein mögen, gerufen hätte: Dieu m'en garde, ce seroit une trop grande trahison!

ihnen in Erfüllung gehen und die Gnade Christi mit ihnen sein. Wenn man den Haß, den Gaberel in seinem ganzen Buche gegen die Kirche zur Schau trägt, sich vergegenwärtigt, so kann man seine Schlußworte: Frères des communions rivales! Nous nous agitons et nous nous divisons pour beaucoup de choses cependant une seule est nécessaire. Puissent les derniers jours de ces grands serviteurs de Christ nous servir de leçon! et Dieu nous donne, pendant que luit encore le jour où nous pouvons travailler, de saisir la bonne part qui ne pourra point nous être otée! nur für eine schöne Tirade, für eine nicht gar ernstlich gemeinte rhetorische Floskel halten.

Meine Leser werden nach Vorführung dieses Champions der Eglise de Genève leicht ermessen, daß aus Schriften, wie den seinigen, nur Vorstellungen und Bilder erzielt werden können, in denen die reine Wirklichkeit nicht zu erkennen ist, weßhalb solche Schriften als Quellen für eine wahre Geschichte unseres Heiligen nie werden benutzt werden können. Ich würde die entgegengesetzten Ansichten im Heerlager unserer Gegner auch nicht so ausführlich zur Erörterung gezogen haben, wenn nicht eine durch die ganze Christenheit sich hinziehende freimaurerische Tendenz unter der Ägide ihres doch nur Rebellion verbergenden Aushängeschildes der fraternité die Christen in den Glauben einlullen möchte: die Glaubens-Differenzen hätten sich abgeschliffen und seien altfränkische Charteken geworden. Nein! Sie bestehen in vollem Maße. Die Wirklichkeit und die offene Gegnerschaft aller Fractionen des von der Kirche geschiedenen Christenthums beweisen es unwiderleglich und es ist für keine Parthei von Vortheil, wenn sie sich dem Wahne überläßt, die Schranken seien gefallen.

Noch übrigt die Beleuchtung eines Bedenkens, welches zart gesaiteten katholischen Herzen beim Lesen der nachfolgenden Lebensbeschreibung des heil. Franz von Sales vielleicht mehrfach aufstoßen wird. Es ist nämlich die Frage, ob es

der christlichen Liebe namentlich gegen die Angehörigen anderer von der heiligen katholischen Kirche als irrgläubig verworfener Kirchenthümer entspricht, wenn so manche, besonders kleinere Züge hier gemeldet werden, woran die Andersgläubigen empfindlichen Anstoß nehmen können. So würden vornehmlich Calvinisten sich durch die Erzählung verletzt fühlen können, daß schon dem Kinde Franz die katholischen Bettler näher am Herzen lagen, als die calvinistischen und daß ihn sein kirchlicher Instinkt sie von einander unterscheiden lehrte, daß er ferner in spätern Jahren die Gabe gezeigt, calvinistische Irrgläubigkeiten an dem Geruche ihm nahender Personen erkennen zu können und an anderem Aehnlichem, das auf den nachfolgenden Blättern erzählt wird. Der Schreiber dieses hat sich nicht allein diese Frage selbst vorgelegt, sondern ist auch von seinen frommen Committentinnen darauf aufmerksam gemacht. Allein er hat sich nicht entschließen können, solche Züge zu unterdrücken. Einmal konnte das Ziel und die Gränze, wie weit solche zärtlichen Rücksichtnahmen Platz zu greifen haben würden, nicht wohl gefunden werden, weil die gestellte Frage hiezu kein Prinzip, keinen Maßstab mit sich bringt. Sodann aber muß einem aufrichtigen Protestanten das gesammte Wesen des hl. Franz, sofern es durch und durch ein echt katholisches ist, zum Anstoße gereichen. Dem Protestantismus zu Liebe, dessen verschiedene Nüancirungen und Fractionen nur in dem Einen, daß sie gegen die katholische Kirche und ihre Autorität protestiren, einig sind, würde, wenn die christliche Liebe ihre Forderungen so weit triebe, als jenes Bedenken es will, überhaupt mit Veröffentlichung aller Schriften inne gehalten werden müssen, welche das ihm feindliche katholische Wesen darstellen und begründen. Namentlich würde er dann ein Recht haben, das Leben des hl. Franz, der ihm so vielen und nachhaltigen Abbruch im bewußten Kampfe gegen ihn that, secretirt zu verlangen. Allein eine solche Forderung fällt auch den enthusiasmirtesten Protestanten nicht ein. Gerade sie sind die

eifrigsten Beschützer uneingeschränkter Rede- und Druckfreiheit, welche sie natürlich den Katholiken eben so gut zu Statten kommen lassen werden, wie sie dieselbe für sich in Anspruch nehmen. Abgesehen hiervon werden ja aber in jenen vermeintlich verletzenden Zügen nur Thatsachen gemeldet, welche so gut verbürgt sind, als irgend ein Factum, das ein Geschichtsschreiber als Wahrheit seinen Lesern vorträgt. Der Erzähler empfindet, indem er sie meldet, darum nicht weniger die schuldige Liebe, zu welcher der Nächste dem Nächsten verpflichtet ist. Er berichtet ja nicht in der Absicht zu verletzen, er meldet nur, was sich begeben hat und beobachtet ist. Sollte aber dennoch ein anders Glaubender sich durch Thatsachen unbegründeter Weise verletzt fühlen, die in seine Meinung nicht passen oder wohl selbst mit derselben in entschiedenem Widerspruche stehen, so soll er den Anlaß und die Absicht der Verletzung nicht bei dem Schreibenden suchen, sondern die ihm gewordene Unannehmlichkeit aus dem Verhältnisse herleiten und darauf zurückführen, das er zu den Thatsachen einnimmt und an welchem der Erzähler ganz unschuldig ist.

Ein weit erheblicheres Bedenken, als das eben beseitigte, enthält die Frage, ob es in einer in materiellen Interessen verkommenen und unter der Herrschaft des seichtesten Verstandes und der ekelhaftesten Aufklärung dahin modernden Zeit gerathen erachtet werden kann, die keuschen Schleier zu lüften, welche den Verkehr der Jesum innig liebenden Seelen mit ihrem Bräutigam verdecken und das verborgene Kleinod der zarten Freundschaft und Liebe (das die Frucht dieses Verkehrs ist, wenn Seelen, wie Franz v. Sales, die Mutter v. Chantal und die übrigen Mütter vom Orden der Heimsuchung, deren Leben uns vorgeführt werden soll, solchen pflegen), in die Oeffentlichkeit hinaus und vor das Auge auch noch so gemeiner Leser zu führen. Ja, es könnte gefragt werden, ob es aus gleichem Grunde, weshalb die Juden das hohe Lied Salomonis geheim hielten und nur sehr bedingt einer auserlesenen

Zahl ihrer Angehörigen die Lesung verstatteten, nicht zweckmäßig sei, solche Dinge in der Heimlichkeit beruhen zu lassen, wo sie, unbeachtet von frechen und spöttischen Blicken, ohne Aergerniß sich hinfristeten, ohne daß den Seelen, welche an solchen Schätzen eine wirkliche Weide finden, der Weg dahin verkümmert war. Allein Geheimniß ist die heilige Seelen- und Liebeslust ohnehin nicht. Es kann alle Tage eine rohe Barbaren-Faust in niederträchtigem Hohne diese Heimlichkeiten auf das Widerwärtigste profaniren. Jetzt ist nichts Heiliges vor so Etwas sicher. Besser daher, daß die Enthüllung mit schonender und liebreicher Hand erfolgt, als daß man sie der Prostitution überläßt. Zudem aber würde mir ein Leben des hl. Franz von Sales, der hl. Johanna Francisca Fremiot von Chantal und ihrer Genossinnen, das diese göttliche Erotik unberührt ließe, einer Uhr ähnlich scheinen, aus welcher die Feder entfernt worden und welche daher nicht gehen noch die Zeit weisen könnte. Alles, was diese von Gott geliebten Seelen Hehres und Heiliges wirkten, entsproß jenem traulichen Wechselverkehr, der zwischen dem Schöpfer und der Seele, welche er, darin seine Wohnung zu nehmen, gewürdigt, Statt fand. Diese contemplative Jesusliebe, für welche das Mittelalter das unvergleichliche Wort Gottesminne erfand und gebrauchte, war die Feder, welche die innern Thaten und die äußern Werke der damit Beglückten regulirte und anregte. Nachdem der Engel Raphael den jungen Tobias nach Raguel geleitet und hierauf nach dem Hause seines Vaters zurückgeführt hatte, sagte er, daß es gut und nützlich für die hohen Diener der Könige sei, wenn sie nicht die Geheimnisse aus dem Cabinette ihrer Fürsten ausplauderten, daß es aber ehrenhaft und für Gott glorreich wäre, wenn man laut seine Gunsten und Gnaden verkünde. Welcher höhern Gunst und Gnade kann aber Gott eine menschliche Seele würdigen, als wenn er derselben seine ganz besondere Liebe zuwendet? Die Pflege dieser Liebe aber ist gerade der Mittelpunkt des Ordens der Heimsuchung Mariens.

Seine Aufgabe ist, zur Vereinigung der Seele mit Gott und dem Nächsten um Gotteswillen zu gelangen. Seine Töchter sondern sich von der Welt ab und treten zusammen, um in der heiligen Liebe Gottes zu wachsen. Diese soll sich täglich vermehren und eine gleichsam unermeßliche Summe von geistigem Reichthum und Schätzen der Gnade bilden. Die Töchter sollen allen Regungen ihres Herzens entsagen, die allein ausgenommen, welche sie anzieht, ihren gekreuzigten Bräutigam zu lieben. Sie tödten die Liebe zu sich selbst völlig ab, um statt derselben die Liebe dessen in ihrem Herzen herrschen zu lassen, der aus Liebe zu uns gestorben ist. In Befolgung des Schriftwortes: die Liebe ist stark wie der Tod, beobachten die Töchter von der Heimsuchung durch die sanfte Gewalt der Liebe geleitet, ihre Ordensregeln mit Gottes Hilfe auf das Pünktlichste, vorzüglich aber das göttliche Gebot, sich einander zu lieben, wie Gott sie geliebt. Würde ich mich nicht an der Wahrheit versündigt haben, wenn ich von diesem Nerve des Ordenslebens und dessen Regen und Lebensthätigkeit in den Stiftern und hauptsächlichsten Vertreterinnen desselben in noch dazu so ausführlichen Biographieen, wie ich denselben gewidmet, gar nichts oder nur Andeutendes gemeldet hätte? Das Leben des hl. Franz und der hl. Johanna Francisca sind geradezu nicht zu begreifen, wenn man von ihrer Gottesliebe und den Führungen, mittelst deren sie in die heiligen Tiefen derselben geleitet wurden, Umgang nimmt. So habe ich denn über die Bedenken mich erhoben, welche sich der Entschleierung des innigen Lebensverkehrs zwischen Gott und seinen auserwählten Lieblingen entgegenzusetzen schienen. Da ich nicht für Ungläubige schreibe, sondern den Katholiken nur einige von den vielen Schätzen näher zur geistlichen Weide vor die Augen zu rücken beabsichtige, woran die Kirche so überreich ist und welche im Einzelnen, bei der großen Fülle im Ganzen, so leicht, wo nicht übersehen, doch nicht genugsam gewürdigt werden, so würde ich auch den etwanigen Vorwurf, den Säuen Perlen vorgeworfen zu haben,

ablehnen müssen. Für solche schrieb ich überhaupt nicht und ich glaube, Niemand wird verkennen, daß ich sie gerade ausschließe von der Weide. Verirren sie sich hinein und richten sie ärgerlichen Unfug an, so ist das eine höhere Zulassung, für welche meine Absicht wenigstens nicht verantwortlich gemacht werden kann.

Anfänglich beabsichtigte ich, dem nachfolgenden Werke eine allgemeine pragmatische Einleitung über den Zustand des religiösen Lebens in den Ländern französischer Zunge, welche der Schauplatz des Calvinismus und der denselben bekämpfenden Thätigkeit des hl. Franz waren und wo er mit seinem Orden so glücklich das Werk der Conservation und Erneuerung des bestehenden und der Restauration des unterdrückt gewesenen katholischen Glaubens durchsetzte, vorauszuschicken. Allein nach näherem Erwägen bin ich von dieser Absicht zurückgetreten, weil ich mir Leser und Leserinnen wünsche, welche das Bedürfniß eines historischen Pragmatismus gar nicht kennen und sich an der Naturwüchsigkeit der auf dem Boden der Geschichte erwachsenen Gestalten zur Bereicherung ihrer Kenntnisse und zur Erbauung ihres Gefühles und Willens erfreuen, ohne das Verlangen zu haben, den Zusammenhang des durch diese Personen Gewirkten mit den übrigen Zeitereignissen oder seinen Gegensatz zu denselben, so wie was dem Gewirkten voraufging und nachfolgte, in seiner Causalverbindung kennen zu lernen. Den nöthigen historischen und geographischen Apparat, um von dem Schauplatz des Ortes und der Zeit, auf welchem die Helden dieses Buches sich bewegen, eine Vorstellung zu gewinnen, wird Jeder, soweit ich dazu nicht selbst die nöthigen Hinweise gegeben haben sollte, in allgemeinen Geschichtswerken und Erdbeschreibungen finden. Hauptsächlich würde es mir bei der beabsichtigten Einleitung darum zu thun gewesen sein, die Bedeutung Genfs für das Werk, das Franz v. Sales in seinem Leben und durch seinen Orden sich zur Aufgabe gemacht, in ein näheres Licht zu setzen. Diese ist aber von

dem Heiligen in der Unterhaltung, die er 1596 mit seinem Landesherrn zu Turin hatte, so präcis, aber freilich scharf gewürdigt, daß ich seinen Worten jede eigene selbst näher ausgeführte Aeußerung nachsetze.

Der Herzog Carl Emanuel hatte damals den Dompropst von Sales nach Turin kommen lassen, um wegen der vollständigen Wiedergewinnung des Landes Chablais mit diesem Rücksprache zu nehmen und sein Gutachten darüber zu hören. Ueber die politische Weisheit des 30jährigen jungen Mannes erstaunt, fragte er ihn über eine Menge von Dingen, welche das Wohl seiner Unterthanen betrafen. Dann wünschte er auch zu wissen, welche Meinung der Dompropst über Genf habe. Sein Neffe Carl August giebt im Leben seines Oheims (S. 98 der lateinischen Ausgabe von 1634) folgende Nachricht über dessen Antwort: „Der Dompropst, welcher den Gegen„stand nach seinem wirklichen Verhältnisse erwog, entgegnete „freimüthig: wenn diese Stadt bezwungen werden könne, dürfe „nicht gezweifelt werden, daß der Irrglaube in Europa eine „schwere Niederlage erleiden würde, denn sie ist, fuhr er fort, „der Sitz des Satan, von wo aus er den Irrglauben über „die ganze Welt ausstreuet, wie aus folgenden Gründen sich „ergiebt. Erstens ist Genf die Capitale des Calvinismus. „Denn in ihr haben Calvin und Beza ihren Wohnsitz aufge„schlagen. Zweitens: Alle vermeintlich reformirten franzö„sischen Kirchen holen sich in den die Lehre betreffenden An„gelegenheiten, ja oftmals auch in politischen Dingen bei den „Genfern Rath. Drittens: Alle übrigen irrgläubigen Städte „verehren Genf wie ein Asyl und eine heilige Stadt, und „noch in diesem Jahre kam ein angesehener Provençale in „derselben Absicht nach Genf, womit die Katholiken nach „Rom zu pilgern pflegen. Viertens: In Europa ist keine „Stadt, welche größere Vortheile für die Pflege des Irr„glaubens darbietet. Denn es ist Ihnen, durchlauchtigster „Herzog, wohl bekannt, wie vorzüglich gut sie gleichsam an „den Thoren Frankreichs, Deutschlands und Italiens belegen

„ist. Es leben daselbst Irrgläubige aus aller Herren Län„dern, Italiener, Franzosen, Deutsche, Polen, Spanier, Eng„länder und Leute aus noch entfernteren Gegenden. Welchen „Ueberfluß an Geistlichen die Stadt hat, ist allgemein be„kannt. Im vergangenen Jahre sind allein ihrer zwanzig „nach Frankreich gegangen. Selbst England beruft Genfer „zu Geistlichen. Was soll ich von den ausgedehnten reichst „ausgestatteten Druckerpressen sagen, die es dort giebt und „welche über die ganze Erde ihre verpestenden Bücher ver„breiten? Die Genfer lassen dieselben auf öffentliche Kosten „in manchen Städten verbreiten. Noch in diesem Jahre ist „das schändliche Buch des **Rupichandieu** für siebenhundert „durch freiwillige Gaben zusammengebrachte Goldgulden in „Umlauf gesetzt. Hierzu kommen noch die Schulen, zu denen „sehr viele junge Leute aus angesehenen Familien Frankreichs „herbeiströmen. Zeuge dessen ist Spondanus aus Deutsch„land, Zeuge der Kapuziner Pater Ludwig, des Sächsischen „Großkanzlers Sohn, der zu Genf studirt hat. Nicht un„beachtet zu lassen sind auch die beständigen Uebungen in „Versammlungen, Vorlesungen, Unterredungen, Disputatio„nen und Bücherabfassen und anderes dergleichen, das den „Irrglauben in wunderbarer Weise fördert. Fünftens: „Alle Beschlüsse, welche gegen den heiligen Stuhl und wider „die katholischen Fürsten gefaßt werden können, werden zu „Genf gefaßt. Was brauche ich Ihnen, Durchlauchtigster „Fürst, dieses auseinander zu setzen, der Sie so vielen Kriegs„listen und Ränken dieser Art auf die Spur gekommen sind? „Sechstens: Giebt es wohl in Europa eine Stadt, welche „so viele Apostaten jedes kirchlichen Grades sowohl vom „Welt- als Ordens-Clerus bei sich aufgenommen hat? Die „Sache ist an sich klar. Aus diesen Gründen schließe ich, „daß wenn Genf unterjocht worden, der Irrglaube zerstreut „werden würde. Einem solchen Unternehmen würde es för„derlich sein, wenn, wie ich schon lange bedacht, nach Cha„blais und in die Landschaften Gex, Galliard und Ternier

„ausgezeichnete und eifrige Prediger stationirt würden, welche „aus der Gesellschaft Jesu oder aus dem Kapuziner-Orden „genommen werden könnten“ u. s. w.

Es hat Gott nicht gefallen, in der dem hl. Franz zweckmäßig scheinenden Weise Genf so bald von der Herrschaft des Irrglaubens zu befreien. Es bewährte sich auch Franzens von seinem Herzoge angestaunter Weisheit gegenüber das alte Sprichwort: der Mensch denkt, Gott lenkt. Genf, obwohl sein rechtmäßiger Bisthumssitz, lag nicht in der Domaine, die Gott für seine Bemühungen abgegränzt. Es mußte noch zweihundert Jahre die Herrschaft einer Irrlehre ertragen, welche, wie consequent auch von Calvins eisernem Willen und scharfem Verstande erzwungen, doch das Schicksal alles Schaffens auf subjectiven Grundlagen hat, daß der Zerbröckelungs-Prozeß auch an ihr sich vollziehet. Genf, wo es zu Franzens Zeit für einen entschiedenen Katholiken gefährlich war, sich nur blicken zu lassen, zählt jetzt an 20,000 katholische Einwohner, hat mehrere katholische Kirchen und selbst Klöster. Was würden Voltaire und Rousseau, die hier herum vor einem Jahrhundert ihr Wesen trieben, zu dieser Veränderung wohl sagen, wenn sie auf einige Tage ins Leben zurückkehren und mit ihren unseligen Blicken umherschauen könnten? Die von Innen heraus und im Kampfe mit den Zeitverhältnissen erblühende Kirche ist gewiß eine solider gegründete, als eine mit Heeresmacht nach Genf zurückgekehrte und mit körperlichem Zwange restaurirte. Hätte Franz eine solche Absicht Gottes geahnet und hätten die Zeitläufte dazu auch nur die mindeste Aussicht eröffnet, so würde er in seiner unvergleichlichen Demuth seinem Herzoge gewiß nicht zur Unterwerfung Genfs zu dem Ende, um den katholischen Glauben daselbst wieder aufzurichten, durch Waffengewalt gerathen haben, so zweckmäßig und der von beiden Seiten gehandhabten Politik angemessen dieser Vorschlag zu seiner Zeit immer auch gewesen sein mag. Keinem Zweifel aber unterliegt es, daß der hl. Franz an den noch so neuen Fort-

schritten der Kirche seinen Antheil hat. Denn hätte er nicht die Umgegend der Herrschaft des Calvinismus entzogen, so würden die aus der Umgegend in die Stadt gezogenen Landbewohner keine Katholiken gewesen sein und die Nothwendigkeit katholischer Kirchen daselbst lange noch nicht als ein Bedürfniß haben anerkannt werden können.

Darum hat auch der hl. Vater gerade am letzten Feste des hl. Franz von Sales (den 29. Januar 1860) allen Gläubigen durch alle Pfarrer des Cantons Genf den päpstlichen Segen ertheilen lassen. Bei dieser Gelegenheit verkündigte der Generalvicar, daß der Canton Genf der heiligen Jungfrau geweiht sei. Der hl Vater hat in die Kirche U. L. Fr. zu Genf eine herrliche Marien-Statue geschenkt. Dieselbe ist das Werk Forzanis und ward dem allgemeinen Vater der Christenheit von den römischen Künstlern im Augenblicke der Verkündigung der Definition der unbefleckten Empfängniß zum Geschenke gemacht. Mit den Symbolen dieser Empfängniß dargestellt, vereinigt die jugendliche Gestalt die höchste Anmuth und große Reinheit der Verhältnisse mit einem tiefen Ausdrucke der Keuschheit und Demuth. Schon finden Wallfahrten zu diesem herrlichen Bilde Statt. Mit wie himmlischer Freude wird der Heilige im Paradiese diesen Triumph der Gottesmutter an dem Orte, wo sie ein Abscheu geworden war, begrüßt haben!

Leben des heiligen Franz von Sales.

I.

Herkunft, Geburt und Kinderjahre.

Drei Meilen entfernt von der Savoyischen Stadt Annecy liegt das Schloß Sales. Seit uralten Zeiten ward dasselbe von einem berühmten freiherrlichen Geschlechte bewohnt. Ein Gerhard von Sales überbrachte nach dem Tode des burgundischen Königs Rudolph III. im elften Jahrhundert dessen verwaiste Krone dem Kaiser Conrad. Ein Peter von Sales begleitete den Grafen Amadeus von Savoyen zum Entsatze des von den Saracenen belagerten Rhodus. Dieser Graf fügte dem Wappen der Sales, die einen wie ein Ei gestalteten Schild mit blauem Grunde und zwei breiten goldenen Strichen führten, einen halben Mond mit zwei Sternen bei, weil Peter während eines auf der Fahrt entstandenen Unwetters, das des Grafen Schiffe den Untergang drohte, die beiden Sterne Castor und Pollux erblickt und daraus eine baldige Heitere prophezeihet hatte. Die Freiherren von Sales, welche im XVII. Jahrhundert zur gräflichen*) und markgräflichen Würde erhoben wurden, bekleideten Jahrhunderte lang in Kriegs- und Friedenszeiten hohe Ehrenämter und brachten es im Verlaufe der Zeit zu reichen Besitzungen.

*) In der Person Ludwigs, des jüngern Bruders unseres Heiligen. Dieses Ludwigs Sohn, Franz, ward von Carl Emanuel zum Markgrafen erhoben.

Franzens Vater besaß 8 ansehnliche Güter und Herrschaften, und schrieb sich einen Herrn von Sales, von Ballaveson und Villaroget. Er führte gleichfalls den Vornamen Franz. Vermählt hatte sich derselbe mit der 14jährigen Francisca von Sionaz, einer Tochter des Herrn Melchior de la Tuille, Vallieres und Boisy, dem Sprößlinge eines nicht minder begüterten Geschlechtes. Da er die Herrschaft Boisy als Heirathsgut erhielt, mußte er den Titel Seigneur von Boisy annehmen. Dieser Herr*) war ein frommer, dem katholischen Glauben innig ergebener, tugendhafter und tapferer Cavalier, und hatte unter seinem frühern Namen eines Herrn von Nouvelles in den Flandrischen Kriegen die Waffen getragen, auch in vielen und wichtigen Geschäften den Herzögen von Luxemburg und Martigues gedient. Im Jahre 1559 in die Heimath zurückgekehrt, schloß er seine Ehe. Seine Gemahlin, ein Ausbund katholischer Frömmigkeit, besaß wie ihr Gatte alle Tugenden, welche eine Ehe glücklich machen können und die Grundlagen des Friedens und der Einigkeit sind. Beide übten eine ausgezeichnete Wohlthätigkeit gegen die Armen. Namentlich kamen sie wirksam den armen Katholiken zu Hilfe, welche die im nahen Genfer Gebiete zur Herrschaft gelangte Irrlehre von Haus und Hof vertrieben hatte und welche die irdische Habe mit dem Rücken angesehen, um das himmlische Gut ihres Glaubens zu retten. Die Schweizer und Genfer gaben den frommen Ehegatten nur zu oft Gelegenheit, sich solcher Bedrückten anzunehmen. Nachdem sie sieben Jahre in kinderloser Ehe

*) Er war 1522 geboren, hatte eine ritterliche Erziehung genossen, war, 40 Jahre alt, vermählt und hatte sich, nachdem er seinem Landesherrn mehrere wichtige Dienste geleistet, auf seinem Schlosse Sales in Ruhe gesetzt. Scherzhafter Weise pflegte er zu sagen, er würde sich nie entschließen können, einen Glauben anzunehmen, den er habe auf die Welt kommen sehen. Er sei 12 Jahre älter, als der Calvinismus, und werde denselben fern zu halten wissen. Er nannte diese Lehre auch wohl den Schwamm, der, über Nacht schnell aus dem Boden empor gewachsen, sich mit Hilfe der Liederlichkeit und Gewaltthat entwickelt habe.

gelebt, fühlte Francisca im Januar 1567 sich gesegneten Leibes. In diesem Zustande war sie genöthigt, nach Annecy zu gehen, um der neuen Landesherrin Anna von Este, der mit dem Herzoge von Nemours, Jakob von Savoyen, in die zweite Ehe getretenen Wittwe des von dem Protestanten Poltros 1563 aus Religionshaß ermordeten Herzogs von Guise, ihre Aufwartung zu machen. Dieser zu Ehren war das zu Chambery aufbewahrte Leichentuch Christi, auf dessen beiden Seiten der Leib des göttlichen Heilandes abgedruckt zu erblicken ist, nach Chambery, der gewöhnlichen Residenz der Herzoge von Nemours, gebracht.*) Die Frau von Sales ward beim Anblicke dieser Abbildung des auch für sie gestorbenen Erlösers zu solcher begeisterten Andacht bewegt, daß sie unter Vergießung heißer und reichlicher Thränen das Kind, welches sie unter ihrem Herzen trug, Jesu Christo aufopferte, indem sie ihn anflehete, er wolle dessen Vater sein und es vor der verderbten Welt bewahren, ihr auch lieber die Ehre nehmen, Mutter zu werden, als sie ein Kind zur Welt bringen zu lassen, welches die Gnade der heiligen Taufe verlieren und einst ein Feind Gottes werden sollte. Es geht die Sage, daß die erste Bitte, welche Jemand nach Erblickung dieses Heiligthums an Gott richtet, wofern nur der Gegen-

*) Dieser Grabtücher giebt es mehrere. Das gereicht vielen Protestanten zum Hohn, welche trotz ihrer gerühmten Bibelkunde nicht zu wissen scheinen, daß bereits der hl. Petrus, wie sein Mitaugenzeuge Johannes (XX. 6.) meldet, deren mehre unmittelbar nach des Herrn Auferstehung gesehen hat, weßhalb auch recht füglich in Portugal, den Niederlanden und Besançon dergleichen vorgezeigt werden können. Das eben erwähnte soll Nicodemus dem berühmten Gamaliel hinterlassen haben, von dem es auf die Bischöfe Jerusalems, den hl Jakobus und Simeon u. s. w. überging. Bei der Belagerung durch Vespasian und Titus retteten die Christen dieses Tuch aus der Stadt, brachten es aber nachmals wieder dahin. Als Saladin 1187 die Stadt eroberte, nahm Veit von Lusignan, der letzte König, dasselbe mit nach Cypern, wo er ein neues Königreich gründete. Nach dem 1450 erfolgten Tode des letzten Lusignan nahm seine Wittwe Margaretha das Tuch mit nach Europa und ließ es bei der Durchreise durch Chambery ihrer Anverwandtin, der Herzogin von Savoyen. Seit 1598 wird es in Turin aufbewahrt.

stand ein Seelenheil betrifft, nie fehl schlage. In diesem Falle fand die Sage reichliche Bestätigung. Geheimnißreiche Träume deuteten der Frau von Sales dieselbe schon im Voraus an. So träumte ihr einmal, sie habe keinen adelichen Freiherrn, sondern ein Hirtlein geboren, das einer Heerde von Schafen emsig nacheilte. Ein anderes Mal sah sie ihr Kleines in den Gewändern religiöser Orden. Nachdem sie ihn kaum sieben Monat getragen, gebar sie in einem Zimmer, das man im Schlosse das Gemach des heil. Franz v. Assisi nannte, dessen Bild dort hing, am 21. August 1567, an einem Donnerstage Abends zwischen neun und zehn Uhr ihren Sohn, welcher am 28. August in der Pfarrkirche des heil. Mauritius zu Thorens, einem Salesischen Lehngute, getauft und nach seinen Pathen Franz Bonaventura genannt ward. Der Taufe folgte ein Gastmahl, bei welchem auch die Armen reichlich bedacht wurden. Wegen seiner zu frühen Geburt war das Kind zart, schwach und klein und mußte mehrere Monate lang in Baumwolle und Seide eingewickelt werden. Um dasselbe nicht zu verlieren, ward alle ersinnliche Sorgfalt aufgewendet. Mehrmals änderte man, da die Mutter ihr Kind nicht selber stillen konnte, die Säugamme, um ihm recht gesunde Milch zuzuführen. Alle diese Ammen bezeugten, wie der kleine Franz keine oder nur wenige Ungelegenheit verursacht, und bereits in der Wiege sein Gesicht eine himmlische Anmuth ausgestrahlt habe und daß man ihn oft mit kreuzweis auf der Brust über einander geschlagenen Aermchen gefunden. Wider die Meinung der Aerzte, welche dem Kinde kein langes Leben zusprachen, gelangte der Knabe zur rechten Manneslänge und zu einer starken Natur. Zwei Jahre und drei Monate genoß er die Milch. Als er entwöhnt ward, ließ die Mutter an alle Armen nach dem Beispiele der Mutter Samuels ein Almosen spenden und dem Knäblein durch einen Priester den heil. Segen ertheilen, auch viele heil. Messen lesen. Das Kind entwickelte sich bald zu solcher Lieblichkeit, daß es Allen das Herz abgewann. Zeitig entfaltete es die herrlichsten

Tugenden, namentlich: Gehorsam gegen Eltern und Lehrer, Aufrichtigkeit, liebreiches Wesen. Eine holde Schamhaftigkeit und Zurückhaltung zeichnete dasselbe früh aus. Seine ersten Worte waren: Mein Gott und meine Mutter lieben mich sehr. Er ward dann unterwiesen, die heiligsten Namen Jesu und Mariä mit höchster Andacht auszusprechen. Frau v. Sales äußerte gegen Frau v. Chantal, sie würde von der Kindheit ihres Franz vieles Wunderbare erzählen können, wenn sie nicht seine eigene Mutter wäre. Der Kleine sei schon vom frühesten Alter mit einer Fülle göttlicher Gnaden übergossen gewesen und in allem Thun und Lassen von der Liebe Gottes getrieben worden. Die frommen Eltern gestatteten dem wohl gezogenen Knaben keinerlei Umgang mit ungesitteten Gespielen, noch einen zu vertrauten Verkehr mit den Hausbedienten. Eben so führten sie über seine Spiele eine genaue Aufsicht und gestatteten vorzugsweise nur solche, welche auch den Körper übten. Bei dieser Erziehung war ihnen der Abbé Deage, der sie öfters besuchte, beiräthig und behilflich. Schon nach einigen Jahren war der Knabe ein Muster von Ernst in seinen Sitten, von bescheidenem Anstande und bewunderungswerth in den sinnreichen Antworten, die er auf vorgelegte Fragen ertheilte. Aber auch dem frommen Kinde nahete der Versucher einmal mit Erfolg. Franz erblickte das Kleid eines Arbeiters, der im Schlosse beschäftigt war, am Boden liegen. Im Knopfloche gewahrte er ein niedliches Nestelband aus Seide von verschiedenen Farben. Da ihm das Band gefiel, nahm er's heimlich hinweg. Der Arbeiter vermißte das Band. Herr v. Boisy erfuhr die Entwendung und fragte seinen Sohn, ob er das Band genommen. Als derselbe das Vergehen offenherzig eingestand, erfaßte ihn eine so starke Reue, daß er auf den Knieen um Verzeihung bat und so heftig jammerte, daß auch die Umstehenden zu Thränen gerührt wurden. Dessen ungeachtet ließ der ernste Vater ihn vor der ganzen Gesellschaft mit Ruthen streichen und sagte, die Strafe sei so leicht, weil es Franzens erster Dieb-

stahl sei. Nie nahm dieser fortan ohne Erlaubniß etwas Fremdes an. Er selbst zeigte sich im Fragen sehr behutsam, aber angesprächig und Alles, was ihm gelehrt ward, leicht fassend. Alles, was er gelernt, suchte er sogleich einer alsbald um sich versammelten Knabengesellschaft lehrend wiederum mitzutheilen. Er nahm die Knaben auch mit in sein Capellchen, um mit ihnen da zu beten. Seine Mutter führte den kleinen Franz fleißig mit zur Kirche. Hier kniete er neben ihr. Seine Blicke waren unverwandt nach dem Altare gerichtet und seine ganze Haltung drückte so viel Ehrfurcht aus, daß er ein kleiner Engel zu sein schien. Strahlen begeisterter Frömmigkeit leuchteten aus dem zarten Angesichte. Die Mutter las ihm die Lebensbeschreibungen der Heiligen vor und wußte dieselben mit gottseligen Anmerkungen schön zu begleiten. Ihren Unterweisungen gab sie durch musterhaftes Beispiel Nachdruck. Bei Verrichtung seiner Gebete und beim Anhören der Messe zeigte Franz als Knabe eine sein Alter weit übersteigende Andacht und innere Sammlung. Zu Haus hatte er seine Freude an Aufrichtung von Altärchen und Nachahmung der Kirchen-Ceremonien. Wenn er mit seinen Kameraden gespielt hatte und die Pfarrkirche gerade leer war, führte er sie dahin und stellte sie im Kreise um den Taufstein auf. Dann sprach er wohl: Dieß ist in der ganzen Welt der Ort, welcher uns der liebste sein sollte. Denn hier sind wir Kinder Gottes geworden. Singen wir zusammen das Gloria patri. Die Kleinen thaten, wie ihnen geboten, knieten nieder und küßten ehrerbietig den Taufstein. Wahrhaft in allen Reden, wollte er bei einem Versehen lieber gestraft sein, als sich mit Unwahrheit entschuldigen. Den Armen gab er nicht bloß das, was seine Mutter durch seine Hand ihnen reichen ließ, sondern auch Alles, was man ihm für seine Person geschenkt oder er sich für diese Lieblinge zusammengebettelt hatte. Wenn er nichts Anderes hatte, entzog er sich die ihm bestimmten Speisen. Schon am Tage seiner Taufe hatte der Blick des Säuglings aufmerksam und

unverwandt der Spende der Almosen zugeschauet, als habe er eine besondere Freude an den armen Freunden Christi. Wenn er später, noch auf den Armen der Amme, über den Schloßhof getragen und dort eines Bettlers ansichtig ward, wandte er seine Augen nicht von demselben ab. Man mußte ihm die Augen, damit er sie nicht zu heftig im Umblicken darnach anstrengte, verdecken. Eines Tages trat die Amme mit ihm in das Haus eines Armen, worin ebenfalls ein Säugling sich befand. Die Amme hatte nichts bei sich, das sie dem Kinde geben konnte. Als der kleine Franz weinte, reichte sie, um doch etwas zu thun, dem fremden Kinde ihre Brust. Fröhlich streckte Fränzchen die Händlein aus und stützte dem kleinen Milchgenossen, dem er so gern seine Nahrung abtrat, den Kopf. Kein besseres Mittel, sein Weinen zu stillen, gab es, als ihm etwas zu geben, um es an die Armen auszutheilen. Als er selber zu gehen vermochte, stahl er sich, so oft es ihm möglich war, in den Schloßhof hinunter und theilte was er hatte, an die dort harrenden Bettler aus. Hierbei wußte er durch den bloßen Blick und Berührung der Kleider katholische Arme vom calvinischen zu unterscheiden. Zuerst bedachte er jene und sprach: ihr seid meine Brüder, meine Freunde. Es geziemt sich, daß man zuerst die nächsten Glaubensverwandten bekleide und ernähre. Für euch aber, die ihr in der Gemeinschaft Jesu Christi nicht lebt, hebe ich die Brosamen auf. Wenn ihr in die wahre Kirche zurückkehrt, werde ich euch an den Tisch setzen wie meine Brüder und wahren Söhne derselben.

II.

Lernzeit des heiligen Franz von Sales.

Mit Widerstreben seiner Mutter, welche ihr Söhnlein so lange bei sich behalten wollte, bis die Gottseligkeit im Herzen desselben noch stärkere Wurzel gefaßt und ihn befestigt haben würde, übeln Beispielen zu widerstehen, brachte Herr von Sales, welcher den verweichlichenden Einfluß der Mutter fürchtete, den sechsjährigen Franz in ein für adeliche Knaben errichtetes Lerninstitut, weil er dafür hielt, daß der Wetteifer unter zusammen Lernenden den Fortgang im Studiren fördere. Die Lernbegierde des jungen Franz gab sich schon, bevor er lesen konnte, dadurch zu erkennen, daß er stets gern in den Büchern umherblätterte und neugierig hineinschaute. Jene Anstalt befand sich zu La Roche, einer kleinen, dem Schlosse Sales ganz nahe belegenen Stadt. Peter Bataillеur brachte ihm hier die Anfangsgründe der lateinischen Sprache bei. Die Kost hatte er bei einem seiner Lehrer Dumax. Der Herr von Sales ging alle Woche nach La Roche, um sich von Aufführung und Fleiß seines Sohnes zu überzeugen. Bald hatte Franz das Lesen und Schreiben erlernt. Dann ward er in der französischen Grammatik unterwiesen, die er in einigen Monaten gefaßt hatte. Nun begann der Unterricht in der lateinischen Sprache. Die Lehrer waren über des Knaben reißende Fortschritte erstaunt, noch mehr aber über seine Tugenden. Die ganze Stadt bewunderte die Reinheit, Bescheidenheit und Frömmigkeit dieses Kindes. Die Edelleute aus der Nachbarschaft führten ihre Kinder nach La Roche, um sich an diesem irdischen Engel ein Vorbild zu nehmen. So vergingen zwei Jahre. Aus politischen Rücksichten verlegte Franzens Vater seinen Wohnsitz von Sales nach seinem Schlosse Brens in Chablais.

Seinen Sohn brachte er nun in das Colleg von Annecy, wo bereits die 3 Söhne seines Bruders Ludwig studirten, in deren Gesellschaft Franz gethan ward. In Annecy war er bald die Sonne unter den Sternen. Seine Wohlgestalt, die Anmuth seiner Geberden, seine helle klangreiche Stimme und die Fortschritte im Lernen, leiteten oft die Wahl seiner Lehrer auf ihn, wenn öffentliche Reden zu halten waren. Stets war er in seiner Klasse der erste. Immer gewann er am Ende des Jahres die erste Prämie. Reifer Verstand und glückliches Gedächtniß unterstützten seinen fruchtbaren Fleiß. Seine Züchtigkeit in Gedanken, Worten und Handlungen gaben ihm frühe einen höhern Ausdruck, und seine Höflichkeit und Bereitwilligkeit, jedermann zu dienen, machten ihn zum allgemeinen Lieblinge. Seine Mitschüler scheuten sich in seiner Gegenwart Ungeziemendes zu reden und zu thun. Mit freundlicher Bescheidenheit pflegte er dergleichen zu rügen. Als sein Vetter Caspar einst eine Züchtigung verdient hatte und sich vergebens durch Weinen davon loskaufen wollte, erbot sich Franz, dieselbe für jenen zu übernehmen. Es ward gestattet und ohne eine Miene zu verziehen, ertrug Franz die Strafe für den Vetter. Früh zeigte er auch eine angeborene Liebe zur Billigkeit. Ein Bedienter sollte auf Befehl seines Vaters ihm ein Paar Handschuhe kaufen. Er wollte aber nicht so viel geben, als der Kaufmann forderte. Franz bezahlte das mehr Geforderte aus seiner Börse. Als er mit seiner Dienerschaft über eine Brücke ging, forderten diejenigen, welche diese Brücke erhalten mußten, ein Brückengeld. Die Diener wollten sich zur Zahlung nicht verstehen, weil sie sich dazu nicht für verpflichtet erachteten. Franz gab das Verlangte aus seiner Baarschaft. Keine geringe Schuldigkeit ist es, sprach er, sich diesen armen Leuten erkenntlich zu zeigen, welche sich wegen unserer und der Bequemlichkeit Anderer abmühen müssen. Mit der Zeit geizte er förmlich. Er beutete sie erfolgreich zu fruchtbarer Arbeit aus. Wenn er lateinische Autoren übersetzte, sah man ihn zuweilen eine

ganze Stunde über vier oder fünf Phrasen brüten, um den besten Ausdruck zu finden. Las er Bücher, so schrieb er sich schöne Wendungen aus, um sich derselben gelegentlich bei eigenen Compositionen zu bedienen. Unter Uebung aller Tugenden, die einen ausgezeichneten Schüler zieren, war Franz 10 Jahre geworden, als der Tag seiner ersten heiligen Communion erschien, die er aus den Händen des berühmten Bischofs v. Genf, Angelo Giustiniani, empfing. Derselbe kannte den reich begabten Knaben bereits. Er ward betroffen von dem ganz himmlischen Wesen, wovon sein Gesicht strahlte und gab ihm weissagende Versicherungen einer für die Kirche durch ihn ersprießlichen Zukunft und sagte: er werde ein Wunder seiner Zeit werden. Nachdem Franz sich durch anhaltendes Beten darauf vorbereitet, ließ er sich noch am nämlichen Tage das hl. Sacrament der Firmung ertheilen. Die in der heil. Firmung empfangene Gnade wirkte eine neue Förderung in der Uebung aller Tugenden bei Franz. Er entwarf sich selber eine Vorschrift zur Verrichtung seiner täglichen Gebete, zu Lesung geistlicher Bücher und zum Besuche der Gotteshäuser. Er liebte es, seine geistlichen Uebungen auf vorgeschriebene Weise, nie aber nach eigenem Kopfe zu verrichten. Wenn seine Schulcameraden an Sonnabenden spazieren gingen, suchte Franz daheim zu bleiben und las seiner betagten Kostfrau aus dem Leben der Heiligen vor. Auf Spaziergängen forderte er oft seine Cameraden auf, mit ihm zu beten und sonderte sich, wenn sie nicht mochten, von ihnen ab, um es allein zu thun. Er pflegte schon damals zu sagen: man müsse Gott bei Zeiten dienen und thue recht, wenn man bete, wo immer es die Zeit erlaube. Dabei zeigte er sich in den Erholungsstunden lustig und aufgeräumt. Seine Schamhaftigkeit ging so weit, daß er sich nie entblößte, wo seine Cameraden z. B. in der Hitze kein Bedenken trugen, mit offener Brust einherzugehen. —

Als Franzens Vater die Ueberzeugung gewonnen, daß seinem Sohne der Aufenthalt in Annecy nicht mehr nützen

werde, beschloß er ihn nach Paris zu bringen. Er ward einige Monate auf Bitten der Mutter im elterlichen Hause behalten, um ihn in den tugendhaften Grundsätzen zu befestigen. Hier gewann der künftige Heilige über seine 3 jüngern Brüder, Gallois, Louis und Jean François eine solche Autorität, wozu bereits bei seinen Anwesenheiten während der Vacanzen zu Haus der Grund gelegt worden, daß sie ihm in allem Gutem, wozu er sie durch Ermunterung und Beispiel anleitete, willig folgten. Seine Mutter ermahnte denn auch diese jüngern Brüder dringend, Alles zu thun, wozu Franz sie auffordern werde. Am meisten gewann er Ludwigs Herz. —

Während dieser Zeit ließ er sich zu Clermont in Savoyen im Herbstmonat 1578 die Tonsur ertheilen. Sein Vater, welcher nichts weniger gewillt war, als ihn dem geistlichen Stande zu widmen, gab dem Gesuche des Sohnes, Gott dadurch zum Erbtheile empfangen zu dürfen, nach, weil er erwog, daß eine abschlägige Antwort die Neigung des Sohnes für den geistlichen Stand nur noch erhöhen dürfte, er auch, wenn dieselbe von Gott herrühre, sich ihr vergeblich widersetzen werde. Zudem enthielt die erste Tonsur keine Nöthigung zur Ergreifung des geistlichen Standes. Merkwürdiger Weise nahm Franz nach Empfange der Tonsur keine andere Veränderung in seiner äußern Tracht vor, als daß er sein prachtvolles blondes Haar, das ihm in Ringeln über die Schultern hinabfiel und sein engelhaftes Aussehen zur Vollendung brachte, freilich mit nicht geringem Widerstreben seiner Eitelkeit, zum Opfer brachte. Die Kirche muß damals eine große Nachsicht gegen ihre Tonsurirten geübt haben, denn Franz trug trotz seiner Tonsur bis zum Tage seiner Priesterweihe das Edelmannskleid sammt dem Degen. Dagegen communicirte er nun anfangs alle ersten Sonntage im Monate, später aber sonntäglich.

Durch seine Mutter wußte er den Vater, welcher ihn im Collegio von Navarra zu Paris, wohin der savoyische Adel seine Kinder zu senden pflegte, unterzubringen gedachte,

dahin umzustimmen, daß er ihn zu den Jesuiten brachte. Er fürchtete nämlich zu schwach zu sein, dem in einem Collegio herrschenden Geiste der Leichtfertigkeit zu widerstehen. Die gottselige Mutter gab dem jungen Franz schöne Sprüche mit auf den Weg. Sie wiederholte namentlich die Worte der Mutter des heiligen Königs Ludwig an ihren Sohn häufig: „Gott weiß, wie lieb du mir bist; gleichwohl wollte ich dich lieber vor meinen Augen todt sehen, als vernehmen, daß du in eine Sünde gefallen.“ Außerdem ließ sie ihren Franz häufig folgende Worte vernehmen, welche sie denen der Mutter der Machabäer nachgebildet: „Was immer auch die Leute denken mögen, ich bin nicht diejenige, welche dir Wesen und Leben gegeben. Ich bin deine Mutter nur so weit, als es Gott gefallen, sich meiner Person zu deiner Geburt zu bedienen. Freilich hast du unter meinem Herzen die menschliche Gestalt bekommen. Allein ich habe dir weder die Glieder, noch das Blut, das in deinem Herzen wallt, noch die Lebensgeister, mittelst deren du dich bewegst, noch viel weniger die unverwesliche, unsterbliche Seele gegeben, welche dich fähig macht, das ewige Gut zu genießen. Von Gott hast du das Wesen. Er ist es, der dich erhält. Von ihm allein mußt du alles Gute hoffen und erwarten.“ Alle Anlässe wußte Frau von Sales zu benutzen, um ihrem Sohne zu zeigen, wie man sich der Geschöpfe als einer Leiter für das Aufsteigen zur Erkenntniß des Schöpfers bedienen müsse. In dieser Uebung und Kunst, die er nachmals auch in der Philothea lehrte, ist Franz von Sales ein Virtuose geworden. Wenn z. B. der edeln Frau ein armer Tropf begegnete, führte sie ihrem Sohne zu Gemüthe, wie dieser dem äußeren Ansehen nach ihm so unähnliche Mensch doch sein Bruder sei, indem er mit eben so vielem Rechte, als er selber, Gott seinen Vater nenne. Nur das äußere Glück mache einen Unterschied zwischen ihnen. In Bezug auf Natur und Gnade seien sie einander gleich. Darum solle man sich dieser Armen als seines Gleichen annehmen. Ging Frau von Sales mit ihrem Franz in die Felder und

sah einen Säemann den Samen ausstreuen, so sprach sie: es sei ein gewöhnlicher Irrthum, die Bauern ernährten und erhielten die Leute auf der Erde; sie möchten wohl aussäen, allein nicht der Aussäende und Pflanzende, sondern Gott allein habe die Macht, die Früchte wachsen und reifen zu lassen. Ein Hagelschauer, ein Platzregen, übergroße Hitze könnten die Felder verwüsten, daß alle Arbeit verloren gehe. Ein mäßiger Regen, eine angemessene Temperatur, eine gedeihliche Witterung, ständen nur bei Gott; der Mensch habe darüber keinerlei Gewalt. — Der Herr v. Sales seinerseits, stellte seinem Sohne das Studieren als ein Mittel vor, Gott zu dienen und sich zu einem tugendlichen Leben zu gewöhnen. Namentlich führte er ihm vor Augen, wie insbesondere einen Edelmann jeder Anflug eines Lasters verunziere und schände. Er bemühete sich, ihm zu zeigen, wie vom Ideal eines Cavaliers, den er aus seinem Sohne zu bilden beabsichtigte, der Verein möglichst vieler Tugenden unzertrennlich sei.

Mit dem Segen seiner Eltern ausgerüstet, begab sich Franz unter Führung des ihm zum Hofmeister gegebenen alten Freundes, des Weltpriesters Jean Deage, nach Paris. Außer einer Anlage zu aufbrausendem Zorn, welche Franzens Sanftmuthe häufigen Anlaß zu glänzen gab, war Deage ein ganz untadelhaft frommer und gescheiter Mann. Frau v. Sales, welche unversehens mehrmals Zeugin ungerechter, von blindem Zorn dictirter Strafen gewesen, die der Hofmeister an seinem Zöglinge vollzogen, sann auf Entfernung dieses Mannes. Durch einen Kniefall und Bitten, keine Veränderung vorzunehmen, weil er ja durch seine Schuld den Hofmeister erzürnt, wußte Franz die Beibehaltung des übrigens trefflichen Mannes herbeizuführen. Er machte zugleich geltend, wie eine Person von größerer Sanftmuth ihm keine Gelegenheit zur Geduld geben werde. Außerdem bedürfe sein hoffärtiger Geist des Zaumes und der scharfen Zucht.

Auf der Reise nach Paris hatte der Hofmeister vielfache Gelegenheit, die Tiefe und Richtigkeit der Beobachtungen

seines Zöglings zu bewundern. Es bot sich zu treffenden Bemerkungen des Stoffes leider nur zu viel dar. Frankreich befand sich in kläglicher Verfassung. Unter dem Vorwande der Verbesserung und andererseits der Beschützung des Glaubens, war dasselbe von und in Partheien zerrissen. Der Hofmeister brauchte den jungen Franz kaum darauf hinzuweisen, wie eine bürgerliche Gemeinschaft auf die Länge nicht bestehen könne, wenn dieselbe nicht auf Gott gegründet und das Volk nicht eines Glaubens sei, wie ferner Gottesfurcht, Gerechtigkeit und wahrer Glauben allein die Glückseligkeit der Reiche begründe und fördere und der Mangel dieser Tugenden die bejammernswerthen Zustände des einst so schönen Frankreichs herbeigeführt. Mit seiner scharfsinnigen Beobachtungsgabe fand Franz alles dergleichen leicht selber. Sein Wandel und sein Benehmen, sein angenehmes Aeußere und seine liebliche Leutseligkeit gewannen dem Jünglinge schon unterwegs überall Freunde und Bewunderer. Zu seiner Devisse hatte er beim Ausgange aus dem Vaterhause die Worte gewählt: Non excidet (er wird nicht aus der Art schlagen). Der junge Baron v. Sales war den Vätern der Gesellschaft Jesu von Clermont*) höchst willkommen. Diese tiefen Kenner der menschlichen Seele hatten schnell erschauet, welch ein Geist in ihrem neuen Zöglinge aufblühe und wie er eine mächtige Stütze der von ihnen vertretenen Interessen zu werden verspreche. Sie erachteten ihn zunächst vorzugsweise für die Rhetorik geeignet, welche er zwei Jahre mit solchem Erfolge studirte, daß er einer der beredtesten Männer seiner Zeit geworden ist. Nie begnügte er sich damit, nur die gestellten Aufgaben zu lösen. Er that dieses nicht allein mit aller ersinnlichen Gründlichkeit, sondern er las nebenher unablässig und suchte sich eine zierliche und edle Redeweise aus guten Mustern anzueignen. Dann schritt er, 15 Jahre alt, zum Studium der Philosophie unter Suarez und Dandini. Neben

*) So genannt von der Diöcese, welche das Institut gegründet.

derselben legte er sich, nachdem er ein Jahr lang ausschließlich Philosophie betrieben, in den nächsten drei Jahren, auch unter Anleitung seines Hofmeisters, welcher in der Sorbonne theologische Studien machte, auf die scholastische Theologie und benutzte dabei die von Deage nachgeschriebenen Vorträge. Er fand sich mit letzterem häufig bei den öffentlichen Disputationen ein, liebte selber mit anderen Studenten zu disputiren und ward bald in der göttlichen Wissenschaft so erfahren, als hätte er sich einzig auf sie allein seine ganze Lernzeit über mit unausgesetztem Fleiße gelegt. Aus Gehorsam gegen die Anordnung seines Vaters betrieb er auch die Reit-, Fecht- und Tanzkunst und andere Beschäftigungen, welche einem jungen Cavalier wohl anstehen, mit Gründlichkeit und glücklichem Erfolge, obwohl ihn innerlich alle diese Cavalierkünste anwiderten. Er erlangte dadurch aber jenen Adel in allen seinen Bewegungen und Geberden und die Herzen gewinnende graciöse Weise des persönlichen Verkehrs, die später Jeden bezauberte, der das Glück hatte, in seine Nähe zu kommen. Jene adelichen Uebungen betrachtete er, um sich dieselben nützlich werden zu lassen, als eine Erfrischung seiner durch das Studiren abgespannten Kräfte. Unter den berühmten Lehrern Genebrard und Maldonat legte Franz v. Sales sich noch auf das Studium der griechischen Sprache und hl. Schrift. Aus Demuth verbarg der fleißige und mit reichen Erfolgen seines Fleißes gesegnete Schüler nach aller Möglichkeit seine Talente und deren Früchte. Franz ward mindestens ein eben so großer Gelehrter als Heiliger. Gleichwohl hielt er zu Paris das Studiren keineswegs für sein einziges, noch viel weniger aber vornehmstes Geschäft. Er widmete einen guten Theil seiner Zeit gottseligen Uebungen. Ihn leitete die Ueberzeugung, daß die wahre Andacht überall hin tauge und nicht allein nichts verderbe, sondern Alles erst zur Vollkommenheit fördere. Er wußte auch bereits, daß die Zeit, welche wir anwenden, Gott zu dienen, vom himmlischen Segen uns reichlich ersetzt wird. Gott segnet

auch die andern Werke, die in seinem Namen und zu seiner Ehre unternommen werden, worauf unser unablässiges Trachten gerichtet sein muß. Franz ließ sich in die marianische Congregation aufnehmen, zu deren Präfekten er seiner Tugenden wegen alsbald erkoren und fast immer wieder erwählt ward, wenn seine Zeit abgelaufen war. Er erwählte sich einen bewährten Gewissensführer, dem er aufrichtigst und redlichst sein Herz eröffnete. Nach Anweisung desselben beichtete und empfing er das allerheiligste Sakrament, wozu er auch seine Genossen eifrig ermunterte. Nachdem er einst an einem Abende einen jungen Mann aus La Roche, der ihn in Paris aufgesucht, am folgenden Tage zum Frühstücke eingeladen, führte er ihn vorher mit sich zur Beichte und zum Empfange des hochwürdigen Gutes. Nachher sprach er zu ihm: „Laß uns, wenn es dir gefällig ist, zum leiblichen Essen gehen. Die vornehmste und größere Mahlzeit war der Empfang des allerheiligsten Sakramentes. Ich wünschte, daß du dieses große Mahl zuerst einnehmen möchtest." —

Nachdem sich Franz auf den Rath seines Beichtvaters dem Studium der hl. Schrift ergeben, legte er sich auch auf das gründliche Erlernen der hebräischen Sprache. Er verabsäumte keine Predigt, besuchte auch sonst fleißig die Kirchen und Klöster. In eben dem Maße, als er die Gemeinschaft der Bösen mied, suchte er die Bekanntschaft frommer und gottseliger Personen. Namentlich ging er gern mit dem Pater Angelus um, einem Capuziner und ehemaligen Fürsten Giojoso, in welchem er die Welt sammt aller ihrer Pracht und Hoheit der Niedrigkeit des Kreuzes unterworfen erblickte. Dieser fromme Ordensmann verkehrte gern mit dem frommen Jünglinge. Franz lernte von ihm die Verachtung der Welt und ihrer vermeintlichen Größe. Angelus war hierin ein um so tüchtigerer Lehrer als er selbst einst in Fülle besessen, was die Welt am höchsten schätzt. Er vermochte aus eigenster Erfahrung zu versichern und zu bestätigen, daß Friede und Ruhe des Herzens

in solchem Besitze und Genusse nicht gefunden werden könne. Er war von dem Satze ausgegangen, man müsse sich auch die erlaubten Dinge versagen, damit man desto weniger Ursache habe, nach den verbotenen zu begehren oder dieselben zuzulassen. Darum war er ein armer Capuziner geworden, und hatte sich so außer Stand gesetzt, zurück zu sehen und zu seinem Schaden sich der Freiheit zu bedienen, welche viele zum Verderben und Untergange führt. Franz war von der Größe dieser Handlungsweise so durchdrungen, daß er öfter zu seinem Freunde Paquelat sprach: „Ach Gott! Was für ein schönes Beispiel haben wir an der Person dieses Ordensmannes vor Augen! Er ist ein Fürst von Geburt, unter Fürsten auferzogen, hat bei Königen in Gnaden gestanden, viele herrliche Thaten im Kriege und im Frieden verrichtet, die vornehmsten Aemter in einem Königreiche verwaltet, Reichthum, Hoheit und Ehren besessen und schließlich die Welt von sich gestoßen, einen Bußsack angelegt, und lieber im Hause Gottes verachtet sein, als in den Häusern großer Herren wohnen wollen. Schau ihn an, vom Fasten ausgemergelt, mit entblößten Füßen, in schlechtem Habit. Fürwahr, Gott ruft uns durch solches Beispiel zu sich!" Dergleichen Betrachtungen erregten in Franz solchen Widerwillen gegen alles Weltliche, daß sein Hofmeister, als er das strenge Leben, dem er sich ergab, obwohl er es sehr geheim hielt, wahrnahm, besorgte, sein Zögling werde zu großem Verdrusse seines Vaters in einen Orden eintreten. Schon jetzt legte Franz sich wöchentlich dreimal einen Bußgürtel um, geißelte sich und fastete häufig. Dadurch wollte er nicht nur seine Sinne im Gehorsame der Vernunft erhalten, sondern auch dem leidenden Heilande nachfolgen, von dem alle unsere Leiden ihren Werth und Verdienst erhalten. Um diese Zeit legte er auch auf einer Wallfahrt vor einem gefeierten Bilde der jungfräulichen Mutter des Erlösers das Gelübde steter Jungfräulichkeit ab, das er bis an seinen Tod strenge gehalten hat. Dieser heroische Act des Jünglings brachte den bösen

Feind wider ihn in den Harnisch. Er stiftete schreckliche Versuchungen an, um das Gott gelobte Gut in seine Gewalt zu bringen. Zunächst suchte er den erleuchteten Verstand mit Finsterniß zu verdunkeln, den Kopf mit erschrecklichen Gedanken zu verwirren und füllte sein Gedächtniß mit so traurigen Einbildungen an, daß seine Seele in tiefe Unruhe gestürzt und der Frieden seines Herzens schwer erschüttert ward. Ein Ekel an Allem, was seine Seele bisher in unschuldiger Weise erfreute, war die nächste Folge dieser innern Bewegungen. Darauf stellte sich eine Dürre des Geistes ein und machte den Armen ganz unempfindlich gegen alle Süßigkeiten, die ihm das Leben im Geiste sonst dargeboten. Er verfiel sogar in den Wahn, Alles, was er Gott zu gefallen thue, sei umsonst, sein ewiger Untergang sei im göttlichen Rathe beschlossen. Bei der heiligen Gottesfurcht, die ihn erfüllte, bei der zärtlichen Liebe zu seinem Heilande starb er fast vor Herzeleid bei dem Gedanken, daß er seinen Gott in der Ewigkeit hassen und verfluchen solle. „Herr," rief er in der Pein dieses Gedankens aus, „wenn ich Dich nicht sehen darf, mildere wenigstens diese Pein, gestatte nicht, daß ich Dir jemals fluche, Dich je lästere. O Liebe, o Schönheit, der ich alle meine Neigungen zugewendet, ich soll also nimmer deine Freuden schmecken! Ich soll nie berauscht werden von der Fülle der Güter Deines Hauses! Ich soll nie an der Stätte der wunderbaren Stiftshütte vorüber wandeln, wo mein Gott seinen Sitz hat! O du ganz liebenswürdige Jungfrau, an deren Reizen die Hölle sich nicht erfreuen darf, ich werde dich also nicht im Reiche deines Sohnes schauen, wo du schön wie der Mond, leuchtend wie die Sonne glänzest! Wie? Nicht Theil haben soll ich an der unermeßlichen Wohlthat der Auferstehung? Aber ist mein süßer Jesus nicht eben so gut für mich als für die Andern gestorben? Ach! Wie immer es auch sein mag, o Herr, wenn ich Dich auch im andern Leben nicht lieben darf, da Niemand in der Hölle Dich preiset, so gönne mir wenigstens den Vortheil, Dich noch in jedem Augenblicke meines kurzen Hierseins zu preisen!"

Der Jüngling studirte beim hl. Augustinus und beim hl. Thomas die große Frage von der Vorherbestimmung und faßte darauf folgende Betheuerung schriftlich in lateinischer Sprache ab, welche er gern wiederholt hersagte, um seinen Muth zu heben und seine Qualen zu beschwichtigen: „Hingestreckt zu den Füßen des seligen Augustinus und Thomas, bereit, in Allem unwissend zu werden, wenn ich nur den weiß, welcher die Kenntniß des Vaters ist, Christum den Gekreuzigten, zweifle ich nicht an dem, was sie geschrieben haben, da ich nichts wahrnehme, was mich an dessen Wahrheit zweifeln lassen könnte. Weil ich jedoch nicht Alles sehe und ein so tief verborgenes Geheimniß für meine Eulenaugen zu blendend sein dürfte, würde ich doch, wenn ich später das Gegentheil von dem, was mir jetzt recht scheint, als Wahrheit anerkennen müßte (wie aber wohl nie geschehen wird) und wenn ich, was Jesus verhüten wolle, erfahren müßte, daß ich durch den Willen, welchen der hl. Thomas bei Gott voraussetzt, zur Hölle verdammt sein sollte, damit Gerechtigkeit geübt würde, würde ich, sage ich, gern das Urtheil hinnehmen und mit dem Propheten sprechen: Ist meine Seele nicht Gott unterworfen? Ja, Vater, wenn es Dir also wohl gefällt, Dein Wille geschehe! Ich wollte das in der Bitterkeit meiner Seele so oft wiederholen, bis Gott mein Leben und sein Urtheil ändernd mir antworten würde: „Vertraue, mein Sohn, ich will des Sünders Tod nicht, sondern will, daß er lebt; die Todten, welche zur Hölle hinabsteigen, werden mich nicht loben; dich, mein Sohn, habe ich, wie alles Uebrige, meinetwegen erschaffen; ich will nur deine Heiligung; meine Seele hasset nichts von dem, was ich geschaffen habe; weshalb ist deine Seele traurig und beunruhigt sich? Hoffe auf Gott, du wirst ihn noch preisen. Er ist dein Heil und dein Gott. Du wirst nicht hinabsteigen zur Hölle, sondern hinansteigen den Berg Gottes, zu Jacobs Stiftshütte Gottes. Du bist nicht gestorben, sondern schläfst nur. Deine Krankheit ist nicht zum Tode, sondern damit du bekehret Gott verherrlichest. Muth,

armer, zwar unwürdiger, aber getreuer Knecht, weil du auf mich gehofft und auf meine Barmherzigkeit dich verlassen hast und weil du über Weniges (nämlich, indem du mich selbst deiner Verdammniß wegen, wofern mir dieselbe gefallen sollte, gepriesen), treu gewesen, will ich dich über Vieles setzen, und weil du meinen Namen selbst durch Leiden, wenn es nöthig wäre, verherrlichen wolltest, obwohl hierin keine bedeutende Verherrlichung und Erhöhung meines Namens zu finden, weil ich kein Verdammter, sondern Jesus bin, so will ich dich über Vieles setzen, damit du mich in ewiger Seligkeit loben mögest, wodurch mein Name gar sehr verherrlichet wird, und bei mir selber habe ich geschworen, dich, weil du dieses gethan, d. h. dein Herz zum Gehorsam meiner Gerechtigkeit vorbereitet, auch deiner nicht geschont hast, mit meinem ewigen Segen zu segnen, damit du eingehen mögest in deines Herrn Freude." Auf diese Ansprache Gottes würde ich nicht anders antworten als zuvor, nämlich: Ja, himmlischer Vater, weil es Dir also beliebt. Mein Herz ist um Deinetwillen zur Strafe bereit, so wie es um Deines Namens willen bereit ist, in Deine Herrlichkeit einzutreten. Jesus, ich bin vor Dir gleichsam ein Thier geworden, Du aber, Herr, bleibe immer bei mir. Es geschehe mir nach Deinem Worte: Ich will den Tod des Sünders nicht, sondern daß derselbe sich bekehre. In Deinem Namen werde ich meine Hände in Deinem Heiligthume erheben. Amen. Jesus, Maria!"

Die entsetzlichen Vorstellungen, welche ihm Tag und Nacht im Sinne lagen, verfehlten ihre verderblichen Wirkungen auf Franzens sonst so starke Körper-Constitution nicht. Er verlor den Schlaf und die Lust zum Essen. Sein Antlitz ward fahl, sein Blick erschien trüb und düster und Verzweiflung war über sein ganzes Wesen ausgegossen. Der Hofmeister, dem dieser Verfall des blühend gewesenen Jünglings nicht entgehen konnte, fragte vergeblich nach dem Anlasse der ihn beunruhigenden Erscheinung. Aus Scham

wagte Franz nicht zu gestehen, daß er sich für einen der ewig Verdammten halte. Es ist ein feiner Kunstgriff des Bösen, den angefochtenen Seelen den Mund zu verschließen, um sie durch demüthiges und aufrichtiges Bekenntniß ihrer jammervollen Verfassung von derselben nicht genesen zu lassen. Er weiß wohl, daß hartnäckiges Schweigen die Seelenkrankheit und Verzweiflung nur erhöhet. Gott ließ diese Versuchung aber nur sechs Wochen lang zu. Er gab ihm eines Abends ein, in die Kirche zu gehen, wo er das Keuschheitsgelübde abgelegt. Hier fiel ihm eine an der Wand hängende Tafel in die Augen und es ergriff ihn eine unbekannte Begierde zu lesen, was darauf stand. Es war das von Einigen dem hl. Augustinus, von Andern dem hl. Bernhard zugeschriebene, seit 1621 von Claude Bernard, dem sogenannten armen Priester, durch zahllose Abdrücke verbreitete und sehr bekannt gewordene Gebet: Gedenke, o gütigste Jungfrau Maria, wie es noch nie erhört gewesen, daß Einer, der zu dir seine Zuflucht genommen, deine Hilfe angerufen, um deine Fürsprache gebeten, von dir verlassen worden. Ich, von solchem Vertrauen beseelt, eile zu dir, Jungfrau der Jungfrauen, Mutter! Zu dir komme ich; vor dir stehe seufzend ich Sünder. Wolle nicht, o Mutter des Wortes, meine Worte verschmähen, sondern höre dieselben gnädig an und erhöre mich!

Franz sprach dieses Gebet mit tiefer Andacht vor dem Altare der allerseligsten Jungfrau, opferte derselben von Neuem seine Virginität auf, gelobte, sie täglich mit einem Rosenkranze zu verehren und bat um ihre Verwendung, daß, wenn ihm wirklich nicht beschieden sein sollte, in der andern Welt sie, die Mutter aller Liebe, lieben zu dürfen, er wenigstens dieses unendliche Gut in dieser Welt nach allem Vermögen zu lieben trachten möge. — Mit vollkommenster Zuversicht warf sich der fromme Jüngling in die Vaterarme Gottes und ergab sich demüthig allen Anordnungen desselben. Als er sein Gebet beendet, bedünkte ihm, es werde die

schwere Last, welche bisher sein Herz gepreßt, von demselben hinweg gehoben und als fielen von seinem Leibe die Schuppen wie von dem eines plötzlich rein gewordenen Aussätzigen. In einem Augenblicke fand Franz die frühere Gemüthsruhe sich wiedergegeben. Auch sein Leib kam schnell wieder zu Kräften. Seinem Hofmeister und Cameraden blieb aber die Bewandtniß noch verborgen. Sie ließen sich nicht einfallen, daß bei einem 16jährigen Jünglinge die göttliche Liebe und die Furcht, seinen Gott einmal nicht zu lieben, solches Herzeleid verursachen könnte. Nachmals entdeckte er die Sache dem Hofmeister, welcher ihm das Versprechen abnahm, bei künftigen Versuchungen ihm sofort den Zustand seiner Seele zu entdecken. Allein der heilige Jüngling hatte fürder eine solche Gelegenheit nicht, da ihm fortan der innere Friede ungestört verblieb. Der böse Feind, welcher zu seiner Beschämung Franzens Gottesliebe stärker gefunden als die Hölle, indem er sogar in der Hölle seinen Gott zu lieben verlangte, wagte sich nicht wieder an ihn. —

Franz setzte nach dieser Zeit seine Studien in Paris noch etwa zwei Jahre fort. Seinen wohl gesitteten Genossen erschien er wie ein Engel im Fleische. Die liederlichen flohen ihn. Die Weltverachtung, welche sein Zögling bei jeder Gelegenheit blicken ließ, sein Hang zu einem Büßerleben, seine fast leidenschaftliche Liebe zum Gebete, seine häufigen und langen Besuche in Klöstern bestätigten Deage's frühere Besorgniß, der Jüngling werde den Ordensstand jedem andern vorziehen. Er fürchtete, Herr von Boisy werde die Schuld hiervon dem Hofmeister beimessen. Deage trachtete daher seinen Franz von Paris hinweg zu bringen und schlug dessen Vater die Fortsetzung der Studien auf der Universität Padua vor. Herr von Boisy war wohl damit zufrieden, daß sich sein Sohn auf dieser bedeutenden Schule des Rechtes in dieser Wissenschaft ausbildete. Franzens Gehorsam gestattete ihm gegen den väterlichen Willen keinen Widerspruch.

Als er achtzehn Jahre alt geworden, kam er nach einer Reise in Frankreich, die er zu seiner Ausbildung zu machen von seinem Vater angewiesen war, 1586 auf dem Schlosse Sales wieder an. Die Eltern und Verwandten und alle Nachbarn freuten sich des in jedem Betrachte, äußerlich wie innerlich, vollkommenen Jünglings. Sein Vater, welcher auch seinerseits Franzens Bildung fördern zu müssen glaubte, gab ihm daheim alle die Regeln, welche ein Hof- und Staatsmann zu befolgen hat, der sich auf dem schlüpfrigen Boden der großen Welt bewegen soll. Namentlich gab er ihm Unterweisung, wie er Falschheiten und Intriguen zu begegnen habe, welche wider ihn angesponnen werden möchten. Als eine Hauptlehre schärfte der würdige Mann seinem Sohne den Satz ein: „Wer auf ungerechte Weise zu hohen Ehren und Würden kömmt, stehet in Gefahr, dieselben unter Schmach und Spott zu verlieren. Dabei hält ihm sein Gewissen seine Missethat immerdar vor. Der Christ muß es sich selber unmöglich machen, etwas Irdisches, dasselbe möge bestehen, worin es wolle, Gott und Gottes Ehre vorzuziehen." Nachdem Franz eine Zeit lang im elterlichen Hause zugebracht, sandte sein Vater ihn zur Betrübniß seiner Gemahlin, welche des lange entbehrten Sohnes nun endlich einmal dauernd froh zu werden gehofft hatte, mit dem frühern Hofmeister und Gefolge nach Padua. Hier sollte er unter dem berühmten Guido Pancirolli auch noch die Rechte studiren. Franz hatte daheim ein neues Verhältniß mit seinen seit 6 Jahren nicht gesehenen Brüdern angeknüpft, von denen Ludwig ihm wieder der nächste ward, wogegen Johann Franz, sein demnächstiger Nachfolger im Genfer Episcopate, wegen seiner eifersüchtigen und zänkischen Gemüthsart schwerer zu gewinnen war. Franz überwand ihn aber durch liebevolle Nachgiebigkeit. Unter den drei Brüdern walteten schönster Friede und Eintracht. Franz pflegte zu sagen: „Wir drei würden die Ingredienzen zu einem sehr guten Salate abgeben. Johannes Franz müßte einen trefflichen Essig dar-

stellen, so stark ist er. Ludwig würde das Salz liefern, so weise ist er; der arme Franz aber ist ein guter dicker Junge, welcher ganz wohl zum Oele taugt, so sehr schätzt er das Sanfte."

Zu Padua im Anfange des Jahres 1586 angelangt, erwählte Franz zu seinem Führer in Gewissenssachen den gefeierten Jesuiten Anton Possevin, welcher sich damals in Padua aufhielt. Derselbe erkannte mittelst einer innern Erleuchtung und nach langen eifrigen Gebeten für seinen Seelenmündel die künftige Heiligkeit, zu welcher dieser Jüngling berufen war. Er wandte deßhalb großen Fleiß an, ihn in geistlichen Dingen noch weiter auszubilden, lobte auch seine tägliche vierstündige Beschäftigung mit der Theologie und ermahnte ihn, derselben treu zu bleiben; er sei für die Händel der Parlamente und die Rathsstuben nicht geschaffen; das Wort Gottes zu verkündigen sei rühmlicher als die Bescheide auf Bittschriften in einer Rathsversammlung zu ertheilen. Er sei mehr berufen, den Irrgläubigen den wahren Glauben zu predigen, als Zänkereien über das Mein und Dein zu entscheiden. Er sei zu einer Säule des Glaubens in seinem Vaterlande ausersehen. Zu diesem hohen Amte müsse er sich nicht allein durch Tugend, sondern auch durch Wissenschaft tauglich machen. Nach dem Ausspruche des hl. Geistes sollten des Priesters Lippen die Wissenschaft enthalten; er müsse deßhalb sich eine gründliche theologische Gelehrsamkeit aneignen, um den Glauben, zu dem er sich bekenne, auch wissenschaftlich begründen zu können. Er habe die Erfahrung gemacht, daß die Unwissenheit der Geistlichen der Verbreitung der Irrlehren mehr Vorschub geleistet habe, als die Begierde, mit welcher abgefallene Länder nach der Gewissensfreiheit getrachtet. Wenn diese Lehren der Unwissenheit ihre Ueberhandnahme verdankten, so müsse mit der Wissenschaft ihrer Verbreitung entgegengetreten und ihr Fortlauf gehemmt werden.

Obwohl Franz mit Eifer der Rechtskunde oblag, so blieb doch nach solchen Ermunterungen sein Fleiß und seine Vorliebe

natürlich dem Studium der Theologie zugewendet. Von ihm konnte man sagen, was der hl. Gregor von Nazianz von seinem Bruder Basilius dem Großen geschrieben: Entweder habe Basilius wegen seines gelehrigen Kopfes keinen so großen Fleiß oder wegen seines so großen Fleißes keinen so guten Kopf nöthig gehabt. Weil Franz nicht aus Vorwitz studirte, auch weder zeitlichen Nutzen, noch hohe Ehrenstellen damit suchte, sondern nur Gottes Ehre und den Nutzen des Nächsten im Auge hatte, wurde ihm sein Arbeiten sehr leicht. Seine Lehrer waren erstaunt über seine Fortschritte. In Padua fiel ihm auch Scupoli's Buch vom geistlichen Streite in die Hände. Er las dasselbe als einen ihm von Gott geschickten Brief. Er hatte es 1607 bereits siebenzehn Jahre bei sich getragen und konnte es nicht genug rühmen. In seinem Studirzimmer lag stets die Summa des hl. Thomas aufgeschlagen. Franz urtheilte, es müsse zu diesem Buche seine Zuflucht nehmen, wer ein jedwedes andere Buch verstehen wolle. Gern studirte er auch die Schriften des heil. Bonaventura, aus denen er sich die anmuthige Weise zu schreiben, so weit ihm dieselbe nicht schon natürlich war, aneignete. Bellarmins Controversen gaben ihm Anleitung zu der Fertigkeit, mit Klarheit die Einwürfe der Irrgläubigen zu widerlegen, worin er es nachmals zu einer so hohen Meisterschaft bringen sollte. Nächst der heil. Schrift machte er auch noch höchst gründliche Studien in den Schriften der hl. Väter Augustinus, Hieronymus, Chrysostomus und Bernhard, vor allen aber des hl. Cyprianus, dessen Anmuth er glücklich nachahmte, indem er in dessen Weise kleine Abhandlungen verfaßte. Dieselben scheinen leider verloren gegangen zu sein. Pater Possevin widmete ihm täglich zwei Stunden, worin er ihm den hl. Thomas von Aquin erklärte und die theologischen Wissenschaften näher erläuterte. Auch in der Eloquenz half er ihm nach. So bemächtigte sich Franz der Wissenschaft, welche die triumphirende Obsiegerin über jeden Irrthum ist. Aber nicht allein in den höhern Wissenschaften

gab Pater Possevin dem jungen Barone Anleitung; auch in Uebung der heroischen Tugenden ertheilte er ihm praktischen Unterricht und machte ihn namentlich mit den Mitteln bekannt, durch welche er Alles abwenden könne, was seine Reinheit zu verletzen drohe. Er vervollkommnete ihn in der Kunst, Gott in allen Geschöpfen zu schauen und mittelst der erschaffenen Dinge sein Gemüth zu Gott zu erheben, welche gemeiniglich übel gebraucht, Viele von Gott abzuziehen pflegen. Vorzüglich unterwies Pater Possevin seinen Schüler in der höchsten Art des Gebetes: der Contemplation und in der Kunst, die Seelen Gott zuzuführen. Schon damals schrieb sich Franz für seine Aufführung besondere Regeln vor, welche der redendste Beweis seiner ausgezeichneten Tugend sind. — Nachdem er dieselben der Prüfung seines Hofmeisters Deage und Gewissensführers Possevin unterworfen, schrieb er sie am Anfange und Ende eines kleinen Gebetbuches, das er stets bei sich trug, in lateinischer Sprache ein, um sie beständig lesen und üben zu können.

Ein Novizen-Meister des strengsten Ordens würde von seinen Untergebenen mehr nicht fordern können, als was Franz in dem Alter von 20 Jahren, im weltlichen Stande, an einem Orte der ausgelassensten Freiheit von sich selber verlangte. Schwer ist es, der Versuchung zu widerstehen, diese Lebensordnung hier unverkürzt aufzunehmen. Allein die Rücksicht auf die Raumersparniß gebietet, jene Versuchung abzuweisen. Im ersten Abschnitte ist die Morgen-Vorbereitung auf alle Werke, welche im Laufe des Tages verrichtet werden mögen, angegeben. Der zweite Abschnitt stellt sieben Punkte auf, welche täglich beobachtet und befolgt werden sollen. Der dritte Abschnitt handelt von der geistlichen Ruhe, welche zu gelegener Zeit gesucht und gepflegt werden soll. Im vierten sind die Regeln zum Verhalten in der Gesellschaft Anderer vorgeschrieben.

Der berühmte Pancirolli, welcher von Franzens ausgezeichneten Fortschritten in der Rechtsgelehrsamkeit Kenntniß

genommen, machte sich eine Freude daraus, ihn noch besonders zu unterweisen und ihn weiter zu führen, als der gewöhnliche öffentliche Unterricht seine Schüler brachte. Dieser Vorzug erregte die Mißgunst anderer Studiengenossen, welche in dem Anblicke der gottseligen Sitten des tugendhaften Jünglings eine stille Bestrafung ihres unordentlichen Lebens erblicken mußten. Sie suchten die Meinung zu unterhalten, er ziehe sich aus Feigheit aus den brutalen Genossenschaften zurück, an deren wildem Gebahren sie ihre Freude fanden. Um ihn auf die Probe zu stellen, sprengten sie, als er bei anbrechender Nacht von einem einsamen Spaziergange heimkehrte, an einem abgelegenen Orte gegen ihn an und bildeten sich ein, er werde vor ihrer Ueberzahl die Flucht ergreifen. Franz aber blieb ruhig stehen, zog in diesem Stande erlaubter Nothwehr den Degen und führte solchen besser, als die übertölpelten Bösewichter berechnet hatten. Sie wurden selbst von der Furcht ergriffen, die sie dem Angefallenen hatten einjagen wollen. Nun stellten sie sich, als hätten sie sich in der Person geirrt und brachten unter Bewunderung seines tapfern Muthes allerlei kahle Entschuldigungen zum Vorschein.

Da ihm auf diese Weise nicht beizukommen gewesen, versuchten die wüsten Gesellen Franzens Keuschheit Fallstricke zu legen. Eine abgefeimte Neapolitanerin, welche eben in Padua angelangt war, um dort von der Unzucht zu leben, ward unterwiesen und angetrieben, den strengen Cato zum Fall zu bringen. Man spiegelte ihm die Ankunft eines berühmten auswärtigen Rechtsgelehrten zu Padua vor und erbot sich, da er ihrer Aufforderung zu einem Besuche folgte, ihn in das Haus desselben zu führen. Hier wurden sie von der feilen Dirne empfangen, welche sich für des Fremden Tochter ausgab und ihren Vater entschuldigte, der angeblich mit vornehmen Clienten verhandelte und sie beauftragt hatte, etwaige Besucher einstweilen zu unterhalten. Sie stellte sich dabei ungemein züchtig. Franzens Begleiter verschwanden

unvermerkt einer nach dem andern. Nun nahm die freche Weibsperson die Maske des Anstandes ab und lieh ihren unzüchtigen Absichten durch Wort und Gebärde Ausdruck. Franz erhob sich, spie ihr in's Antlitz und entfernte sich festen Schrittes. In Wuth über diese Aeußerung allertiefster Verachtung schrie das Weibsbild hinter dem keuschen Joseph aus vollem Halse die Worte: „Ein Dieb! Ein Dieb" her. Die losen Spießgesellen, welche noch in der Nähe weilten und sich stellten, als wüßten sie von nichts, mußten ihn vor den Verfolgern schützen. Er aber gab ihnen zu verstehen, daß er nunmehr ihren Plan durchschaue und hielt ihnen die Bosheit ihres Verbrechens vor. Die Sache ward bald in Padua ruchbar. Man nannte Franz fortan nur den vollkommenen Mann. Die Versuchungen hörten damit aber noch nicht auf.

Es hielt sich damals eine welsche Fürstin in Padua auf, ein wollüstiges Weib, das in einer Kirche des jungen Barons ansichtig geworden, sich sofort in denselben verliebte und um jeden Preis ihn in seine Netze zu ziehen beschlossen hatte. Durch Verehrungen und anderweite Verheißungen überlistete die Fürstin einen der Freunde unseres Franz, den derselbe bisher für einen frommen und biedern Jüngling gehalten und darum seines Umganges gewürdigt hatte. Dieser trug im Auftrage der Fürstin, welche nach Allem, was sie über ihn vernommen, sich Franzens in unehrbarer Weise vergewissern zu können, verzweifelte, ihm geradezu ihre Person sammt ihren großen Gütern unter dem Bedinge an, daß das Verhältniß geheim bliebe. Der Freund setzte hinzu, die Ablehnung solcher Gnade sei bei der Leidenschaft und dem Einflusse der Fürstin gefährlich.

Franz, welcher erwog, daß es gefährlich sei, dasjenige anzuhören, was ohne Sünde nicht geredet werden kann, sprach zu dem bethörten Freunde: „Hebe dich hinweg, du gottloser Mensch und Unterhändler zur Gottlosigkeit. — Was habe ich dir doch gethan, ja, was hat Gott dir gethan, daß du

dich auf die Seite seiner Feinde schlagen und ihnen helfen mochtest, eine Seele zu Grunde zu richten, welche er mit seinem eigenen Blute erlöset hat? Eben dieses hat er auch für dich gethan. Und das hätte dir dasjenige aus dem Sinne schlagen sollen, wozu du mich zu bereden suchtest. Du, der du dich für meinen Freund ausgiebst, konntest mir einen Antrag thun, wegen dessen ich von dir zu strafen sein würde, wenn ich nach demselben gegriffen hätte? Die Dame behalte ihren Reichthum. — Sollte ich auch in das äußerste Elend gerathen, so werde ich doch nie irdische Vortheile meiner ewigen Seligkeit vorziehen. Sage der Fürstin, was du willst. Ich meinerseits erkläre, daß ich ihre Freundschaft nimmermehr verlange, sowie ich auch mit dir hinfort keine Gemeinschaft mehr halten werde, damit du deiner und meiner Seele so nachtheilige Reden zu führen, keine Gelegenheit weiter haben mögest. Bitte Gott deiner Sünde wegen um Verzeihung. Gehe hin und sündige fortan nicht mehr!"

Diese Worte war für den bösen Gesellen erschütternde Donnerschläge. Er zog beschämt von dannen.

Franz dankte Gott tausendfach für den glücklichen Vorübergang dieser Versuchungen, verdoppelte aber zu größerer Sicherheit sein Beten, Wachen, Fasten und die Anwendung des Bußgürtels. So geheim er diese Werke hielt, kamen sie doch an den Tag. Franz hatte einen Rathsherrn aus Chambery zu einer von einem Pater Gesualdo im Minoriten-Kloster angeordneten Andacht eingeladen. Als man hier nach Verschluß der Thüren und Fenster und Auslöschen der Lichter zu geißeln begonnen, erleuchteten plötzlich vier mit Laternen eingeschlichene Venetianer den Saal an seinen vier Ecken, um zu sehen, wer hier Disciplin halte, wobei auch Franz erkannt ward, dem es darob an Spöttern nicht fehlte. Des Verlachens nicht achtend, vermehrte er nur seine Bußübungen. Die Uebertreibung derselben und seiner Studien schadeten seiner Gesundheit. Er verfiel in ein tödtliches

Fieber, dem sich die rothe Ruhr zugesellte. Bald ward er so krank, daß auch die herbeigerufenen geschicktesten Aerzte an seinem Aufkommen zweifelten.

Der treue Hofmeister war vom tiefsten Schmerz übermannt, daß er die Hoffnungen, welche liebenden Eltern und der ganzen katholischen Welt erblühet waren, vor sich in die Grube fahren sehen solle. Es brach ihm schier das Herz, als sein Gewissen ihn nöthigte, die Frage an den Kranken zu richten: ob, wenn Gott ihn heimzurufen beschlossen, er sich fügsam in den göttlichen Willen ergeben würde. „Ich bin," erwiederte Franz, „zu Allem bereit, was dem höchsten Gott mit mir zu thun beliebt, mag er meinen Tod oder mein Leben wollen. Meine einzige Glückseligkeit wird sein, mit ihm zu leben und zu sterben." Er fügte, um sein Vertrauen auf Gott zu bethätigen, mehrere auf diese Ergebung hinzielende Sprüche der hl. Schrift hinzu. Die Umstehenden antworteten auf so erbauliche Aeußerungen nur mit Seufzern.

Der Todtkranke lag ganz ruhig da. Auf die Frage: in welcher Kirche und auf welche Weise er begraben sein möchte, antwortete Franz: „Mein lieber Hofmeister, ich überlasse mich ganz Ihrer Liebe in der Hoffnung, daß Sie mir nach dem Tode denselben Beistand zu leisten fortfahren werden, welchen ich bei meinem Leben so lange von Ihnen empfangen. Inständig aber bitte ich um Eins, daß Sie meinen Leib den Aerzten und Wundärzten zur Section überlassen wollen, damit ich dem gemeinen Wesen nach meinem Tode wenigstens noch einigen Nutzen schaffen möge, nachdem ich es in meinem Leben noch nicht vermocht. Für dieses Mal wird dann wenigstens der Zank, der Streit und der Todtschlag vermieden werden, die unter den Blutsfreunden der Verstorbenen, welche zum Anatomiren ausgegraben werden, und den Studirenden der Medicin vorgekommen sind, und deren Zeuge ich öfter gewesen bin." Die Anwesenden standen außer sich vor Verwunderung. Der

Kranke begehrte nun die heiligen Sacramente und empfing dieselben mit solcher Inbrunst, daß ihm diese die Seele erdrücken zu müssen schien.

Ganz Padua bezeigte seine Theilnahme bei der Befürchtung des Verlustes eines so vollkommenen Jünglings. Besuche und Erkundigungen nahmen kein Ende. Die beiden berühmtesten Aerzte wichen nicht von seinem Lager. Ein Jeder jammerte über den bevorstehenden Verlust. Gegen alle diese Aeußerungen des Schmerzes und der Theilnahme bezeigte der Kranke sich unempfindlich. Nur auf seine Seligkeit war er bedacht. Er schien nur noch Athem zu haben, um öfter mit dem Apostel ausrufen zu können: Ich begehre aufgelöst zu werden und mit Christo zu sein. Plötzlich versank der zum Tode Schwache in einen süßen Schlaf, aus dem er gestärkt erwachte. Die Krankheit war gebrochen. Das Fieber verließ ihn.

Franz beschloß nun, da die Krankheit zur Ehre Gottes gereichen sollte, die geistlichen Weihen zu empfangen, indem er urtheilte, Gott habe ihm das Leben gelassen, um sich seinem Dienste zu widmen. Die Aerzte erklärten die Genesung für ein Wunder, zumal Franz in kurzer Zeit den Andachtsübungen und Studien mit gleichem Eifer, als zuvor, obzuliegen vermochte. Zeugen seines Fleißes waren die Schriften, welche er zu Padua über juristische und theologische Gegenstände abfaßte. Dieselben machten 12 Bände in Quart aus und sind lange in Verwahrung der Familie von Sales geblieben. Er nahm bald nach seiner Genesung die Würde eines Doktors der Rechte an und erregte bei der dazu bestandenen Prüfung, wozu Pancirolli 48 Doktoren berufen hatte, die allgemeine Bewunderung. Pancirolli nannte in der bei dieser Gelegenheit gehaltenen Rede den Tag dieser Promotion einen der schönsten seines Lebens, spendete dem jungen Doktor vor der ganzen Hochschule das glänzendste Lob und forderte alle Commilitonen auf, seinem Beispiele zu folgen. Franz hielt eine, Verehrung gegen den

trefflichen Lehrer und tiefe Bescheidenheit athmende Gegenrede. Alle Anwesenden wünschten ihm Glück und sprachen die Ueberzeugung aus, er habe seine Ehrenwürde nicht wie ein Schüler, sondern als ein Meister der Wissenschaft empfangen. Durch die Bescheidenheit, womit Franz sich gegen die schmeichelhafte Anerkennung verhielt, gewann er Aller Herzen und wurde unter lauten Vivats in seine Wohnung begleitet. Franz war, als er am 5. September im Jahre 1591 die Doktorwürde empfing, 24 Jahr alt.

III.

Reisen nach Rom und Loretto. Heimkehr in's väterliche Haus. Pläne der Eltern mit ihrem Sohne.

Auf Befehl seines Vaters verließ er nun die Universität, trat aber mit dessen Bewilligung zuvor eine Reise nach Rom und Loretto an, um das vor längerer Zeit gethane Gelübde einer Wallfahrt nach letzterm Orte zu erfüllen. Possevin ermahnte ihn vor der Abreise auf's Neue, an der Theologie festzuhalten, denn Gott habe ihm das Hirtenamt im Bisthum Genf vorbehalten. In Rom gab es für Franzens Wißbegierde und Andacht reichliche Nahrung. Er studirte das alte und das neue Rom mit gewohnter Gründlichkeit und besuchte andächtig alle heiligen Orte, namentlich die Katakomben. Beim Anblicke der letzten sprach er: „Ach, eine gar zu kostbare Speise ist die Marter; es genießen dieselbe nur diejenigen, welche Du als Deine Liebsten liebst, mein Gott! Nur denen, welche bei Dir in Gnaden stehen, ist es zugelassen, aus Liebe zu Dir zu sterben. Ach! wenn Du mir nur die Gnade ertheiltest, daß ich wenigstens dem Willen nach ein Märtyrer würde, wenn ich keiner der That nach zu werden verdiene. Obwohl es mir an dem Schwerdte wird fehlen können, das den Märtyrer macht, hoffe ich doch, es werde mir nicht fehlen, mit Deiner Hilfe den Schwerdtstreich zu erleiden. Mit herzlicher Freude würde ich solchen empfangen, wenn mir eine huldreiche Gelegenheit dazu geboten werden möchte. Verdiene ich aber kein Märtyrer durch das Leiden zu werden, so wünsche ich doch ein Märtyrer durch das Mitleiden zu sein, mittelst häufiger Betrachtung Deines Leidens, o König der Schmerzen, so wie des Leidens aller Deiner heiligen Blutzeugen, damit ich dieselben bewundern und

ihnen nachfolgen möge. Sterben nur jene für Dich, welche Du von Ewigkeit auserwählt hast, die kostbare Krone der Märtyrer zu empfangen, wie will ich mich dann befleißen, zufrieden zu sein und in Deiner Liebe, von Deiner Liebe und wegen Deiner Liebe zu leben!" Auf diese Weise bestärkte Franz sich in dem Vorsatze, nach seiner Rückkehr in die Heimath der Bekehrung der Irrgläubigen sich zu widmen. — Franz suchte auch die durch Wissenschaft und Frömmigkeit damals in Rom berühmten Männer auf. Der hl. Philipp Neri soll ihn umarmt und indem er einen Kuß auf seine Stirn drückte, geweissagt haben, der junge Baron werde ein großer Diener Gottes und der katholischen Kirche sehr nützlich werden. —

Als Franz eines Abends vom Besuche heiliger Oerter in seine am Tiber belegene Herberge zurückkehrte, fand er seine Leute mit dem Wirthe in Streit. Dieser hatte ihre Reise-Effekten auf die Straße geschafft und verlangte, sie sollten das Haus räumen, das er andern Gästen zugesagt hatte, von denen er einen größern Gewinn zu erzielen hoffte. Nachdem Franz den Anlaß des Streites erfahren, befahl er seinen Leuten, obwohl diese mit Recht unter Berufung auf das mit dem Wirthe getroffene Abkommen denselben des Wortbruches beschuldigten, nachzugeben und verfügte sich mit ihnen in ein anderes Wirthshaus. Dieß geschah zu seinem Heil. Denn bald darauf schwellte ein langer und heftiger Regen den Fluß an, derselbe trat verheerend aus seinen Ufern und riß das Wirthshaus um. Es entkam Niemand, der darin war.

Franz besuchte, nachdem er Rom verlassen, das Haus der Mutter Gottes, das vormals in Nazareth gestanden hatte, dann aber auf wunderbare Weise nach Einnahme dieser Stadt durch die Türken an mehrere Orte und zuletzt nach Loretto versetzt war. Er küßte mit innigster Zärtlichkeit diese heiligen Mauern, beichtete, empfing das hochheilige Sacrament des Altars und ergoß sein liebendes Herz in die Worte: „So ist denn dieses deine ehemalige Wohnung, o holdselige Braut des ewigen Königs? So hast du denn

hier dich unterhalten, o göttlicher Liebhaber, und an dieser Stätte dich verborgen in dem menschlichen Fleische? Hier hast du dich an den Lilien geweidet, hier bist du mein Bruder geworden. O, wer wird mir geben, daß ich dich, der du meiner Mutter Brust gesogen, hier finde und andächtig küsse? O Gott, der du mich von Kindheit auf als Lehrer der Wahrheit unterrichtet, ich hoffe, du werdest mich an diesem Orte noch mehr als überreichlich unterweisen, weil ich dir einen Trunk des besten Weines aus dem Safte meiner Granatäpfel bereite.“ Nachdem er mit solchen aus der hl. Schrift entnommenen Reden die allerseligste Mutter und das Fleisch gewordene Wort verehrt, erneuerte er wiederholt das der ersterern bereits zu Paris gethane Gelübde steter Virginität. Hier machte sich Franz auch einen Entwurf zu dem apostolischen Leben, welches er im Predigen des Evangelii und in Belehrung des Nächsten zu führen beabsichtigte. Zugleich gelobte er, willig die Mühe, die Arbeit, die Armuth, das Leiden und die Verfolgungen zu übernehmen, welche das Leben mit sich bringen mußte, zu dem uns Jesus in eben dieser Behausung das Vorbild gegeben hatte. An dieser geweiheten Stelle wurden Franz neue Erleuchtungen zu Theil und sein Herz füllte sich mit neuen Flammen göttlicher Liebe. Diese Gnaden wurden theilweis äußerlich sichtbar. Der Hofmeister Deage versicherte, sein Antlitz leuchtend wie das eines Seraphs und voll himmlischer Lieblichkeit erblickt zu haben. —

Von Loretto ging Franz nach Ancona und wollte von da über das Meer nach Venedig reisen. Er fand auch ein Schiff, bezahlte die Ueberfahrt und ließ sein Gepäck an Bord bringen. Nun erschien aber eine vornehme Dame, welche, ohne daß der Schiffer Franzen davon Meldung gethan, das Schiff allein für sich bereits gemiethet hatte, mit ihrem Gefolge. Sie wollte Niemanden die Mitreise gestatten. Franz betheuerte, ihr keine Ungelegenheiten machen, sondern mit seiner kleinen Begleitung und wenigem Gepäck den letzten

Winkel einnehmen zu wollen. Ihm lag sehr an der Benutzung dieses Schiffes, weil sich eine andere Gelegenheit baldiger Abfahrt nicht darbot. Die Dame blieb unerbittlich und war so ungehalten, daß wenig fehlte und sie hätte Franzens Bagage über Bord werfen lassen. Franz suchte die Seinigen, welche über ein so unhöfliches Betragen ungehalten waren, damit zu trösten, daß sie hierin eine Fügung Gottes erblicken müßten, deren Wohlthätigkeit sie vielleicht nachher noch preisen würden. Er erinnerte sie an den ähnlichen Fall mit dem gewinnsüchtigen Wirthe in Rom und machte sie aufmerksam, wie sie ungeachtet des schönen Wetters, vielleicht doch die Gefahr eines Sturmes zu bestehen gehabt haben würden.

So war's. In einem plötzlich entstandenen Sturme ward das Schiff sammt Allem, was darin war, ein Raub der Wellen. Diese Zeitung lief in Ancona ein, noch ehe Franz dasselbe auf einem andern Fahrzeuge verlassen hatte. Der Schiffspatron und die Bootsleute begannen nach der Abfahrt sich ausgelassener Lustigkeit zu ergeben. Franz aber blieb still und war in Gedanken vertieft. Auf Befragen seines Hofmeisters nach dem Grunde seiner Schweigsamkeit erwiederte Franz: „Ich muß mich verwundern, daß, da uns nur ein zwei Finger dickes Brett von dem Tode trennt, die Leute den Muth haben, so zu jubiliren, ein Betragen, das zu der Gefahr, in welcher wir uns befinden, sich wenig paßt. Eben erst haben wir einen Schiffbruch fast vor Augen gehabt. Nichts ist unbeständiger als das Meer. Das schlimme Wetter hat kaum geendet. Dieses Meer ist wegen seiner Unbeständigkeit verschrieen. Wer weiß, wie nahe ein ähnliches Unglück wie das erst kürzlich erlebte ist? Mögen Andere thun, was sie gelüstet. Wir sollen den Herrn anrufen, dem Winde und Meer gehorchen." Deage schlug seinem Baron vor, die Tageszeiten zu beten. Als dies der Schiffs-Capitain wahrnahm, spottete er darüber und bemerkte, von Klosterleuten und Andächtlern habe er immer nur Unheil gehabt. Bald darauf sprang der bis dahin günstig gewesene Wind in einen widrigen

um. Nun schrie der Patron: „Holla, ihr Herren Franzosen, was murmelt ihr! Von der Zeit an, wo ihr das Brevier in die Hand genommen, haben wir beständig widrigen Wind. Laßt in des Henkers Namen das Beten unterbleiben und thut, was Andere thun.“ Inzwischen entstand ein fürchterliches Unwetter. Der Jubel der Schiffsleute wandelte sich in Furcht und es war auch nicht einer, der nicht zum Gebete seine Zuflucht nahm. Nur der Capitain blieb bestialisch wie zuvor und wiederholte unter gräulichen Gotteslästerungen, wie er vorausgesehen, daß ihm die Andächtler das Wetter verderben würden; dieselben verdienten deßhalb in das Meer geworfen zu werden. Der jähzornige Deage wollte dem Schlingel nach Gebühr antworten. Der sanftmüthige Franz aber erinnerte ihn, daß zu einem solchen Verweise jetzt nicht die rechte Zeit sei und der unsinnige Mensch dadurch nur noch weiter in seiner Raserei getrieben werden würde. Geduldig und ohne Rücksicht auf des Schiffs-Capitains Schandreden setzte er sein Gebet fort. Das tüchtige Schiff widerstand dem Sturme und lief nachmals glücklich in den Hafen Cattolica ein. Der Capitain, welcher die Größe der Gefahr am Besten erkannt, vermochte seine Freude nach deren Bestehen am wenigsten zu verbergen.

„Ich weiß nicht,“ sprach nun Franz ganz gelassen zu ihm, „woher es gekommen, daß Sie vorher so erzürnt waren. Das tobende Meer und die augenscheinliche Gefahr des Unterganges hätten uns schrecken sollen. — Sie aber hatten Sich zu Flüchen und Gotteslästerungen verleiten lassen und sind soweit gegangen, uns zu verbieten, Gott zu bitten, von dem doch allein die zeitlichen und ewigen Güter gehofft werden müssen. Wissen Sie nicht, daß dem höchsten Gotte die Herrschaft über Winde und Meer zustehet, welche gehorsam seine Stimme verehren und seine Winke vollziehen.“ Diese Worte sprach er mit so freundlicher Milde, daß der rohe Mensch davon betroffen in sich ging. Besonders gerührt darüber, daß Franz der wider ihn ausgestoßenen Schandreden

gar nicht gedacht hatte. Er fiel ihm zu Füßen, bat um Verzeihung und gelobte, fortan nicht wieder in dieser Weise zu sündigen. Auf der übrigen Fahrt beobachtete er die größte Ehrerbietung gegen ihn. Die andern Schiffsleute sprachen unter einander, dieser junge Cavalier werde sie bekehren und heilig machen, wenn er längere Zeit unter ihnen leben sollte.

Eine noch glänzendere Probe seiner Sanftmuth und Ergebung legte Franz auf eben dieser Fahrt ab. Er hörte auf dem Verdecke der Erzählung des Steuermannes von einer nahen Capelle der seligsten Jungfrau zu, in welcher diejenigen, die durch ihre Fürbitten dem Schiffbruche entgangen, Gelübdetafeln aufhingen. Der Steuermann, der eben die Seile in Ordnung brachte, strich ihm aus Unachtsamkeit mit einem solchen den Hut vom Kopfe ab, der in's Meer fiel. Deage, vom Zorne übermannt, schalt seinen Baron tüchtig. Franz blieb ganz gelassen und sagte, was geschehen, sei zwar aus seiner Schuld geschehen, aber ein Thaler reiche hin, den Verlust zu ersetzen. Sein Cassirer urtheilte, damit sei es nicht gethan, die Unachtsamkeit könne dem jungen Herrn theuer zu stehen kommen; er möge sich vor dem kalten Zugwinde schützen. Franz bedeckte sich mit der Schlafmütze, in Hoffnung, zu Chioggia einen neuen Hut zu erhalten und lächelte zu den gegen ihn gerichteten Scherzreden. Deage hatte den Muth, seinen Baron ohne Hut zu lassen, weßhalb dieser genöthigt war, über den öffentlichen Platz, der mit Volk und Comödianten angefüllt war, in der Schlafmütze zu gehen.

In Venedig hatte sich ein junger Mensch aus Franzens Gefolge verleiten lassen, Nachts in ein liederliches Haus zu gehen. Als Franz es erfuhr, suchte er sofort den Leichtsinnigen auf. Er machte ihm so nachdrückliche und zugleich so liebevolle Vorstellungen, daß er ihn zur Buße brachte und bewog, vor der Abreise von Venedig sich reuig einem Beichtvater zu Füßen zu werfen und Absolution von seinen Sünden zu verlangen. Ueber Padua, Mailand und Turin ging

Franz in seine Heimath zurück, welche er im Frühjahr 1592 erreichte. Von dieser Zeit an mußte er nach einer Herrschaft seines Vaters den Namen eines Barons von Villaroget annehmen. In Tuille traf er mit seinen Eltern zusammen, welche sich des herrlichen, nun 25jährigen Jünglings mit hohem Jubel erfreuten. Er hatte ein majestätisches Wesen gewonnen. Seine Stimme war voll wohllautenden Hellklanges. Sein Geist zeigte sich überall lebhaft und aufgeweckt. Er war reich an Wissenschaft, behend in Antworten, sittsam und bescheiden ohne erzwungene Zurückhaltung. Im Verkehr mit Andern zeigte er sich gesprächig, ohne sich etwas zu vergeben. Die Eltern betrachteten ihn als eine Säule des edeln Hauses von Sales. Jedermann wünschte ihnen zu einem solchen Sohne Glück.

Einer von Franzens ersten Besuchen galt dem Bischofe von Genf, Claude Granier, einem höchst würdigen Manne, welcher sich sogleich nach der ersten Unterredung einen Nachfolger wünschte, der diesem jungen Cavaliere gliche, da er alsbald alle glänzenden Eigenschaften desselben inne geworden war. Es waren eben junge Theologen versammelt, welche sich zu einer geistlichen Pfründe gemeldet hatten und geprüft werden sollten. Franz wollte, als dem Bischofe gemeldet wurde, die jungen Leute seien seiner gewärtig, sich entfernen, weil er es für unschicklich hielt, daß ein Laie mit dem Degen an der Seite sich bei einer solchen Versammlung einfinde. Der Bischof ließ diese Einrede nicht gelten, sondern nahm ihn mit sich und wies ihm seinen Platz neben sich an. Bei dem nun beginnenden Disputiren ging es scharf zu. Es kam eine höchst schwierige Frage auf's Tapet, über welche sich die Streitenden nicht einigen konnten und die Keiner zu lösen vermochte. Franz hatte aufmerksam zugehört. Der Bischof forderte ihn deßhalb auf, sein Gutachten abzugeben. Der junge Jurist suchte diese Forderung bescheidentlich abzulehnen, weil einem Schüler, wie ihm, vor so gelehrten Doktoren und einem so erleuchteten Kirchenoberhaupte zu reden, übel anstehen werde.

Als man aber in ihn drang, seine Meinung zu sagen, löste er den Knoten mit wenigen Worten auf eine einfache höchst treffende Weise zu allgemeiner Befriedigung und Bewunderung. Als der Bischof ihn hinaus begleitet hatte und in's Zimmer zurückgekommen war, äußerte er, dieser Cavalier habe zu viel Tugend und Wissenschaft, um lange in der Welt bleiben zu können; es ahne ihm, derselbe werde sein Nachfolger werden; er hoffe, Gott werde seinem Bisthume diese Gnade erweisen.

Der Bischof liebte fortan den jungen Baron von Villaroget wie seinen eigenen Sohn. Er gab ihm sogar diese Benennung. Auch behauptete er, Gott habe ihm den Cavalier geschickt, damit er nicht vor Traurigkeit sterbe. Der Bischof war nämlich in großer Betrübniß, weil er beim heiligen Vater verläumdet worden war.

Franzens Vater dagegen hatte ganz Anderes mit ihm vor. Er gedachte, ihn zu vermählen und in eine Rathsstelle zu Chambery zu bringen. Er sendete ihn vorerst in diese Stadt mit Empfehlungsbriefen, um sich unter die Advocaten aufnehmen zu lassen. So wenig diese Mission nach seinem Geschmacke war und so sehr sie den Absichten und Gelübden widersprach, die er schon zu Paris gefaßt und gethan hatte, so fand er doch nicht für gut, sich jetzt dem Verlangen seines Vaters zu widersetzen, sondern hielt es für besser, dazu eine besser geeignete Gelegenheit abzuwarten. Der nachherige Präsident des Rathes, Favre, ein genauer Freund von Franzens Vater, ein ausgezeichneter praktischer Jurist und juristischer Schriftsteller, so wie ein tugendhafter gottesfürchtiger Ehrenmann, nahm den jungen Mann, den er wie einen Sohn betrachtete, in sein Haus auf und prüfte ihn vorläufig. Da er ihn so außerordentlich wohl vorbereitet fand, stellte er ihn dem Präsidenten Pobel vor, welcher ihn durch einen seiner Räthe officiell und auf das Schärfste examiniren ließ. Der Bericht dieses Rathes lautete über die Maaßen günstig. Er urtheilte, in dem jungen Manne einen wahren Schatz gefunden zu haben. Der Präsident und Rath zu Chambery

nahmen ihn daher mit ganz besondern Ehrenbezeigungen am 24. November 1592 an und auf. Franz erwiederte dieselben mit einer geistreichen zierlichen Rede, die alle Hörer in Staunen und Bewunderung versetzte. Diese Rede hatte die Gerechtigkeit, die vornehmste unter den sittlichen Tugenden, zum Gegenstande. Der Präsident Pobel bekannte, es sei ihm noch nie ein junger Mann von solcher Wissenschaft, so tiefem Verstande und solchem Adel der Gesinnung vorgekommen. Ganz Chambery wünschte ihm Glück und prophezeihete ihm baldige Erhöhung zum wirklichen Rathsmitgliede.

Als Franz, auf der Rückreise begriffen, sich im Reiten mit Deage unterhielt, strauchelte sein Pferd und er fiel trotz seiner Vortrefflichkeit in der Reitkunst herab. Dabei machte sich sein Degen aus dem Gehänge los und die Klinge schoß aus der Scheide, mit welcher sie, auf der Erde liegend, ein so vollkommenes Kreuz bildete, wie es mit allem Fleiße nicht accurater hätte gelegt werden können. Derselbe Unfall mit gleicher Erscheinung trug sich auf dem nicht langen Wege genau eben so noch zwei Male zu. Franz glaubte aus diesem dreifachen Kreuze mit Bestimmtheit Gottes Absicht, er solle das Kreuz tragen, entnehmen zu müssen. Er bat also seinen bisherigen Hofmeister, seinen Vater mit des Sohnes Absicht, sich dem geistlichen Stande zu widmen, bekannt zu machen. Deage stellte seinem ehemaligen Zöglinge die Betrübniß beweglichst vor, die eine solche Eröffnung dem väterlichen Herzen, welches ganz andere Pläne für seine Zukunft hege, erwecken müsse. Er machte alle Gründe geltend, welche sich Franzens Vorhaben entgegensetzten und hob namentlich hervor, wie die Anordnungen, welche Väter über die Standeswahl ihrer Söhne träfen, von letzteren als göttliche Berufungen angesehen werden müßten, sofern ein solcher Stand der Seligkeit und dem Glauben nicht hinderlich sei. Er machte ihn auch aufmerksam, wie nicht selten junge Leute Gottes Stimme zu folgen vermeinen, die nur eigenen Neigungen nachgehen; es könne einer auch mitten in der Welt selig werden

und sei dazu nicht nöthig, daß Franz einen Stand wähle, welcher dem Willen so gottseliger, ihn herzlich liebender Eltern so sehr zuwider laufe. Er wies darauf hin, wie auch Andere, namentlich die frommen Könige und Fürsten Ludwig und Eduard, Heinrich Eleazar und Amadeus nicht nur selber heilig geworden wären, sondern auch Andere heilig gemacht hätten, ohne aus ihrem weltlichen Stande herauszutreten.

Franz hatte nicht erwartet, daß ein Priester, ein Doctor der Theologie seinen Vorsatz mißbilligen könne. Er blickte ihn mit seinem ihm eigenen unwiderstehlichem anmuthsvollem Lächeln an und sprach in der Ueberzeugung, sein Hofmeister werde das geeignetste Werkzeug sein, seine Eltern zu gewinnen, also: „Wie können Sie an mir tadeln, was Sie selber erwählt haben? Wollen Sie mich in der Welt fest halten, die Sie verlassen haben? Sie glaubten nicht, Ihre Seligkeit in derselben zu erlangen und wollen, ich solle glauben, in derselben selig werden zu können, der ich doch ihre Tugenden nicht besitze? Wo ist die zärtliche Liebe eines Vaters, die Aufrichtigkeit eines Freundes, die Sie mir bisher erwiesen?"

Deage wollte antworten, allein Franz ließ ihm dazu keine Zeit, sondern widerlegte alle seine Einwürfe gründlichst und schloß mit den Worten: „Glauben Sie, ich kenne mich durch und durch. So jung ich bin, so klar erkenne ich, daß alle Güter der Natur und des Glückes, von denen Sie mir geredet, die Gefahr vermehren, in welcher jeder Mensch schon an sich lebt. Die Gefahren, von denen ich umgeben bin, sind ohne Zahl. Wie viele derselben ich auch sehe, so glaube ich doch, daß noch weit mehrere mir verborgen sind. Ich weiß, daß ich von der Tugend in der That nichts weiter besitze, als die Begierde nach derselben, wogegen ganz unzweifelhaft die Wurzel des Bösen und der Unordnung in mir steckt, die mich unfehlbar mittelst ihrer Ausbreitung zu Grunde richten würde, wenn die Welt, in welcher Sie mich zu halten verlangen, mit ihrer Gewaltthätigkeit hinzuträte. Was könnte es mir nützen, wenn ich die ganze Welt gewänne, mich aber

selbst in den Abgrund stürzte? Gott hat in mir schon lange einen Abscheu vor der Welt erweckt. Vermöge seiner himmlischen Gnade ziehe ich seine heilige Furcht, seine reine Liebe allen geschaffenen Dingen vor. Widersetzen Sie sich also nicht dem Vorhaben, das mir der Allerhöchste eingegeben. Ich erwarte vielmehr von Ihrer Liebe, daß Sie zu Ausführung meines Vorsatzes helfen werden. Ich kann mir nicht verhehlen, daß ich den größten Hindernissen auf Seiten derer begegnen werde, denen ich das Leben, eine mit großem Aufwande ausgeführte Erziehung, mithin die größte Ehrfurcht nächst Gott schuldig bin. Ich bitte Sie daher auf das Inständigste, mir die Erlaubniß zu meinem Vorhaben zu erwirken, damit mir der Schmerz erspart werde, den ich empfinden müßte, wenn ich wider ihren Willen den geistlichen Stand ergreifen würde."

Deage mußte sich durch Franzens Rede überwunden erkennen. Diese Verachtung der Welt bei einem hochadeligen Jünglinge, der in der Blüthe der Jahre stand und zu den höchsten Ansprüchen an die Welt berechtigt schien, erregte seine höchste Bewunderung, weil er dieselbe doch so stark sich nicht gedacht hatte. Er hielt sich nun überzeugt, daß Franz zur höchsten Heiligkeit berufen sei. Doch konnte er ihm nicht unbemerkt lassen, daß er bei seiner Herzensverfassung nicht allein ohne Besorgniß irgend eines Seelenschadens in der Welt werde leben, sondern durch sein Vorbild eines gottseligen Wandels auch noch Andere dazu werde aneifern können. Nur aus Liebe zu Franzens Eltern habe er ihm widersprochen und habe solches auch für seine Schuldigkeit halten müssen, da er ihm von jenen zur Ausbildung für ein Leben in der Welt anvertrauet worden. Er bitte ihn deßhalb, ihn mit dem Auftrage zu verschonen, die Eltern mit seinem Vorhaben bekannt zu machen. Er habe das Herz dazu nicht. Franz erklärte nun, sein Vorhaben auf eine andere Weise ins Werk setzen und solche Mittel ergreifen zu wollen, daß seinen lieben Eltern der Schmerz möglichst gelindert werde.

IV.

Feststellung der Standeswahl.

Der Herr von Sales war über den Erfolg, den sein Sohn in Chambery gehabt, über die Maßen erfreuet. Er gedachte ihn nun mit einem Fräulein von Suchet, der einzigen Tochter des reichen Barons von Vegy, eines hohen Beamten des Herzogs von Savoyen, zu vermählen. Die vorläufigen Verhandlungen wegen Zustimmung der Braut und ihrer Verwandten waren bereits gepflogen. Die für Franz auserseheне Braut war durch die Eigenschaften ihres Geistes und Herzens seiner vollkommen würdig. Nach seiner Rückkehr von Chambery wurde dem jungen Baron dieser Heirathsplan eröffnet und er angewiesen, sich zur Reise nach Sallenches, wo er sich mit Fräulein von Vegy sehen sollte, fertig zu halten.

Franz erschrak nicht wenig über diese Mittheilung und Aufforderung. Schon war er im Begriff, seinen Vorsatz, sich dem geistlichen Stande zu widmen, seinem Vater zu bekennen, um sich so der Reise zu entziehen. Aus Ehrerbietigkeit aber hatte er nicht das Herz, von seinem Vorhaben zu reden. Er hoffte auch noch, durch einen Verzug seinem Ziele leichter nahe zu kommen. Nicht verhehlte er sich das Bedenkliche, das darin lag, einem Fräulein nachzureisen in dem festen Entschlusse, sich niemals mit demselben zu vermählen. Er stellte sich auch vor, wie die Welt darüber urtheilen würde. Andererseits mochte er aber dem Willen seines Vaters nicht geradezu entgegenzutreten und sein Vorhaben zu Tage legen. Den Kaltsinn, welchen Franz bei der Eröffnung seines Vaters zeigte, schrieb dieser einer bescheidenen Zurückhaltung zu, ohne zu ahnen, daß er nur den Widerwillen gegen den Heirathsplan maskirte.

Kaum in Sallenches angelangt, hatte Franz die ihm bestimmte Braut und deren Vater schon auf das Vortheilhafteste für sich eingenommen. Doch verhielt er sich so kühl, daß der Herr von Sales es bemerkte und ihm vorwarf, er scheine den väterlichen Absichten, welche so sehr seinen eigenen Vortheil bezweckten, wenig entgegen zu kommen. Der heilige Jüngling antwortete hierauf durch Schweigen. Man reiste daher unverrichteter Sache nach dem Schlosse Tuille zurück. Hier verwies der Vater seinem Sohne mit nachdrücklichen Worten sein Benehmen. Dieser antwortete nur, es sei ihm überaus Leid, seinem Vater Verdruß verursacht zu haben. Einem Freunde, dem er nach der Rückkunft von Sallenches begegnete, sagte er: „Meine ganze Freude besteht in dem Worte, daß der Herr meine Seele so oft hören läßt: ich will eingehen in das Haus des Herrn (Psalm 5), da will ich wohnen, ich habe es zu meinem Aufenthalte erkoren (Psalm 131). Um meinem Vater zu gehorchen, habe ich das Fräulein gesehen, das seine Güte mir bestimmt hatte. Sie besitzt in der That alle möglichen guten Eigenschaften und Tugenden und verdient eine bessere Parthie als mich. Für mich ist Gott allein mein Erbtheil; ich will nie etwas Anderes sein und haben, nie etwas Anderes sein wollen, als Geistlicher."

Mutter und Anverwandte bemüheten sich vergebens, Franzens Kaltsinnigkeit mit den schönsten und vernünftigsten Gründen zu brechen. Der Vater verlangte dringend die Ursache eines so seltsamen Verhaltens kennen zu lernen. Inzwischen lief auch aus Chambery die Nachricht ein, daß der Herzog aus eigener Bewegung dem Baron von Villaroget das Raths-Patent zugedacht habe. Sein Vater, welcher darin den Anfang der glänzendsten Laufbahn begrüßte, war darüber, daß Franz diese Ehre ablehnte, höchst betrübt. Als ihm sein Freund Favre vorstellte, die Rathsstelle hindere ihn nicht, Geistlicher zu werden, da im Rathe mehrere Cleriker säßen, antwortete Franz mit dem Apostel Paulus II. Timoth. 2.: „Kein

Streiter Gottes verwickelt sich in weltliche Geschäfte."

Nun entdeckte Franz sich seinem Vetter, dem Domherrn Ludwig von Sales. Dieser war sehr erbaut von dem, was er erfuhr, bat aber, die Eröffnungen an seinen Vater noch auszusetzen. Hierbei hatte er eine besondere Absicht. Die Stelle des Dompropstes von Genf war erledigt und Ludwig gedachte, dieselbe seinem Vetter Franz zuzuwenden, welcher, wenn ihm dieses Amt ohne sein Zuthun verliehen wurde, dasselbe anzunehmen keinen Anstand, dagegen einen reichlichen Ersatz für die Rathsstelle finden konnte. Durch seine Connexionen wußte er in Rom die Ernennung Franzens zum Genfer Dompropste herbeizuführen. Er begab sich bald mit der ihm zugesandten Berufungsurkunde nach Tuille, wo er dem Vetter Franz bemerklich machte, wie diese Berufung ihm eine sichere Grundlage gäbe, gegen seinen Vater mit der unumwundenen Wahrheit herauszugehen. Franz erschrak über die ihm erwiesene große Gunst. Seine Absicht war nicht auf geistliche Pfründen gerichtet gewesen. Auch hatte er nie nach einer so hohen Stellung gestrebt. Er glaubte, es zieme sich nicht, daß ein Jüngling ohne Tugend und Erfahrung den Vorsitz in einer Versammlung so bewährter und trefflicher Männer, wie die Genfer Domherren, führen dürfe. Ihm stehe, sagte er, eine solche Würde nicht zu; er wolle bitten, dieselbe seinem würdigen Vetter überlassen zu dürfen. Ludwig von Sales lobte zwar die Demuth Franzens, gab auch der heiligen Klugheit, welche Scheu trage, sich in geistliche Pfründen einzudrängen, allen Beifall, erklärte es aber für einen Eigensinn, solche Würden abzuweisen, wenn sie ungesucht angetragen würden. Gott habe augenscheinlich die Sachen so geordnet, um das Herzeleid der Eltern über sein Widerstreben gegen ihr Vorhaben mit ihm zu mindern. Er (Ludwig) nehme über sich, die Folgen zu verantworten.

Ludwig war für Franz eine Autorität und er nahm die Propstei an. Darauf begab er sich mit seinem Vetter

und einem Domherrn, der diesen begleitete, zu seinen Eltern. Er bat dieselben um eine Gnade, nach deren Erlangung er nie wieder etwas von ihnen begehren wolle. Der Vater sprach die Vermuthung aus, Franz werde ein Vorrecht vor seinen Brüdern oder einen Vortheil in Bezug auf seine Vermählung in Anspruch nehmen. Franz versicherte, was er bitten wolle, werde seinen Brüdern nur zum Vortheile gereichen, indem er ihn bitte, ihm zu erlauben, in den geistlichen Stand zu treten, in welchen er durch die vorgezeigte Vocation des hl. Vaters berufen sei.

Der Herr von Boisy gerieth, als er dieses hörte, fast außer sich. Er war einer Ohnmacht nahe. Alle seine Aussichten traf ein zerschmetternder Strahl. Mit Mühe errang er Fassung und sprach: „Mein Sohn, wer hat dir diesen unglücklichen Rath gegeben? Ich sah in dir die Stütze meines Alters und unseres Geschlechtes. Und nun willst du uns so jäh verlassen? Du hast Brüder. Ich hoffte, du solltest denselben einst Vater sein, wenn ich nicht mehr bin. Nun willst du dich von ihnen wie von mir losmachen? Was wird dir nützen, die weltlichen Rechte studirt zu haben? wenn du den geistlichen Stand ergreifst? Ein solcher Entschluß hätte Zeit und Ueberlegung erfordert." Der traurige Vater hatte diese Worte häufig mit seinen Seufzern unterbrochen. Franz antwortete, seine Gedanken und sein Verlangen hätten das einzige Ziel, seinem Vater bis zum letzten Athemzuge zu dienen und mit aller möglichen Fürsorge seinen Brüdern behiflich zu sein. Weil ihn aber Gott von seinem frühesten Alter an zum geistlichen Stande berufen, hätte er die Tonsur empfangen und den Entschluß, Priester zu werden in Paris gefaßt, zu Padua erneuert und zu Loretto bestätigt. Er bitte um die Erlaubniß, seinen heilig gefaßten Vorsatz auszuführen. Er erzählte ihm hierauf, daß Gott ihm durch sein mehrmaliges Stürzen mit dem Pferde und das Aushängen seines Degens zu verstehen gegeben, wie es sein heiliger Wille sei, Franz solle den Degen ab-

legen und das Kreuz zur Hand nehmen. — Der Vater verlor eine Hoffnung um die andere, je mehr er die Festigkeit des Vorsatzes erkannte, den sein Sohn gefaßt hatte. Er antwortete nur mit Seufzern und abgebrochenen Worten.

Nun ergriff der Domherr Ludwig von Sales das Wort und sagte: Kinder gehörten mit mehrerem Rechte Gott, als den Eltern zu; Herr von Sales müsse diesen Sohn Gott schenken; der Zeichen seien zu viele, welche Gottes Absicht verriethen, ihn haben zu wollen. Deßhalb habe Franz Amt und Heirath ausgeschlagen; wenn die Natur dawider murren sollte, müßten Religion und Glauben derselben Schweigen gebieten. Weil Ludwig aber keine Antwort erhielt, indem dieselbe durch Thränen verhindert ward, er aber die Gottesfurcht der Eltern seines Vetters kannte, sprach er: „Ei, wollen Sie mit Gott hadern, Sich seinem Willen widersetzen? Wo sind der Glaube, die Gottesfurcht und der Gehorsam, zu deren Beobachtung Sie Sich Gott verpflichtet hielten? Vermeinen Sie vielleicht mit Ihren Absichten zu einem glücklichen Ziele zu gelangen? Wie, wenn Ihnen Gott befehlen möchte, Ihren geliebten Isaak ihm mit eigenen Händen zu opfern, wie er dem Abraham gebot? Oder aber, wenn der Tod in einer einzigen Nacht alle Ihre Söhne hinwegraffte, wie dem Job geschah? Von so vielen Kindern, die er ihnen geschenkt, begehrt Gott nur ein einziges. Nicht einmal völlig entziehen will er es Ihnen. Sie haben das Herz, es ihm zu versagen, nachdem er seinen eigenen Sohn für Ihr Heil in den Tod gegeben?“ Herr von Sales entgegnete: er wisse wohl, wie Alles, was er habe, mit größerem Rechte Gott, als ihm gehöre; doch bedünke ihm, sein Sohn werde Gott nicht minder gefällig sein, wenn er den Wunsch seiner Eltern erfülle, da er Gottes Ehre auch in der Welt durch Tugend und Beispiel werde befördern können. Da er hiermit keinen Eingang fand, bat er um einige Tage Bedenkzeit. Er versprach den Domherren Antwort, bevor sie abreisen würden. Frau von Boisy hörte mehrere Tage

nicht auf zu weinen. Endlich gewann die Gottseligkeit über die natürliche Liebe die Oberhand. Die Mutter ergab sich dem göttlichen Willen. Sie gewann selbst ihren Gemahl.

Als aber die Domherren zur Entgegennahme ihrer Erklärung sich einfanden, erneuerten sich Seufzer und Zähren. Glaube und Natur stritten einen furchtbaren Kampf. Der Glaube wollte den offenbaren Zeichen Gottes sich beugen. Die Natur, entsetzt über das, was sie verlieren sollte, wollte es nicht. Selbst den Domherren wurden die Augen feucht. Vater und Mutter hatten kaum so viel Kraft, Franz aufzuheben, als dieser sich zu ihren Füßen geworfen und liegen zu bleiben betheuert hatte, bis er mit ihrem Segen ihre Einwilligung erhalten haben werde. Der Vater warnte seinen Sohn jetzt nochmals, er möge nicht, indem er Gottes Berufung vorwende, gerade wider dessen Willen und wider die in der Welt von ihm eingesetzte Ordnung handeln. Die Erstgeborenen seien von der Natur berufen, Stammhalter des Geschlechtes zu werden; im geistlichen Stande werde die Art der Erziehung, die er genossen, ihm keine Frucht bringen; Franz hätte sollen seinen Brüdern, weil deren so viele wären, an die Hand gehen, was im geistlichen Stande nicht geschehen werde; er habe seinen Aeltesten bisher als Stab und Stütze seines Alters angesehen und es falle ihm schier unmöglich, sich selbst dieser Hilfe zu berauben. Gleichwohl wolle er ihm dem gewünschten Berufe nicht entziehen, wenn Franz nach reiflicher Untersuchung in sich die Bestätigung finde, daß Gott ihn zu seinem Dienste in einen Stand haben wolle, der anscheinend den Pflichten, zu welchen uns Natur und Liebe verbinden, zuwider sei. Franz entgegnete: er sei nicht der Meinung, daß der geistliche Stand ihn von irgend einer natürlichen Verpflichtung gegen seinen Vater und seine Familie entbinde. Er werde künftig seinem Vater nicht minder unterthänig sein und den Nutzen des Hauses fördern. Kein Stand könne das geheiligte Band zerreißen, das Eltern und Kinder verknüpft. Gott sei sein Zeuge, daß er keine größere

Dankbarkeit fühlen könne, als er gegen diejenigen empfinde, welche ihm das Leben gegeben und die ihn erzogen. Er hoffe, diese Erziehung solle nicht fruchtlos gewesen sein. —

Franzens Vater wünschte, daß er wenigstens die angetragene Rathsstelle annehmen möge, weil dieselbe mit dem geistlichen Amte verträglich war und auch der vorige Dompropst eine solche bekleidet hatte. Franz warf sich von Neuem seinem Vater zu Füßen. Er bat flehentlich, das Amt ablehnen zu dürfen, dessen Verrichtungen ihn an der Erfüllung der Pflichten seines jetzigen Amtes verhindern müßten. Ungeachtet des tiefen Schmerzes, welchen der Herr von Boisy und seine Gemahlin darüber empfanden, daß Franz die dargebotene Vermählung und die sich ihm öffnende ehrenvolle Laufbahn in der Welt beharrlich zurückwies, was doch durch die fromme und bescheidene Beharrlichkeit des geliebten Kindes ihr Herz erweicht. Herr von Boisy hob endlich seinen Sohn auf und sprach: „So thue denn mein Sohn, was Gott dir eingegeben. Es hält gar zu schwer, wider das Gewissen zu handeln. Der Herr, welcher dich, wie du versicherst, zum geistlichen Stande berufen, segne dich tausend und tausend Mal, wie ich dir seinetwegen meinen Segen ertheile. Er sei deine Wohnung im Himmel, wie er selbst dein Theil und deine Erbschaft auf Erden sein wird."

Nachdem Franz auch den Segen seiner Mutter empfangen, bat er, die Rechte des Erstgebornen auf seinen Bruder Ludwig übertragen zu dürfen. Die Eltern litten dieses nicht und so hat Franz bis an seinen Tod diese Rechte behalten, obwohl er den Namen Villaroget ablegte und sich wieder Franz von Sales nannte. Sein Gemüth hob sich und war ganz Jubel gegen Gott. „Du hast," sprach er oft, „meine Bande zerissen, mein liebster Jesus. Ich will dir deswegen Lobopfer darbringen. Gott sei gebenedeit, daß ich jetzt dasjenige besitze, was ich so lange inbrünstig gewünscht. Nichts wird mich hinfort bewegen können, mich deiner göttlichen Hand zu entreißen."

Der Tag, an welchem Franz so glücklich war, das lang ersehnte Ziel seiner Wünsche zu erreichen, war einer der ersten Tage des Mai 1593. Er legte mit diesem Tage die Soutane an. Er hatte seine Mutter schon früher seinem Wunsche, Geistlicher zu werden, willfähriger gemacht. Nur ihrem Gemahle zu gefallen, hatte diese mehr scheinbar dessen Widerstreben getheilt, aber für den Fall der Erreichung seines Wunsches eine Soutane schon bereit gehalten.

V.

Empfang der heiligen Weihen. Priesterliche Thätigkeit. Reisen und andere Begebenheiten bis zur Mission in Chablais.

Franz war froh wie ein Vogel, welcher dem Käfig entflohen ist. Er wurde ein neuer Mensch und empfing den Geist seines Berufes, als er das geistliche Gewand anlegte. Er faßte den Entschluß, sein einziges Bemühen sein zu lassen, den Namen Gottes zu heiligen und sein Reich zu mehren. Am folgenden Tage schon ging er mit seinem Vetter nach Annecy, um die Dompropstei in Besitz zu nehmen. Unterwegs bemerkte Franzens Begleiter, daß jener weinte. Auf die Aeußerung der Besorgniß, Franz bereue vielleicht seine Standeswahl, erwiderte der junge Dompropst, diese erfülle sein Herz mit Freuden; er könne aber nicht ohne Schmerz an die Betrübniß denken, welche er damit seinen theuern Eltern verursacht; er glaube aber, daß sein Opfer dem Allerhöchsten nicht minder gefallen werde, wenn dasselbe auch mit den Thränen besprengt sei, die vom natürlichen Gefühle ihm entpreßt worden.

Am Tage vor dem Himmelfahrtsfeste, 1593, ward Franz in seine Würde eingesetzt. Man schrieb damals den 26. Mai. Die päpstliche Urkunde war vom 7. März desselben Jahres datirt. Franz hielt vor versammeltem Volke eine ausgezeichnete Rede, worin er sagte, wie ihm unter den Dingen, die ihm die Schifffahrt auf dem Meere dieser Welt schwer und gefährlich machten, das schlimmste die Verleihung der Dompropstenwürde sei. Es scheine ihm ge-

fährlich, daß ein junger Mann, bevor er im christlichen Kampfe Proben der Tapferkeit abgelegt, im Anfange seines Kampfes schon eine Propstei besitzen solle. Es sei eine Umkehrung der Ordnung, daß Jemand den Obern machen müsse, bevor er sich als Untergebener bewährt habe, zumal wenn derselbe, wie er, eines solchen Amtes so unwürdig sei. Es komme ihm vor, als wenn man einen Diamanten in Thon fassen wolle. Er erinnerte an das Wort des hl. Bernhard: wehe dem Jünglinge, welcher ein Profeß wird, bevor er ein Noviz gewesen! Unreife, nicht recht gezeitigte Früchte müßten verfaulen. Er sei daher mit sich selber nicht zufrieden und spreche mit dem Propheten: Ich habe deine Stimme gehört, Gott! und bin erschrocken. Es stärke ihn nur die Gegenwart der versammelten Väter. Er erkenne an ihnen, daß er gefürchtet habe, was nicht zu fürchten gewesen; nur der Propst habe in Furcht zu stehen, der Personen vorgesetzt werde, die schwer zur Erfüllung ihrer Schuldigkeit zu bewegen seien. Was habe aber er zu fürchten, der Solchen vorgesetzt worden, die Alles in sich vereinigten, was zum Prälaten erfordert werde? Er wolle deßwegen weder an seine Jugend, noch an seine Unwissenheit oder Schwachheit denken, weil er weder zu ermahnen, noch zu unterrichten oder zu strafen haben werde. Es heiße Wasser ins Meer tragen, wenn man Vollkommene unterweisen, ausgemachte Lehrmeister belehren wolle. Derjenige, der schon Alles wisse, bedürfe keines Lehrers; bei günstigem Winde könne Jeder im Schiffe den Steuermann abgeben. Da hochgelehrte und ansehnliche Männer dieser Propstei bisher vorgestanden, so könne gesagt werden, es sei ein Frevel, daß Franz die Verwaltung auf sich nehme. Zu seinem und ihrem Troste aber bitte er sie, zu bedenken, daß Gott das Schwächere zu erwählen pflege, um zu Schanden zu machen, was stark sei, und sich aus dem Munde der Unmündigen sein Lob bereite, damit ihm allein die Ehre von Allem zu Theil werde, das von ihm herkomme und durch ihn allein empfangen werde."

Alle Anhörer von Franzens Rede waren entzückt, niemand aber mehr als der ehrwürdige Bischof von Genf, welcher in Franz bereits seinen Nachfolger erblickte. Er ertheilte ihm am 8. Juni die niedern Weihen und am 12. Juni, dem Samstage nach Pfingsten, den Subdiaconat ohne Beachtung von Franzens Einwande, der die von einer Weihe zur andern vorgeschriebenen Fristen beobachtet wissen wollte.

Herr von Boisy gab dem neuen Subdiakonus zu Ehren ein solennes Diner, wozu die vornehmsten der Stadt eingeladen waren. Der junge Geistliche, welcher gar nicht auf die Mahlzeit achtete, unterhielt sich mit seinen Tischnachbarn über fromme Gegenstände. Sie, wie er, vergaßen über die geistliche Erquickung die leibliche Speise. „Propst," rief Herr von Boisy, „nöthige doch deine Nachbarn zum Essen und Trinken!" Der heilige junge Mann sprach gehorsam mit bescheidenem Tone: „Meine Herren, mein Vater befiehlt, daß gegessen und getrunken werden solle," worauf er in seinen heiligen Unterredungen fortfuhr.

Eben so wenig, als den Einwand der zu frühen Weihe zum Subdiakonat, beachtete der Bischof die Entgegnung, daß nur erst den Diakonen die Verkündigung des Evangeliums zustehe, als er Franzen die Weisung ertheilt hatte, am Frohnleichnamstage zu predigen. Der Dompropst sprach: weil er wisse, daß der Gehorsam besser sei, als das Opfer, werde er auf des Bischofs Wort sein Netz auswerfen (Luc. 5.); wenn die Ausführung des Auftrages übel ablaufen sollte, sei nur der bischöfliche Befehl selbst Schuld daran. Franz kam aber nicht zum Halten der befohlenen Predigt, weil der Franciscaner Pater Bassano (Foderè) von Moria, ein berühmter Kanzelredner, zu Annecy eintraf, welcher nur kurze Zeit anwesend war und allein den Frohnleichnamstag zum Predigen frei hatte, weßhalb Franz in Demuth ihm das Predigen überließ. Nun sollte er am Johannistage seine erste Predigt halten.

Als er auf das zum Anfang des Gottesdienstes zu

gebende Glockenzeichen wartete, wurde er von einem jähen Fieber angefallen, daß er sich zu Bett legen mußte. Er richtete nun seine Augen zu den Bergen auf, von denen die Hilfe kommt. Sogleich kamen ihm die Kräfte wieder, er erhob sich und bestieg die Kanzel und hielt eine Predigt, welche alle Zuhörer hinriß und zu Thränen rührte.

Nachdem er gezeigt, wie der göttlichen Güte wesentlich das Streben inne wohnt, sich mitzutheilen und auszubreiten, unterschied er in derselben drei erhabene Mittheilungen. Mittelst der erstern theilt sich der Vater dem Sohne mit und Vater und Sohn dem heil. Geiste. Durch die zweite theilt die anbetungswürdige Trinität ihr Wort der menschlichen Natur im Geheimnisse der Menschwerdung mit. In der dritten theilt Gott dem Menschen das Fleisch gewordene Wort im Sacramente der Eucharistie mit. „Diese Mittheilungen," sagte Franz, „sind dergestalt mit einander verbunden, daß die dritte nicht ohne die zweite und die zweite nicht ohne die erste sein kann, und daß die dritte die Erinnerung der zweiten und die zweite die Erinnerung der ersten ist." Die beiden ersten Mittheilungen handelte er kürzlich ab, um bei der dritten, welche den Kern seiner Rede bildete, desto länger verweilen zu können. Er bewies darin die wirkliche Anwesenheit des Fleisch gewordenen Wortes in der Eucharistie (welche die Absicht hat, dasselbe den Menschen mitzutheilen) durch die entscheidenden Stellen der heil. Schrift, die er mit siegender Logik entwickelte, während er den auffallenden Widerspruch nachwies, worin sich die Irrgläubigen befinden, welche einerseits behaupten, die heil. Schrift sei einzige Richterin in Glaubensdingen, andererseits sich aber über den Sinn derselben nicht zu verständigen vermögen. Die Katholiken dagegen suchte er in ihrem Glauben durch das einhellige Zeugniß der Väter und Kirchenlehrer zu stärken, welche den unveränderten Glauben der Kirche durch alle Jahrhunderte nachweisen. Die Predigt schloß mit einer begeisternden Ermahnung zur Andacht und Liebe gegen das

hochheilige Sacrament. Der Eindruck dieses Vortrages war unbeschreiblich ergreifend.

Drei vornehme Anhänger des Calvinismus, welche dieser Predigt beigewohnt, hörten auf, über diese Lehren zu spotten und kamen nachmals auch durch Franzens Bemühungen zur Kirche zurück, obwohl einer derselben, ein Herr von Avully, in seinem Irrglauben sehr halsstarrig war. Der Bischof sprach nach dieser Predigt zu den Domherren und Angesehensten der Stadt: „Was sagt ihr von meinem Sohne, hat er nicht über wunderbare Sachen wunderbar gesprochen? Wahrlich, wir haben in ihm einen neuen Apostel, welcher mächtig ist in Worten und Werken. Gott hat ihn uns gegeben, damit er dem Volke die Wissenschaft und das Heil zur Nachlassung der Sünden bringe.“ Eine Dame, welche auch Hörerin der Predigt gewesen, sprach zur Mutter des neuen Predigers, wie jene Frau im Evangelium: „Selig der Leib, der einen solchen Mann getragen und die Brüste, welche ihn genährt haben.“ Neben der innern Gediegenheit glänzte diese Predigt auch durch jegliche Anmuth des äußern Vortrags, welche durch Stimme, Geberde, Haltung, Gestalt, Miene und Blick hervorgebracht werden kann. Franzens Predigten verfehlten nie ihres Erfolges, weil er vorher bei Christo lernte, bevor er die Menschen lehrte. Sein Wort drang in den Grund der Herzen, weil diese empfanden, daß ein Heiliger sprach. Er bereitete sich zu seinen Predigten allezeit durch Betrachtungen zu den Füßen des gekreuzigten Erlösers und durch Studium geeigneter Schriften vor.

Wenn er nicht betrachtete, betete oder studirte, besuchte er Kranke, suchte er Hadernde mit einander zu versöhnen und Streithändel zu schlichten, wobei ihm seine Rechtskunde sehr zu Statten kam. Im Chordienste glich er einem Seraph in der Vertiefung seiner Andacht. Durch die Stadt schritt er wie ein Engel und erbauete Alle, die ihn nur sahen.

Am 18. September empfing er die Weihe zum Diakonat. Vorher schon gaben ihm die Verwerfung des Kreuzes

und der Heiligenbilder durch Calvin, so wie Calamitäten in der Diöcese Anlaß, eine Gesellschaft zu stiften, welche sich zur Aufgabe stellte, die Ehre des hl. Kreuzes und der Bilder der Heiligen zu fördern. Diese Gesellschaft, deren Statuten das Capitel sammt dem Bischof auch sogleich am 11. Sept. bestätigten, führte den Namen „vom heiligen Kreuze". Sie sollte auch den Namen von der unbefleckten Empfängniß Mariens und den hl. Aposteln Petrus und Paulus führen. Die männlichen Mitglieder trugen einen schwarzen Habit, die weiblichen ein schlichtes weißes Kleid. Sie begingen vorzugsweise die vier Feste der Erfindung und der Erhöhung des hl. Kreuzes, der unbefleckten Empfängniß und der beiden genannten Apostel. Am zweiten Sonntag jeden Monats wurde im Oratorium dieser Brüderschaft das Allerheiligste Sakrament zur Anbetung ausgestellt, zu dessen Bewachung stets zwei Brüder anwesend sein mußten. Die Mitglieder mußten monatlich einmal und außerdem an ihren vier Festtagen beichten und communiciren. Außerdem waren sie verbunden, die allerseligste Jungfrau täglich dreimal knieend mit unbedecktem Haupte bei den dazu gegebenen gewöhnlichen drei Glockenzeichen zu verehren und täglich fünf Vaterunser und Ave zu beten, bei den Prozessionen des Allerheiligsten Sacramentes sich einzufinden, Kranke und Gefangene zu besuchen, Todte zum Begräbniß zu begleiten. Außerdem übernahmen sie die Pflicht, überall sich der Schlichtung der Streitigkeiten anzunehmen und den Gottesdiensten und Predigten in ihren Pfarrkirchen fleißig beizuwohnen.

Der Genossenschaft traten viele Domherren und angesehene Leute aus Annecy, so wie auch Franzens eigener Vater bei. Franz ward sogleich in der ersten Versammlung zum Prior gewählt. Die Genossenschaft beging schon am Tage der Kreuzeserhöhung, den 14. Sept. 1593, ihr erstes hohes Fest und erwarb sich alsbald einen so guten Ruf, daß Franz in Chambery eine gleiche Genossenschaft einrichten mußte. Beide Brüderschaften stellten am dritten Pfingsttage

eine Wallfahrt nach dem zwischen Annecy und Chambery belegenen Städtchen Aix an, wo eine große Partikel des heiligen Kreuzes verehrt ward, um sich gegenseitig näher in Andacht zu verbinden. Diese Wallfahrt brachte großen Segen. Aus Demuth wagte Franz kaum, nach der Priesterweihe zu trachten, obwohl von ihm galt, was Basilius der Große vom Gregor von Nazianz schrieb: er sei ein Priester gewesen, noch bevor er die Priesterweihe empfangen. Nur aus Gehorsam gegen den Bischof ließ er sich dieselbe ertheilen. Er studirte dazu fleißig die Theologie und übte sich wacker im Beten. So ward ihm jener Geist der Erleuchtung zu Theil, welcher die rechte innere Weihe für die sacramentalische gewährt, die in der Quatemberwoche des Christmonates an ihm vollzogen ward. Franz schien dabei ganz in Gott versenkt und wie außer sich versetzt. „Es ist," sagte er, „etwas überaus Großes, ein Priester zu sein. Dieses ist ein Name, welcher so viel als der Name König bedeutet, und ein Titel, welcher eine vollkommene Herrschaft bezeichnet. Die Hoheit der Engel verdient nicht solche Ehrerbietung als die Würde des Priesters. O, wie sehr nothwendig ist es, daß ich mich durchschaue und aufmerksam prüfe, wenn ich den Frohnleichnam und das Blut des göttlichen Sohnes consecriren muß, damit mir der heilige Kelch nicht zur Verdammung gereiche. Ich verwundere mich über die Zuversicht, womit ich zu dem Gott geweihten Altare gehe, welchem zu nahen so viele der heiligsten Leute sich nimmermehr getrauet haben. Die Priesterwürde ist so erhaben, daß auch die englischen Geister dieselbe nicht betrachten können, ohne ihre Vortrefflichkeit und Hoheit zu bewundern."

Am 18. December 1593 erhielt der junge Diacon die Priesterweihe und am 21. December, dem St. Thomastage, hielt Franz seine erste heilige Messe, nach der Vesper aber eine heilig eifrige Predigt über die Erhabenheit der Priesterwürde und die Herrlichkeit des heiligen Opfers. Bei diesen

wie bei allen spätern Messen sah man seine Augen und sein Antlitz gleichsam glühen und die Flammen daraus hervorleuchten, welche in seinem Herzen andachtsvoll loderten. Er bekannte später der Frau von Chantal, daß, sobald er sich zum Altar wende, augenblicklich alle irdischen Gedanken aus seinem Gemüthe entwichen.

Der Ruf seiner geistlichen Beredsamkeit, sowie seiner Tugenden breitete sich schnell aus. Der Herzog ließ, was noch nie erhört war, den Herrn v. Sales auf's Neue ersuchen, die ihm angetragen gewesene Rathsstelle anzunehmen, wozu auch der Präsident Favre dringend rieth. Dieser suchte zu beweisen, daß die Stelle neben der propsteilichen ganz wohl wahrgenommen werden könne, wie seines Vorgängers Beispiel beweise. Seine Anwesenheit im Raths-Collegium vermöge unberechenbaren Nutzen zu stiften. Er werde Unschuldige schützen und Schuldige der Strafe zuführen können. Franz entgegnete, daß, wer da glaube, sein geistlicher Beruf beschäftige einen Menschen nicht völlig, nicht wisse, wie emsig und mächtig die Liebe sei, die Arbeiten, die ihm obliegen, zu vermehren. Er gab zwar zu, den redlichsten Abscheu vor der Ungerechtigkeit zu haben, hielt sich aber nicht für sicher, durch die Hinterlisten nicht berückt zu werden, welchen ein Rath in seinem Geschäfte ausgesetzt wäre. Jesus habe die Streitigkeiten zweier Brüder nicht entscheiden mögen und dadurch denen, welche sich dem geistlichen Stande widmen, ein Beispiel zur Nachfolge geben wollen. Es sei sicherer, sich von allen Streitsachen fern zu halten. Er werde einem andern Rechtsgelehrten, welcher dem gemeinen Wesen ersprießlichere Dienste zu leisten wissen werde, nur den Platz nehmen. Auch schicke sich nicht, heilige Dinge mit weltlichen zu vermengen.

Franz blieb, so gern auch seine Eltern die Annahme der Rathsstelle gesehen hätten, gegen alles Zureden standhaft im Ablehnen derselben. Sobald er durch die Weihen zu predigen befugt geworden, begann er in den um Annecy

belegenen Dörfern, welche bei ihrer Unwissenheit und Armuth sehr verlassen waren, den Samen des göttlichen Wortes auszustreuen. Nachdem er Priester geworden, lag er dem Heile der Seele mit noch größerm Eifer ob. Seine Predigten wurden von Weisen wie von Einfältigen bewundert. Reiche und Arme, Große und Kleine liefen denselben zu. Sie übten einen eigenen, ungewohnten Reiz auf die Zuhörer. Die übrigen Prediger überluden, dem übeln Geschmack der Zeit folgend, ihre Predigten mit griechischen und lateinischen Brocken, mit Anführungen aus Profan-Schriftstellern und mythologischen Anspielungen. Franz dagegen hatte nur den Vorsatz, das zu sagen, was zur größern Ehre Gottes und zum Heile der Seelen gereichte, und es auch in einer dieser Absicht entsprechenden Weise zu sagen.

Die Frömmigkeit, welche, wie der Apostel sagt, zu allen Dingen nütze ist, hatte ihn den guten Geschmack in der geistlichen Beredsamkeit finden lassen, ohne daß er darnach suchte. Je mehr man ihn hörte, desto mehr wollte man ihn hören. Nach allen Orten hin erhielt er Einladungen zu Predigten. Sein Priesterleben war vom Anfange an ein beständiges Apostolat. Er predigte aber auch wie ein Apostel und namentlich mit ansteckend begeisternder Ueberzeugung, wo er unter seinen Zuhörern Irrgläubige hatte.

Zeuge einer solchen Predigerwirksamkeit, vergoß der Bischof von Genf Thränen der Freude und sprach in seiner hohen Bescheidenheit: „Gott hat mir die Gabe des Wortes versagt, aber mir einen Sohn gegeben, welcher meine Stimme, mein Wort sein wird.“

Der Herr von Boisy urtheilte aber ganz anders über seines Sohnes Predigten. Franz erzählte später seinem Freunde Camus: „Ich hatte den besten Vater von der Welt. Aber er hatte einen großen Theil seines Lebens bei Hofe und im Kriege zugebracht, deren Grundsätze ihm geläufiger waren, als die Theologie. So lange ich Propst war, predigte ich bei jeder Gelegenheit, sowohl in der Dom-

kirche, als in den Pfarrkirchen und selbst unter den geringsten Brüderschaften. Ich konnte niemals die erbetene Predigt abschlagen, so theuer war mir unseres Herrn Wort: Omni petenti a te tribue. Wenn mein guter Vater die Predigtglocke ertönen hörte und fragte, wer die Predigt halte, erhielt er die Antwort: Wer wird's anders sein, als Ihr Sohn? Eines Tages nahm er mich bei Seite und sprach: Propst, du predigst zu oft. Ich höre selbst an Werktagen die Predigtglocke und stets heißt es: Der Propst, der Propst predigt. Zu meiner Zeit war es nicht also. Die Predigten waren sehr selten. Was aber auch für Predigten? Gott weiß es: sie waren gelehrt, wohl einstudirt; man erzählte Wunder, man führte in einer mehr Griechisch und Lateinisch an, als du in zehn. Alle Welt war davon hingerissen und erbaut. Man lief in hellen Haufen hinein. Du würdest gesagt haben, man sei daselbst Manna suchen gegangen. Jetzt machst du diese Uebung so gemein, daß man nichts mehr darauf giebt, und man hat vor dir nicht mehr so viel Achtung. Der gute Vater sprach, wie er's verstand, in aller Freimüthigkeit. Er sprach nach den Grundsätzen der Welt, in denen er erzogen worden. Allein die Grundsätze des Evangeliums sind von einer ganz andern Beschaffenheit. Jesus Christus, der Spiegel der Vollkommenheit und das Vorbild der Prediger, hat alle diese Rücksichten nicht beobachtet. Eben so wenig thaten es die Apostel, welche seinen Fußtapfen folgten. Glauben Sie mir's, man wird niemals genug predigen, nunquam satis dicitur quod nunquam satis discitur, besonders jetzt und in der Nachbarschaft des Irrglaubens, welcher sich nur mittelst der Predigten hält und auch nur durch die Predigt überwunden werden wird." Franz fuhr also, trotz der Vorstellungen seines Vaters, in seiner Predigtweise fort.

Ungeachtet aller entgegengesetzten Ansichten, hatte der Vater doch keine geringere Achtung vor seinem Sohne. Er gab ihm im Gegentheile bei jedem Anlasse Zeugnisse seiner

Verehrung. Er hörte gern bei ihm die hl. Messe, communicirte aus seinen Händen, wohnte allen seinen Predigten bei. Er that noch mehr. Er machte ihn zum Verwahrer und Leiter seines Gewissens. Alle 14 Tage, spätestens alle Monate, kam er, sich zu den Füßen des verehrten Sohnes niederzuwerfen und bei demselben zu beichten. Selbst wenn er sich auf dem Schlosse Sales aufhielt, machte er die Reise nach Annecy, um das Glück zu haben, die Rathschläge eines so erleuchteten, frommen Führers zu empfangen. Seinem Beispiele folgte die ganze Hausgenossenschaft. Von Frau von Boisy an bis zum letzten Dienstboten, nahmen alle den Dompropst zu ihrem Gewissensrathe. Seit seiner Jugend war er ihnen als eine fromme Seele bekannt und genoß ihr Vertrauen. Besonders nahm er sich seines Bruders Ludwig an, der kein größeres Glück kannte, als beständig in Franzens Nähe sein zu können. Er begleitete ihn überall hin, selbst in die geistlichen Versammlungen, Conferenzen und Pfarr-Concurse. Er ließ sich auch in die Brüderschaft vom heil. Kreuze aufnehmen und verfertigte in Versen eine Lobpreisung des Kreuzes, die der Veröffentlichung würdig wäre. Bei allen mannichfachen Beschäftigungen seines Priesteramtes behielt sich Franz täglich eine bestimmte Zeit zum Studiren vor.

Wegen der vielen Belehrungen, die er allmählich auf dem Lande zu spenden für nöthig erachtete, mußte er seine Predigten in der Stadt nach und nach beschränken. Nach des Heilandes Vorbilde verkehrte er gern mit einfältigen Leuten, welche eine Begierde nach dem Lichte des Evangeliums zeigten. Dabei reichte er nicht allein von dem Seinigen reichlich Almosen, sondern regte auch Andere an, solche zu gewähren. Das Volk erkannte bald die Abwesenheit alles Eigennutzes in seiner Handlungsweise und ward durch diese Wahrnehmung und die liebreiche Anmuth, mit der er sich Allen mittheilte, ihm alsbald in ganzer Masse gewogen. Er seinerseits wurde Allen Alles, um Alle Christo zu gewinnen. Daher ward denn auch die Gottesfurcht in der

Umgegend alsbald wieder einheimisch, welche das Eindringen der Irrlehre vielfach verscheucht und zerstört hatte. Aber auch den Städten entzog sich Franz nicht. Er besuchte darin die Kranken und Gefangenen und war bestrebt, Uneinigkeiten durch friedliche Einsprachen zu schlichten. Auch diese Bemühungen segnete Gott. Es war selbst in den Städten kein so hartes Gemüth, das seiner lieben, linden Herzlichkeit und Ansprache hätte widerstehen können. Als ihm das Beichthören aufgetragen war, wählte er sich an der Kirchthür eine ihm sehr unbequeme Stelle und hörte den ganzen Tag mit gleicher Liebe Arme wie Vornehme und Reiche. Die Armen und Bösen hörte er vorzugsweise gern, weil dieselben von vielen Beichtvätern ungern zugelassen werden. Den armen Beichtenden, denen die herzliche Reue die Thränen in die Augen trieb, reichte er sein eigenes Taschentuch, um dieselben zu trocknen. Zu seinen Beichtkindern gehörte eine alte, arme, blinde Frau. Sah er diese zur Kirchenthür hereintrippeln und herantappen, so erhob er sich und führte sie an seinen Beichtstuhl. Ja, er holte dieselbe wohl aus ihrem Hause ab, um sie zur Kirche zu geleiten. Er liebte dieses Mütterchen sehr und wünschte sich oft, ein so reines Gewissen zu haben, wie dasselbe. In ähnlicher Weise war er einem armen gichtbrüchigen Krüppel behilflich und machte ihm den Sitz bequem.

Der Böse wollte aber auch den Beichtstuhl für Franz zum Fallstricke machen. Ein schönes Weib hatte sich in ihn verliebt und beschloß, in dem Richterstuhle, wo er die Stelle Jesu Christi einnahm, einen Angriff auf ihn zu unternehmen, weil sie ihm sonst nicht nahe zu kommen wußte. Sie machte ihm unter Seufzen und Thränen ein Liebesgeständniß und bat ihn, sich ihrer durch Gegenliebe zu erbarmen. Franz, welcher sie für eine vom Teufel Geplagte ansah, machte viele Kreuzzeichen über sie und sprach im Stillen die Beschwörungsformel über sie aus, hielt ihr aber zugleich auch die göttlichen Urtheile und Strafen vor. Als das gottlose Weib bemerkte, daß ihr

Zweck fehl geschlagen, begann sie überlaut zu schreien und den Dompropst mit entehrenden Schimpfreden zu belegen. Franz versicherte sie sanft seines Mitleids. Sie ergrimmte aber immer mehr. Die Anwesenden warfen sie endlich, um Ruhe zu erhalten, zur Kirche hinaus. Sie selbst aber schämte sich hinterher dermaßen, daß sie es für gerathen hielt, die Stadt ganz zu verlassen.

Als dieser Streich mißlungen, versuchte der böse Feind einen andern Weg, seinen Zorn an Franz auszulassen. Einige mißgünstige Menschen hinterbrachten, wie ein alter Lebensbeschreiber etwas schwulstig sagt, „weilen sie dieser Salesianischen Sonne Gold strahlenden Glanz nicht zu erdulden vermochten," dem Bischof, der Dompropst lasse nicht ab, dieses seines Oberhirten Thun und Lassen zu tadeln und sämmtliche Handlungen desselben über alle Maßen frei zu beurtheilen. So sehr der Bischof auf Franzens Ergebenheit und Treue sich verlassen, so künstlich und schlau wußten die Verläumder ihren Lügen den Schein der Wahrheit zu verleihen und den Bischof in Zweifel zu bringen, ob er doch wohl daran gethan, dem jungen v. Sales wie einem Sohne zu begegnen. Durch eine Zurückhaltung in seinem Betragen wurde Franz bald inne, daß der Bischof wider ihn eingenommen war und betrübte sich darüber um so mehr, als er sich der vollsten Ergebenheit und steter Ehrerbietung gegen ihn bewußt war. Beide mochten mit einander über diese Veränderung nicht in Erörterungen treten. Die Zeit benahm endlich dem Bischofe seinen Irrthum und nun erst theilte er dem geliebten Sohne mit, was ihm das Herz beschwert hatte.

Franz wurde es nicht schwer, sich vollständig zu rechtfertigen. Nicht so leicht ward es ihm, den Verläumdern Verzeihung auszuwirken. Er warf sich dem Bischofe zu Füßen und suchte darzuthun, daß die Beschuldigungen mehr aus einem falschen Eifer, als aus Neid herrührten. — Das Verhältniß zwischen dem Bischofe und dem Dompropste blieb fortan vollkommen ungetrübt. Den Namen des gelehrtesten

Geistlichen erwarb sich Franz durch die geschickte, mit überwiegendem Geiste und Wissen geführte Leitung einer Disputation, welche zwei aus Böhmen heimkehrende Theologen in Annecy abhielten, um ihren Landsleuten zu zeigen, wie wohl sie auf jener berühmten Universität ihre Zeit verwendet hätten. Es wurde fortan öffentlich gesagt, es sei eine Vermessenheit, den Dompropst von Sales in irgend einer Wissenschaft übertreffen zu wollen.

Als er sich auf Zureden seiner guten Freunde gemeldet hatte, um mit andern für die Pfarrstelle von Petit Bornand in Faucigny, die erledigt war, geprüft zu werden, war Niemand zu finden, welcher mit ihm zu disputiren sich getraute. Sobald der Secretär unter den Bewerbern seinen Namen genannt, traten alle Uebrigen, so viele ihrer sein mochten, zurück. Als der Bischof ihn ohne Mitbewerber sah, hieß er ihm, statt des Examens eine lateinische Rede zu halten, was er auch auf der Stelle mit einer unvergleichlichen Beredsamkeit, die nur von seiner Bescheidenheit übertroffen ward, that. Der Gegenstand dieser Rede war das Allerheiligste Sacrament des Altares.

Mit päpstlicher Erlaubniß erhielt Franz die Pfarre, da seine Propstei nur noch wenig Einkünfte brachte, nachdem die Calvinisten sich deren Vermögen größtentheils angeeignet. Franz mußte um den Besitz der Pfarre erst durch drei Instanzen, in denen allen er obsiegte, einen Proceß führen. Er bestellte sich, obwohl er so viel als möglich die geistlichen Verrichtungen in Person vollzog, einen Priester zum Stellvertreter.

In seiner Kleidung, seinem Hausrath und an seinem Tische herrschte Sauberkeit und Nettigkeit ohne Prunk und eiteln Schein. Im Benehmen gegen Andere bezeigte sich Franz ehrbar, freundlich, gefällig. Gegen seine Freunde verhielt er sich aufrichtig aber doch klug und verschwiegen. Seine Augen und sein Antlitz waren der Abglanz eines stets heitern innern Himmels. Der ganze Ausdruck seiner Per-

sönlichkeit war Reinheit und Frieden. Er bewies sich höflich gegen Jedermann ohne allen steifen Zwang. Er sagte, die Frömmigkeit sei durchaus nicht den gesellschaftlichen Tugenden entgegen. Es könne Jemand der Andacht leben, ohne dabei karg, unhöflich, nachlässig und geschmacklos zu sein. Er müsse im Gegentheil durch die entgegengesetzten Vorzüge die Leute einnehmen, um ihnen Liebe zur Tugend einzuflößen. Eine gewisse äußere Strenge sei zur Andacht mit Nichten vonnöthen. Wir sollten dem Allerhöchsten aus Freude und in einer heiligen Freiheit dienen. Bei aller freundlichen Rücksicht auf die Menschen und ihre Schwächen wandelte Franz stets in der Gegenwart Gottes. Es war sein stetes Verlangen, Gott völlig zu genügen und ihn allezeit zu besitzen. Dieses Alles, so außerordentlich es ist, war doch nur das Vorspiel zu größerer Vortrefflichkeit, zu deren Entfaltung sich bald ein würdiger Schauplatz fand.

Genf war, so lange es katholisch geblieben, eine glückliche, friedliche Stadt. Mit Einführung des Calvinismus gerieth es in Empörung wider seinen Bischof und Landesherrn. Die Schweizer unterstützten begreiflicher Weise ein solches Beginnen. Sie verbanden sich mit dem Könige Franz I., welcher mit dem Herzoge von Savoyen, Carl III., Krieg führte. König Franz eroberte mit ihrer Hilfe das Pays de Vaud, das Herzogthum Chablais und die Landvogteien Gex, Ternier und Gaillard, in welchem während der französischen Occupation der katholische Glaube ausgerottet und die Reformation eingeführt ward.

Als nach der durch Emanuel Philibert von Savoyen gewonnenen Schlacht von St. Quentin zwischen Franzens Sohn Heinrich II. und Carls III. Sohn, eben jenem Philibert, Frieden geschlossen war, hatte Frankreich die Eroberungen herauszugeben und mußten die Schweizer aus einem Theile in Chablais und den drei genannten Voigteien weichen, wobei jedoch ausbedungen war, daß der katholische Glaube daselbst nicht wieder eingeführt werden solle. Philibert war

diese Bedingung nur in Erwartung besserer Zeiten eingegangen, denn er selbst war ein guter Katholik.

Diese Zeiten kamen aber für ihn nicht. Dieselben waren seinem Sohne Carl Emanuel vorbehalten. Die Genfer, welche ungern einen mächtigen katholischen Fürsten zum nächsten Nachbarn hatten, reizten die Schweizer zum Friedensbruch gegen den Herzog von Savoyen. Die Berner besetzten 1589 die offen stehenden Gebiete Chablais, Gex, Ternier und Gaillard. Carl Emanuel trieb sie aber mit einem wohlgerüsteten Heere bald wieder heraus und besetzte diese Landschaften, in welchen er mehrere Festungen erbaute, um solchen Einfällen für die Folge zu begegnen. In der Ueberzeugung, er könne sich der Treue der Unterthanen nicht versichert halten, welche einem feindseligen Glauben anhingen, und nach dem Friedensbruch sich der wegen Nichtstörung dieses Glaubens eingegangenen Bedingung ledig erachtend, war er auf Mittel bedacht, den wahren Glauben wieder in seinen Gebieten einzuführen. Jedoch beschloß er, hierzu den Weg der Güte einzuschlagen. Er bat deßhalb den Bischof Granier von Genf, unter seine calvinische Unterthanen einige Missionäre zu senden, um denselben wieder den katholischen Glauben zu predigen. Diesen Missionären verhieß er seinen besondern Schutz.

Der Bischof von Genf hielt zu diesem wichtigen Geschäfte Niemanden besser geeignet, als seinen geliebten Dompropst. Er ließ von dieser Absicht aber nichts verlauten, sondern berief den gesammten Clerus seines Bisthumes zusammen, las demselben die vom Herzoge erhaltenen Schreiben vor und forderte die Versammlung auf, die erbetenen Missionäre zu erwählen. Er sei, sagte er, zwar bereit, als oberster Hirte seinen verlorenen Schäflein nachzugehen, allein er habe dazu Gehilfen nöthig, da Alter und Krankheit die Arbeit zu bewältigen, ihm unmöglich machten. Er hielt eine treffliche aneifernde Rede, welche aber das Gegentheil von dem erzielte, was der Redner bezweckte, indem alle Ver=

sammelte aus Furcht vor den Gefahren, welche sie voraus sahen, vor dem Unternehmen zurückschraken. Nur Franz ward von einer heiligen Ungeduld ergriffen, welche ihm aus Auge und Antlitz funkelte. Er erhob sich von seinem Sitze, warf sich dem Bischofe zu Füßen und sprach: Hochwürdigster Herr, hier sehen Sie mich, ich bin bereit zu gehen, wenn ich dazu tauglich erachtet werde.

Dieser Rede folgte ein allgemeines verwunderndes Gemurmel. Mit freudevollem Herzen und weinenden Augen antwortete der Bischof: er achte ihn nicht allein für tauglich, sondern es sei ersprießlich, ja nothwendig, daß diese apostolische Arbeit eher von ihm, als irgend einem Andern unternommen würde, weil er vor Allen die dazu erforderlichen Gaben besitze. Der Bischof war ihm wegen der Hilfeleistung, die er seinem Alter anbot, sehr verbunden, weil er die Bürde allein auf seine Schultern würde haben nehmen müssen, wozu er nicht genugsame Stärke besaß. Franz erbot sich nun nicht nur, ihm zu folgen, sondern zeigte sich auch bereit, die Last des ganzen Werkes allein auf sich zu nehmen. Ja, er bat den Bischof, in Betracht seiner Kränklichkeit und seines Alters daheim zu bleiben. Wenn dieser auch die Verpflichtung fühle, den verirrten Schäflein nachzugehen, so erforderten doch auch die getreu gebliebenen seine Sorgfalt. Er forderte ihn daher auf, in die Berge zu gehen und zu beten, während Franz als ein anderer Josua sich mit dem Feinde auf der Ebene zu schlagen unternehme. Sodann gab Franz sein Gutachten dahin ab, daß er für den Anfang weniger Mitarbeiter bedürfen werde, weil man zuerst nur zu erforschen haben werde, wie das Volk im Betreff der Wiederkehr in den Schooß der Kirche gesinnt sei. Der Fortgang der ersten apostolischen Arbeiten werde über das Bedürfniß der Gehilfen das Maaß an die Hand geben und dann werde dem Bischofe immer freistehen, durch seine Nachkunft das Werk zu krönen. Franz verlangte zu Begleitern eine kleine Zahl auserlesener Personen. Diese müßten aber eine solche Geduld

und Beständigkeit besitzen, daß sie vor den ersten ohne Zweifel starken Beschwernissen nicht erschrecken und zurückweichen dürften.

Die ganze Versammlung fiel Franzens Meinung bei, hielt auch für unthunlich, daß sich der Bischof in Person in die verkehrten Landschaften begebe. Als Begleiter bot sich unserm Franz aber allein sein Vetter, der Domherr Ludwig von Sales, an. Dieser war denn auch vorzugsweise zu dieser Begleitung geeignet. Der Bischof wollte nicht bewilligen, daß Franz nur mit einem Gefährten reise. Allein dieser erklärte die Begleitung für genügend. Der Bischof gab nach. Die Versammlung verrichtete ein eifriges Gebet um glücklichen Fortgang der Mission und Alle übernahmen es, dergleichen Gebete fleißigst zu wiederholen. Als das Gerücht sich verbreitete, der Dompropst von Sales habe die Mission (die zunächst nach Chablais gerichtet war) übernommen, kamen gute Freunde über gute Freunde, ihm von einem Unternehmen abzurathen, welches eben so gefährlich als erfolglos sei, da der Herzog von Savoyen dasselbe nicht einmal mit zahlreicher, wohl bewaffneter Macht habe ausführen können. Aus dem, sagten sie, was die Irrgläubigen gethan, die vorgebliche Verbesserung ihres Glaubens einzuführen, lasse sich ermessen, was sie zu thun im Stande sein würden, dieselbe zu erhalten. Als diese Leute über Franz nichts vermochten, schrieben sie an seine Eltern, sie möchten ihn nicht abreisen lassen. Auf diese Kunde kam der Herr von Boisy schnell nach Annecy geritten, führte seinen Sohn zum Bischofe, warf sich diesem zu Füßen und bat unter vielen Thränen, Franzen die Mission wieder abzunehmen. Hierbei machte er geltend, er habe zwar seinen Sohn, die Stütze seines Alters und seines Hauses, der Kirche überlassen und aufgeopfert, damit derselbe ein Bekenner sein solle, er könne aber mit Nichten gestatten, daß derselbe ein Märtyrer werde, da man ihn gleich einem Schlachtopfer zur Schlachtbank führe und gleich einem Lamme unter die Wölfe sende. Franz bestand

entschieden auf seiner Mission. Der Bischof war bereits im Begriffe, des Vaters Bitten nachzugeben. Aber Franz bat dringend, daß er ihn nicht unwürdig des Reiches Gottes machen wolle, denn, nachdem er einmal die Hand an den Pflug gelegt, könne er ohne Verlust der Krone nimmermehr zurücksehen.

Der Bischof bat nun Franzens Vater, von seinem Widerspruche abzustehen, es könne sich sonst ereignen, daß sich die Scene erneuere, in welcher der hl. Franz von Assisi in Gegenwart des Bischofes die Kleider bis auf das Hemd seinem Vater zu Gebote gestellt, um nicht verhindert zu werden, der Fahne des Gekreuzigten nachzufolgen. Herr von Boisy entgegnete, wie er ja dem Willen Gottes nicht widerstehen wolle, es aber nicht über das Herz bringen könne, eine Mordthat an seinem Sohne zu verüben. „Gewiß ist es," sprach er, „daß ich nicht verdiene, einen Engel zu erwarten, welcher den Streich aufhält, womit mein Isaak geschlachtet werden soll. Gerade diese Ueberzeugung nöthigt mich, diesem Opfer meine Zustimmung zu versagen. Gott mag fügen, was ihm gefällt." Empfindlich verließ er unter diesen Worten das Zimmer. Franz folgte ihm, warf sich ihm zu Füßen und bat demüthigst, sich nicht länger zu widersetzen, sondern ihm seinen Segen zu ertheilen. „Lieber Sohn," antwortete der Herr von Boisy, „ich habe bei deinen Predigten, in der Beichte, bei der Messe, schon oft deinen Segen empfangen. Gott wolle nicht zulassen, daß mir jemals in den Sinn komme, dir Uebles zu wünschen; doch hoffe nicht, daß ich zu deinem Vorhaben meine Einwilligung gebe oder zu demselben dir meinen Segen ertheilen werde." Damit begab sich der Grollende auf sein Schloß zurück. Von hier aus machte er noch durch den Marquis von Collin auf Franz einen Versuch, denselben von seinem Vorhaben abzubringen. Dieser nahm den Marquis freundlich auf, hörte seine Gründe liebevoll an, antwortete dem Freunde des Vaters aber so überzeugend, daß dieser, nach Schloß Sales zurückgekommen,

dem Herrn von Boisy versicherte: „Ich habe an Ihrem Sohne einen so sichtbar göttlichen Antrieb gefunden, daß ich mich einer Schuld würde zeihen müssen, wenn ich ihn nicht in seinem Vorhaben bestärkt hätte. Sie sind allzu glücklich, daß Sie einen von Gott so geliebten Sohn besitzen, aber doch auch zu weise und gottesfürchtig, um sich seinem Willen in der Erfüllung eines Planes zu widersetzen, welcher seinen Namen hoch verherrlichen, die Kirche erhöhen, Savoyen ehren und Ihrem Hause einen höhern Glanz verleihen wird, als alle übrigen auch noch so ausgezeichneten Titel.“ Allein auch der Marquis predigte hiermit vor dem Herrn von Boisy tauben Ohren.

VI.

Die Mission in Chablais.

Nachdem der fromme Dompropst den Geburtstag der hl. Jungfrau Maria andächtig begangen und folgenden Tages den Segen des Bischofes empfangen, reiste er am 9. September 1594 unter Zuruf der ganzen Geistlichkeit und des Volkes in Begleitung seines Vetters Ludwig nach dem Schlosse Sales. Ihr einziges Reisegeräth waren das Brevier, die heilige Schrift und die Bücher des Cardinals Bellarmin. Schloß Sales lag auf dem Wege nach Chablais. Sonst wäre Franz wohl nicht daselbst eingekehrt, denn der Widerstreit gegen sein Vorhaben erhob sich von Neuem und heftiger. Der Herr von Boisy erklärte die Unternehmung im Voraus für fruchtlos und schalt sie eine Uebereilung. Er suchte die Missionäre durch die Hindernisse, welche ihnen aufstoßen, die Gefahren, die ihnen entgegen treten würden, die Schande, welche die Erfolglosigkeit ihnen eintragen würde, zu schrecken. Dabei berief er sich auf seine Erfahrung in Geschäften. Er glaubte sich selbst berechtigt, dem Herzoge abrathen zu sollen von dem Unternehmen, das nur Krieg und Verwüstung im Gefolge haben könne. Inzwischen verbot er den beiden Missionären die weitere Reise kraft der Gewalt, welche er als Vater und Oheim über sie habe. Auch Frau von Boisy vergoß häufige Thränen.

Franz hatte einen harten Kampf bei dieser Collision von Pflichten zu bestehen. Er antwortete mit aller ihm zu Gebote stehenden Freundlichkeit: auch das Unternehmen der Apostel, das Evangelium allen Völkern der Erde zu predigen, hätte jedem, der die Sachen nur dem natürlichen Laufe gemäß beurtheile, verwunderlich vorkommen müssen. Wenn zwölf arme Fischer ohne Wissenschaft, ohne Eloquenz, ohne

Reichthum und weltliche Hilfe den Erdkreis zu überwältigen, sich hätten unterfangen können, so dürften auch sie, bei ihrer verhältnißmäßig so kleinen Mission auf einen glücklichen Ausgang hoffen. Wenn die Apostel nur die menschliche Vernunft und die Erfahrung zu Rathe gezogen hätten, würde die Welt auch heute noch in der Finsterniß des Heidenthumes stecken. Er wolle zwar sich und jene großen Männer, die vom Weltheilande selbst unterrichtet worden, voll des heiligen Geistes und in der Gnade gekräftigt waren, auch die Macht hatten, Wunder zu wirken, nicht vergleichen. Es sei aber auch ihre Arbeit nicht mit derjenigen der Apostel zu vergleichen. Sie hätten nicht unbekannten Völkern, deren Sprache sie nicht verständen, das Wort Gottes vorzutragen, sondern nach dem Willen desjenigen Gottes zu Landleuten zu reden, den diese selbst anbeteten und nach Anordnung des Fürsten, dessen Hoheit dieselben verehrten und dessen Macht sie unterworfen seien. Sie gingen, den Christen zu predigen, welche, obwohl von der Kirche, zu der sie wieder berufen werden sollten, abgewichen, doch den alten Glaubensbekenntnissen beipflichteten, an einerlei heilige Schrift mit den Katholischen glaubten, auch mit diesen sonst Mancherlei gemeinsam hätten. Daher würden diejenigen, welche als Sendlinge zu ihnen kämen, nicht für Fremde und solche angesehen werden, die eine unbekannte Gottheit verkündigen und ihnen den Himmel rauben würden. Gott gebe denen, welche sein Evangelium verkündigten, immer eine besondere Kraft. Ihrem Vorhaben widersetze sich auch keine weltliche Macht, sondern diese werde ihnen nach Kräften förderlich sein. Das Geschlecht der von Sales sei in Chablais wohl angesehen, sie würden dort Freunde und Verwandte finden, die keine Gewaltthätigkeit gegen zwei unbewaffnete Personen zugeben dürften, welche nur das ewige Wohl der Einwohner bezweckten. Es sei freilich vorauszusehen, daß sie Beschwerden, Arbeiten und Gefahren antreffen würden, ja, es sei möglich, daß der Tod die Belohnung ihrer

Bemühungen sein würde. Wenn aber die Gefahren, denen sich Krieger im Felde wegen weit minder wichtigem Dinge und für einen weit schlechteren Lohn unterwürfen, nicht geringer seien, so dürfe nicht befremden, daß sie Beide zur Erlangung einer unsterblichen Krone dasjenige wagten, was so viele Andere täglich um einer vergänglichen und ungewissen Ehre willen, die mit ihnen verschwinde, unternähmen. Auch sei der Tod in ihrem Vorhaben einem tausendfachen Triumphe vorzuziehen. Wenn die Ausführung auch schwer erachtet werden möge, müsse doch auch erwogen werden, was der Herr verdiene, der sie barmherzig zum geistlichen Stande berufen habe. Der eifrige Franz zeigte sodann die Vollmachten des Bischofs und Herzogs und bat, daß man doch wenigstens nach deren Einsicht den Widerspruch fallen lassen möge. Alle diese Anführungen vermochten den Herrn von Boisy nicht von seiner vorgefaßten Meinung abzubringen: die Unternehmung würde fruchtlos bleiben und zum Gespötte dienen. Die Missionäre blieben aber diesen und andern Gründen, welche hinzugefügt wurden, gegenüber standhaft. Nun machte Herr von Boisy verschiedene Vorschläge zur Sicherung ihrer Personen bei einem Anfalle des Pöbels. Franz bemerkte hiergegen: wenn er dem Stande seiner Erstgeburt entsprechend, sich dem Kriegerstande gewidmet, würde man ihn einen furchtsamen Hasen gescholten haben, wofern er sich nach Schutz- und Rettungsmitteln vor annahenden Gefahren umgesehen hätte. Wenn er aber in diesem heiligen Kriege wider die Feinde der Kirche mit geistlichen Waffen streiten müsse, habe er solcher Vorsorge noch weit mehr zu entsagen. Der Arm des Herrn sei nicht verkürzt, noch seine Macht vermindert, daß er der Menschen Hilfe nöthig haben sollte. Das schlechteste Werkzeug sei in Gottes Händen mehr als zu tüchtig, die größten Werke zu Ende zu führen. Er vermöge seine Diener vor allem Unglücke leicht zu bewahren, wenn er es seiner Ehre für zuträglich erachten würde. Nachdem sich Franz noch entschuldigt, daß er die Einreden seines

Vaters nicht habe zulassen können, nahm er seinen Vetter bei der Hand und sprach: Laß uns gehen, wohin Gott uns ruft, denn dies ist kein Streit, in welchem zum Siege die Furcht oder die Flucht nöthig ist. Ein längerer Aufenthalt möchte nur dazu dienen, uns zu schwächen, und es wäre möglich, daß Andere, welche ein heldenhafteres Herz als wir besitzen, die uns bereit gehaltenen Kronen vorweg nähmen.

Als Herr von Boisy sah, daß die beiden Helden durch nichts aufzuhalten waren, empfahl er sie seinen Freunden im Herzogthum Chablais durch Briefe. Sie bereiteten sich am 13. September durch Fasten, Abtödtungen und Gebete und durch eine Generalbeichte zu ihrem schweren Unternehmen vor. Herr von Boisy versagte seinem Sohne das letzte Lebewohl, verbot seinen Leuten jede Begleitung und Verabreichung von Reisebedürfnissen. Am 14. September, dem Tage der Kreuzeserhöhung, brachen die Missionäre von Sales auf. Herr von Boisy geleitete sie eine Strecke Weges und folgte ihnen, nachdem er sie verlassen, mit den Blicken, so lange er sie reiten sehen konnte, worauf er heimkehrte, seine Gemahlin zu trösten, der das Herzeleid um ihren Sohn Mark und Bein durchdrungen.

Franzen war die Gegend von Jugend auf bekannt. Als er mit seinem Vetter an der Grenze von Chablais anlangte, warfen sich beide unter Thränen auf die Erde und baten Gott, ihren Eintritt zu segnen und ihr Führer sein zu wollen, ihnen Worte des Lebens in den Mund zu legen, sie so zur Liebe zu entzünden, daß sie aller Hindernisse, welche die Menschen und der böse Feind ihnen in den Weg legen würden, Herr blieben. Dann begrüßten sie den heiligen Schutzengel des Landes und nahmen wider die darin einheimischen bösen Geister eine allgemeine Beschwörung vor. Dies beschlossen sie für alle Fälle in der Stille zu thun, wo sie mit Irrgläubigen zu disputiren haben würden. Franz hielt sich überzeugt, die Irrgläubigen und namentlich ihre Prediger hätten eine Beihilfe von bösen Geistern und seien von

denselben umgeben oder gar besessen. Er hielt daher für nützlich, diese höllischen Feinde, welche den Irrthum eingeben oder die Herzen verhärten, vorher zu beschwören, ehe er mit den Irregehenden oder Irrthumslehrern zu verhandeln begann, um sie ihrer Fehler zu überführen und sie zu bekehren. Dies ist ihm häufig sehr gut zu Statten gekommen. Nachdem sie ihre Gebete und Beschwörungen beendet, umarmte Franz seinen Vetter und sagte: jetzt beginne ihr Apostolat, es zieme sich, daß sie fortan, auch im Aeußerlichen den Aposteln nachfolgten. Sie sandten daher die Pferde zurück und machten den Weg nach der Festung Alinges zu Fuß. Von hier verwaltete ein Freiherr von Hermance, ein tapferer tugendhafter Mann und Freund des Hauses von Sales, die Provinz, welche er durch eine starke Besatzung im Zaume hielt. Die Missionäre gaben die vom Herzoge, vom Bischofe und dem Herrn von Boisy an den Herrn von Hermance gerichteten Empfehlungs-Ordres und Schreiben ab. Als er dieselben gelesen, zeigte er auf die Kanonen, womit die Festung gespickt war, und sprach: wir werden des Geschützes nicht weiter benöthigt sein, wenn die Huguenotten Sie anhören. Wofern Sie dieselben dem Gesetze des Evangelii unterwerfen, werden sie ohne Zweifel auch dem Gesetze des Landesherrn gehorsamen.

Von der Höhe dieser Festung konnte man fast das ganze Herzogthum überblicken. Dieser Blick erfüllte Franzens Brust mit Trauer. Nirgends ein Symbol des Christenthums. Dagegen viele zerstörte Klöster, niedergerissene Kirchen, umgeworfene Glockenthürme, zerschlagene Kreuze, eingeäscherte Dörfer und Schlösser, lauter unglückselige Früchte der Reformation. Schwere Zähren füllten Franzens Augen. Seufzer preßten sich aus der Brust hervor mit den Worten des Propheten: „Ach, der Zaun des Weinberges ist hinweggerissen, seine Mauern sind zu Boden geworfen. Die Straßen Sions trauern, weil Niemand ist, der auf das Fest kömmt. Der Feind hat hinweggenommen, was dort schön und gut war.

Es ist kein Gesetz mehr allda und haben ihre Propheten keine Erscheinungen mehr vor dem Herrn. Die Steine des Heiligthumes sind zerstreuet und liegen an den Ecken aller Gassen. Dein Elend ist groß wie das Meer. Wer wird dir helfen können? O Chablais, o Genf, bekehre dich wenigstens jetzt zu deinem Herrn, zu deinem Gotte." Dann wendete sich Franz zu Gott und sprach: „O Herr, die Völker sind wider Dich und Deinen Gesalbten aufgestanden. Die Heiden sind eingefallen in Dein Erbtheil. Sie haben Deinen heiligen Tempel verunreinigt; sie haben Deine Verehrung aufgehoben und das Heiligthum zerstört. Stehe auf, o Herr, und richte selber Deine Sache, aber richte dieselbe nach Deiner Barmherzigkeit." Nachdem er heftig geweint, wendete Franz sich zum Herrn von Hermance und sagte: „Dies sind schwere Uebel; ihnen abzuhelfen ist ein tüchtiger Arzt nothwendig." Herr von Hermance, ein eifriger Katholik, gab den Missionären Zeit und Personen an, wann und mit welchen sie zu unterhandeln haben würden. Er verhehlte ihnen nicht die Schwierigkeit ihrer Aufgabe, da sie mit einem zwar einfältigen, aber desto hartnäckigerem Volke zu thun bekommen würden. Der Wahn dieser Leute, es hange die Erhaltung ihrer Privilegien und Freiheiten an der Beibehaltung der Reformation, werde den Missionarien nicht minder im Wege sein, als der Irrglaube selbst. Die Nachbarschaft der Schweizer und Genfer, welche allezeit bereit seien, ihnen zu Rebellionen beizustehen, mache sie noch kecker. Die Weise des von Calvin eingeführten geistlichen Regimentes stelle ihnen jede Monarchie als eine Tyrannei vor. Sie gehorsamten deshalb ungern einem Fürsten, wider welchen sie sich öfter aufgelehnt hätten, und würden letzteres wiederholen, wenn sie sich eines glücklichen Erfolges irgend versehen könnten. Man müsse sehr vorsichtig bei der Mission zu Werke gehn, weil ihnen der katholische Glaube mit den schwärzesten Lügenfarben als Scheusal vorgemalt worden. Den Papst hielten sie für den Antichrist, die Bischöfe und

Priester für Diener dieses Fürsten der Finsterniß. Die heilige Messe sei ihnen nur eine öffentliche Abgötterei. Die Gläubigen würden von ihnen für Heiden und die Gebote der Kirche für eine unerträgliche Tyrannei gehalten. Die Prädicanten, welche das Volk als ein erobertes Land ansähen, würden alle Gewalt anwenden, dasselbe zu behaupten.

Herr von Hermance hielt dafür, daß der Anfang des Bekehrungsgeschäftes in Thonon, der Hauptstadt des Landes, gemacht werden müsse, weil dieser Ort nicht weit von Allinges gelegen und sie sich alle Abend in diese Festung zurückbegeben könnten, wo sie sicher wären. Es sei auch nicht darauf zu rechnen, daß man ihnen in der Stadt Nachtquartier gewähren werde. Franz notirte sich die Bemerkungen des Herrn von Hermance schriftlich. Nachdem er folgenden Tages in Allinges die Messe gelesen, begab er sich mit Ludwig von Sales und einem Diener, nur mit der hl. Schrift und dem Brevier ausgerüstet, nach Thonon, das zwei Lieues entfernt war. Franz führte einen Stab in der Hand. Seine Kleidung war schlicht. Er trug nach der Mode einen dichten Bart, kurze Haare und kleine Stiefel, so daß er sich im Aeußern von einem Laien nicht unterschied, wodurch ihm der Zutritt in die Häuser der Calvinisten sehr erleichtert ward. Er ging mit dem Vorsatze, bei den Verhandlungen mit den Irrgläubigen sich jeglicher Schmähreden zu enthalten, auch alle ihm begegnenden Widerwärtigkeiten mit unüberwindlicher Sanftmuth zu ertragen.

Zu Thonon gaben die beiden Missionäre die vom Herrn von Hermance ihnen mitgegebenen Schreiben an den Magistrat ab, welcher darin von der Absicht des Herzogs in Kenntniß gesetzt und benachrichtigt ward, daß jene unter dem besondern Schutze des Herrn von Hermance ständen, weßhalb der Magistrat für ihre Sicherheit verantwortlich gemacht werde. Anscheinend machte der Magistrat gute Miene zum bösen Spiel. Die Einwohner aber, mit Ausnahme von sieben katholischen Familien, lauter Calvinisten, waren, als sie die

Ankunft katholischer Missionäre und Priester erfuhren, nahe daran, sich zu empören. Es ward auch vielfach der Ruf vernommen, man solle des Papstes Abgesandte hinwegjagen, welche Verwirrung im ruhigen Stande der Religionsverfassung des Landes hervorzubringen trachteten. Hier stehe die Freiheit des Gewissens auf dem Spiele, zu deren Erlangung sie so große Opfer an Geld und Blut dargebracht hätten. In Genf sprach man aber noch weit übler. Man suchte die Sache so darzustellen, als habe Herzog Philibert die Artikel des Nyoner Friedens gebrochen, in denen er versprochen, die Religion in Chablais nicht zu ändern. Die Genfer hielten sich daher an diesen Frieden nicht mehr gebunden und sannen darauf, die Schweizer um Hilfe anzusprechen und die Missionäre mit Waffengewalt zu vertreiben; wenn das nicht gelinge, dürfe es für erlaubt erachtet werden, dieselben zu tödten. Als diese Sprache zu Thonon bekannt ward, gerieth das Volk daselbst in eine noch wüthendere Stimmung. Franz berief die furchtsamen 7 katholischen Familien zusammen, zeigte ihnen an, daß er fortan ihr Hirte sei, forderte sie auf, ihren Glauben muthig zu bekennen und den von ihm in der Kirche des hl. Hippolyt abzuhaltenden Gottesdiensten beizuwohnen. Die kleine Heerde zeigte sich hiezu bereit. Den übrigen Theil des Tages verwendeten die Missionäre zu Besuchen bei obrigkeitlichen Personen zu Thonon.

Ludwig von Sales ward schon ob dessen, was er im Laufe des ersten Tages vernommen, bange und wollte das Bekehrungswerk auf eine gelegenere Zeit verschoben wissen. Franz lächelte, umarmte seinen Vetter und machte ihm bemerklich, wie sich bisher noch nichts zugetragen, was sie nicht hätten erwarten dürfen. Ludwig habe sich wohl eingebildet, daß dieses Volk ihnen entgegen kommen, seinen Meinungen entsagen und sie zu hören sich herbeidrängen werde. Er nahm Ludwig bei den Armen und zeigte ihm, daß dieselben noch unverletzt seien. Dann sagte er ihm in seiner anmuthigen

Weise, sie seien ja beide noch so wohl behalten, wie sie ihre Wohnungen verlassen hätten. Die Irrgläubigen dürften sich schon besinnen, bevor sie wider die Missionäre, ihres Landesherrn Abgeordnete, Gewalt anwenden würden. Der Pöbel habe es an der Art, einen großen Lärm zu erregen, sobald er aber Beständigkeit sehe und wahrnehme, daß man ihn nicht fürchte, gewöhne er sich auch an Dinge, die ihm sonst höchst seltsam vorgekommen. Gott habe seinen Diener geschützt und aus weit größeren Gefahren frei gemacht. Unter seinem Schutze dürfe sich Niemand von Menschen schrecken lassen. — Franz meinte indessen, es sei für den ersten Tag genug geschehen. Sie wollten nach Alinges zurückkehren. Sein Vetter möge aber den Bericht an Herrn von Hermance über das, was sie wahrgenommen, ihm überlassen. Da die Furcht zu vergrößern pflegte, befürchtete er von seinem Vetter einen Bericht, der das Uebel zu grell darstellen werde. Herr von Hermance urtheilte nach dem Vernommenen, die Mission dürfe nicht ausgesetzt, sondern müsse damit die Autorität des Landesherrn nicht leide, fortgesetzt werden. Er wollte ihnen deshalb namentlich zum Schutz wider den Genfer Pöbel bewaffnete Mannschaften mitgeben. Franz aber betheuerte, die Mission lieber aufgeben, als zulassen zu wollen, daß dem Volke, bei dem er nur eine freiwillige Bekehrung suche, die mindeste Gewalt gezeigt würde. Er werde sich als einer Waffe nur des Wortes Gottes bedienen, wie auch die Apostel gethan.

Nur einen neuen Brief an den Magistrat von Thonon gestattete Franz zu schreiben, worin Herr von Hermance sich erklärte, es sei des Herzogs Meinung nicht, ihnen die Freiheit des Gewissens oder ihrer Privilegien eins zu nehmen. Dieses könne man schon daraus ermessen, daß er ihnen nur zwei unbewaffnete Priester sende. Dies sei blos in der Absicht geschehen, um den Personen, welche begehrten, über Lehrpunkte des katholischen Glaubens, den sie verlassen, belehrt zu werden, hiezu die Gelegenheit zu gewähren. Der Herzog

hätte zwar können Gewalt gebrauchen, da seine Feinde zuerst den Frieden gebrochen, er habe es aber, um Jedem die Freiheit zu lassen, nicht gethan. Jene führten zwar immer die Gewissensfreiheit im Munde, man ersehe aber aus ihrem Handeln, daß sie dieselbe nicht wollten, indem sie zu verhindern trachteten, daß man den Glauben predige, zu welchem sich ihr Landesherr bekenne. Die Missionäre ständen unter dem besondern Schutze desselben und der Magistrat werde für alles Ueble, das ihnen böswillig widerfahre, verantwortlich gemacht. Es werde Niemand gezwungen, dieselben anzuhören. Es dürfe aber auch Niemand verhindert werden, sie zu hören, oder ihren Glauben anzunehmen. Herr von Hermance befahl zugleich dem Magistrate, ihm auf der Stelle zu antworten. Das geschah auch in sehr demüthiger Art. Man schob die Schuld dessen, was geschehen war, auf das Gesindel, welches sich bei unversehener Gelegenheit schwer regieren lasse. Franz wurde nun auch mit größerer Ehrerbietung empfangen.

Als Herr von Boisy am 17. September erfuhr, welche drohenden Worte in Thonon gegen die Missionäre ausgestoßen worden, sendete er am 18. den treuen Georges Rolland mit einem Pferde, um seinen Sohn zurückzuholen. Dieser aber blieb und sendete seinen Vetter zurück, um den besorgten Vater ein wenig zu beschwichtigen. Dies gelang ihm bei der Frau von Boisy besser, als bei deren Gemahle. Während dieser fortwährend die Mission mißbilligte und ihr jede Unterstützung versagte, sandte die Mutter heimlich den beiden Missionären die nöthigen Lebensbedürfnisse, namentlich aber Geld und Leinen. Sie fand sogar Gelegenheit, mehrmals ihren Sohn Ludwig heimlich nach Chablais zu senden, um sich persönlich bei Franz zu erkundigen. Endlich gestattete Herr von Boisy wenigstens, daß der treue Georges Rolland seinem Franz überallhin folgen dürfte. Der Domherr Ludwig kehrte nach wenigen Tagen zu Franz zurück. Dieser bemerkte schon nach einigen Tagen, daß in Thonon geheime

Verbote ergangen waren, ihn zu hören und Gemeinschaft mit ihm zu pflegen. Er befand sich daher mitten in Thonon verlassen, wie in einer Einöde. Dessenungeachtet begab er sich täglich von Alinges dahin. Weder Regen, noch Schnee oder Wind hielten ihn auf. Er scheute selbst solche Tage nicht, an denen starke Landleute des schlechten Wetters wegen das Ausgehen mieden. Alle waren verwundert, den heiligen Franz ganz gemach hin und wieder gehen zu sehen. Sehr zu Statten kam ihm hierbei seine Abhärtung gegen Hunger, Durst, Kälte und jeglicher Witterung. Vielen, die ihm die Vergeblichkeit so großer Anstrengungen vorstellten, antwortete er mit des Heilandes Worten: Wisset ihr nicht, daß ich hier in Geschäften meines himmlischen Vaters mich befinde? Er setzte hinzu, Gott allein sei die von seiner höchsten Majestät zur Bekehrung dieses Volkes verordnete Stunde bekannt; es könne eine sein, an welche man am wenigsten denke und deßwegen müsse er allezeit in Verfassung sein.

Der erste Winter in dieser Mission war so streng, daß Franzens Hände, Füße und Schenkel aufgesprungen waren, weshalb nicht selten Blutspuren seinen Weg bezeichneten. Am 12. Dezember 1594 ward er von der Nacht in einem Walde überrascht. Haufenweise strichen die Wölfe, deren häufige Spuren ihm der Schnee verrieth, umher. Franz fand kein anderes Mittel, sich vor diesen hungrigen Bestien zu schützen, als auf einen Baum zu klettern und da die Nacht zuzubringen. Er band sich mit seinem Gürtel am Baume fest, um, wenn ihn der Schlaf übermannen sollte, nicht herabzufallen. Die Nacht war so kalt und er am Morgen so steif gefroren, daß er sich nicht zu bewegen vermochte. Er war mehr todt als lebendig und wäre vielleicht umgekommen, wenn ihn nicht menschenfreundliche Bauern gefunden, mit sich genommen und allmählich erwärmt hätten.

Aber nicht allein nach Thonon ging er, sondern auch in die benachbarten Dörfer, von deren Besuch ihn allerhand dort erlebtes Ungemach nicht abhielt. Im Sommer waren

seine Beschwerlichkeiten nicht geringer, weil die Felsen, durch welche sein Weg häufig führte, von verzehrender Hitze brannten. Er konnte mit den Aposteln sprechen, wie die Zeichen seines apostolischen Amtes Arbeiten, Wachen, Fasten, Verläumdungen, Schmachreden, Verfolgungen und alle Gattungen von Leiden gewesen. Er trug dieselben mit unvergleichlicher Geduld. Von den besondern Beschwerlichkeiten müssen einige hier verzeichnet werden, um von der gar großen Last, die er trug, einen Begriff zu erhalten. Den Weg nach Thonon hatte er über die reißende Durance zu nehmen, über welche nur ein Balken gelegt war. In den beiden ersten Wintern war dieser Balken oft mit Eis überzogen. Franz kroch dann, um nicht auszugleiten, mit Händen und Füßen hinüber. Eines Abends hatte er sich in Thonon verspätet. In der Dunkelheit verfehlten die nach Allinges heimkehrenden Missionäre den rechten Weg. Sie geriethen endlich in ein Dorf, wo sie alle Häuser bereits verschlossen fanden. Die Kälte war so groß, daß Niemand sein Vieh auszutreiben gewagt hatte. Vergeblich bat Franz an allen Thüren um Einlaß. Die Hartnäckigkeit dieser Irrgläubigen war unbeugsam. Endlich fanden sie einen noch warmen Backofen. In diesem brachten sie mit ihrem Diener Rolland die Nacht zu. Ohne diesen Ofen hätten sie elend erfrieren müssen.

Am 8. Januar 1593 entging er mit seinem Rolland durch Gottes augenscheinliche Hilfe einer andern Gefahr. Ein damals noch fanatischer, später aber convertirter Calvinist, welcher diese Angabe nachmals beschworen, hatte sich vermessen, Franzens Kopf nach Genf oder Bern zu bringen. Er stellte sich mit einer scharf geladenen Flinte an einem Abende an drei verschiedenen Stellen auf, wo er den von seiner Mission heimkehrenden Franz schußgerecht bekommen konnte. Die ausgezeichnete Flinte, welche sonst nie fehlte, versagte alle drei Male. Nun stellte er gedungene Mörder an verschiedenen Orten auf, damit, wenn Franz dem einen entgehe, er mindestens dem andern in die Hände falle.

Gott schien seinen Apostel aber unsichtbar gemacht zu haben. Keiner der Mörder wurde seiner ansichtig.

Als er eines Abends wegen eines starken Platzregens in ein Dorf gekommen war, schlug man ihm auch nur so viel trockenen Raumes ab, als nöthig war, ihn gegen den Regen zu schützen. So scharf hatten die Prädicanten verboten, demjenigen Obdach zu gewähren, den sie als ihren größten Feind betrachteten. Franz mußte daher die Nacht unter freiem Himmel zubringen. Oft konnte er selbst für Geld keine Speisen und Getränke erhalten. Er lobte nach dem Vorgange der Apostel den Herrn, der ihn würdig erachtet, zu Ehren seines Namens zu leiden. Das Leiden und die Gefahren dienten nur dazu, seinen Eifer und Muth zu erhöhen. Einer der Irrgläubigen, welcher aus Furcht vor den Prädicanten das Herz nicht hatte, sich dem heiligen Manne in der Stadt zu nähern, aber ihn zu sprechen wünschte, trat außerhalb derselben zu ihm. Er sagte, daß sein Beispiel, seine Freundlichkeit, seine Geduld und die täglichen Beschwernisse, welche er sich um des Heiles so vieler Seelen willen auferlegt, ihm zu Gemüthe gegangen seien. Er habe sein Verhalten mit demjenigen ihrer Prädicanten verglichen und einen solchen Unterschied wahrgenommen, daß er sich überzeugt halte, die reine Lehre sei auf Franzens Seite. Er wünschte darin sobald als möglich unterrichtet zu werden. Die Nacht rückte heran und sie hatten noch einen Wald zu durchwandern. Ludwig und der Diener riethen deßhalb, die erbetene Unterweisung auf den folgenden Tag zu verschieben. Franz sprach, eines folgenden Tages sei Niemand gewiß und er werde sich zeitlebens Vorwürfe machen, wenn er aus Furcht vor Gefahren etwas unterließe, das einer Seele zum Heile gereiche. Er begann also auf der Stelle den Calvinisten im katholischen Glauben zu unterrichten. Darüber ward es Nacht. Die Wölfe heulten, die Bären brummten durch den Wald. Der Diener war halb todt vor Furcht. Auch Ludwig hatte keine geringe Bangigkeit. Franz tröstete

sie bestens und verwies sie auf Daniel in der Löwengrube. Ohne zu wissen, wohin ihre tappenden Schritte sie führten, langten sie bei einem verwüsteten Gebäude an, das aber noch bedeckt war und in welchem sie sich einschlossen und die Nacht zubrachten. Während der Nacht ging der Mond auf. Franz erkannte, daß sie sich in einer von den Irrgläubigen zerstörten Kirche befanden. Diese Wahrnehmung führte ihm den beweinenswerthen Zustand des Landes Chablais vor die Seele, in welchem die Gotteshäuser zerstört lagen, der wahre Glaube und seine Lehrer vertrieben waren und die Irrlehre triumphirte. Er setzte sich auf einen Stein und sprach: „O Gotteshaus, welchem Heiligen du auch gewidmet gewesen sein magst, ich bete unter deinen Trümmern den Gott an, welcher von Ewigkeit zu Ewigkeit lebt. Ich bete auch seinen eingebornen Sohn an, welcher, weil er um meiner willen so Vieles gelitten, mich ermuthigt hat, für ihn zu leiden. Es mögen sich aufmachen die Nordwinde und kommen die Südwinde in diese Gärten, damit die Gewürze duften. Segne, Herr, unser Vorhaben, sende deinen göttlichen Geist in dieses Volkes Herz. Zünde in demselben das Feuer deiner heiligen Liebe an. Verleihe nach deiner gewohnten Güte, daß die Mauern der Stadt Jerusalem wieder erbaut werden, alsdann wirst du das Opfer der Gerechtigkeit, die Gaben und die Brandopfer annehmen. O großer Gott! die Heiden sind in dein Erbtheil gekommen, sie haben deinen heiligen Tempel verunreinigt. Bereite wenigstens unsere Herzen, damit sie zu einer würdigen Wohnung werden.“ Unter solchen Gebeten übermannte ihn der Schlummer. Ein anderer Jacob schlief er auf dem Steine.

Die ersten Bekehrungsversuche in Thonon schienen wegen der scharfen Verbote, den Missionären zuzuhören, fruchtlos bleiben zu wollen. Zu Zeiten rief Franz mitten auf der Straße: „Ihr Menschenkinder, wie lange wollt ihr noch harten Herzens sein? Was nützt es euch, die Eitelkeit lieben und die Lügen suchen?“ Dagegen fruchtete seine Arbeit sehr

viel unter der Besatzung von Alinges. Wie unter den ersten, welche an Christum geglaubt, der Hauptmann sich befand und der erste Heide, welcher vom Fürsten der Apostel bekehrt worden, ein Hauptmann war, erntete auch Franz die ersten Früchte seiner Mission unter den Soldaten der Festung. Namentlich hatte er das Vertrauen der Offiziere gewonnen und in ihnen die heilige Liebe Gottes angefacht.

Die ersten Bekehrungen fanden an einigen Calvinisten Statt, welche unter der katholischen Besatzung dienten. Bei den katholischen Soldaten bewirkte Franz die Beseitigung der unter ihnen im Schwunge befindlichen drei Laster des Gotteslästerns, der Völlerei im Trunke und des Duellirens. Dieß geschah besonders auch durch Einwirkung auf Herrn von Hermance, welcher in Bezug auf das Duelliren auch der thörichten Vorstellung huldigte, daß verletzte Ehre nur durch Waffen wieder hergestellt werden könne. In kurzer Zeit sah die wilde Besatzung von Alinges sich selbst nicht mehr ähnlich, sondern schien eher eine Vereinigung von Ordensleuten. Und doch hat Franz nie von diesen Leuten Uebung von Tugenden verlangt, welche sich für ihren Stand nicht schickten.

In Thonon herrschten über Franz verschiedene Ansichten. Die giftigsten seiner Widersacher hätten ihn gern todt gesehen. Andere dagegen stellten ihm Verachtung entgegen. Sie getrösteten sich damit, Franz predige mit dem Eifer, den ein junger unerfahrener Missionär zu haben pflege, der obenein bei seinen Glaubensgenossen in den Ruf besonderer Tugend zu kommen trachtet. Sie meinten, dieser Eifer werde bald verfliegen, wenn er bemerke, wie wenig Erfolg derselbe habe und wie Wenige seinen Predigten ihr Ohr liehen. Dazu hatte es den Anschein, als werde sein Predigen in einer Stadt, wo ein durchaus feindseliger Glaube herrschte, nicht lange geduldet werden. Die meiste Widersetzlichkeit wurde von Genf aus unter den Einwohnern von Thonon

wider Franz verbreitet und unterhalten. Von dort aus schilderte man ihnen den heiligen Dompropst als einen Zauberer, Verführer, Betrüger, Gleißner. Allein die Wahrheit seiner Absichten, welche durch seine unermüdliche Geduld und unüberwindlichen Eifer ihr unverkennbares Gepräge trug, siegte über alle gehässigen Verläumdungen. Die Verachtung alles zeitlichen Nutzens, die Hinwegsetzung über alle Schmähungen, die Unschuld und Aufrichtigkeit seines Handelns, waren ein um so stärkeres Vertheidigungsmittel gegen alle Angriffe, als sie gar nicht den Zweck dieser Vertheidigung hatten.

Auch die Hartnäckigern wurden nach und nach von der Heiligkeit seiner Absichten überzeugt. Sehr zu Statten kam ihm, daß die Offiziere der Besatzung, welche zahlreiche Bekannte in Thonon hatten, häufig dort verkehrten und die Tugenden und edeln Eigenschaften des Missionärs laut und öffentlich priesen und die Verwandlung der Zucht unter der Besatzung als ein redendes Erzeugniß seiner heiligen Wirksamkeit nachzuweisen vermochten, wovon die Thononer sich durch eigenen Augenschein überzeugten, da sie nichts mehr von den frühern Gotteslästerungen, nichts von Trunkenbolden und von blutigen Balgereien mehr vernahmen, dagegen Soldaten wie Offiziere einen sittlichen und ehrbaren Wandel mit eigenen Augen führen sahen.

So machte Gott seinem Diener die Herzen zu Thonon allmählich wohl gewogen. Franzens Blicke entging diese günstige Stimmung nicht. Er glaubte, es sei an der Zeit, in die Häuser derjenigen zu gehen, mit denen er zu reden Gelegenheit gehabt. Anfangs waren diese Besuche nur Höflichkeits-Visiten. Man sprach von gleichgiltigen Dingen. Franz suchte die Leute nur erst an seine Gegenwart zu gewöhnen. Von seiner anmuthigen Unterhaltung wurden Alle, die mit ihm so in Verkehr kamen, bald gefesselt. Sobald er nur seinen freundlichen Mund öffnete, nahm er für sich ein. Seine Weise bildete einen vortheilhaften Gegensatz zu

dem herrischen, stolzen, empfindlichen Wesen der Prädicanten, deren Schatten das Licht, das sein ganzes Thun umgab, um so günstiger hervorhob. Diese Herren hatten sich so wenig in der Gewalt, daß sie, wo sie mit Franz zusammen trafen, auf ihn stichelten und schmäheten. Die Würde, Freundlichkeit und Gelassenheit, womit er seinerseits ihnen begegnete, gewannen ihm die Hochachtung Aller, welche Zeugen derselben gewesen waren.

Allmählich brachte Franz bei solchen Besuchen die Unterhaltung auf die Glaubenssachen. Die hohe Weisheit und der kluge Glimpf, mit denen er von den Glaubensunterschieden zu sprechen wußte, zogen die Hörer an und das Mindeste, das sie urtheilten, war, daß Franz ein grundgelehrter Herr sein müsse. Wenige waren, die nicht weiter belehrt zu werden wünschten. Das war's, was Franz bezweckte. Mit so unwiderleglichem Nachdrucke und in so lieblicher Weise entwickelte er ihnen nun die Glaubenswahrheiten, daß ihn bald Etliche mit Lust anhörten und zu ihrem Nutzen auch ihm zu glauben begannen.

So gewann er sich bald mehrere Anhänger und der Kirche Gläubige. Als die Mission Frucht zu bringen begann, mußte er täglich drei bis vier Predigten halten; erst zu Allinges, dann zu Thonon und in den umliegenden Dörfern. Anfangs hörten wohl öfter nur zwei oder drei geringe Personen zu. Er aber predigte, nachdem er die größten Mühsale der Reise und des Wetters überstanden, mit solchem Eifer, als ob er die vornehmste und zahlreichste Zuhörerschaft vor sich hätte.

Am ersten Feste des heiligen Stephan, daß er in der außerhalb der Citadelle von Allinges gelegenen Pfarrkirche feierte, waren nur sieben Kirchenbesucher erschienen. Franz war anfänglich in Zweifel, ob er so Wenigen das Wort Gottes vortragen solle. Nachdem er aber erwogen, daß die Liebe nicht zählen müsse und wie Jesus nicht verschmähet hatte, mit der Samariterin allein zu reden, bestieg er die

Kanzel und nahm Veranlassung, von Anrufung der Heiligen zu reden und zu beweisen, weshalb man ihnen, als näheren Freunden Gottes eine besondere Verehrung schuldig sei. Er widerlegte die falschen von den Calvinern gegen die Verehrung der Heiligen vorgewendeten Gründe. Unter den Zuhörern befand sich auch ein jüngst von Franz bekehrter Procurator aus Thonon, welchem vom Teufel starke Zweifel gegen die Anrufung der Heiligen eingegeben waren, die so weit gingen, daß er daran dachte, sich wieder von der Kirche zu trennen. Er bekannte, er würde dies gethan haben, wenn nicht Franzens Auseinandersetzung seinen Verstand wieder mit Wahrheit erleuchtet habe. In Thonon hatte Franz noch weniger Zuhörer. Er war lange genöthigt, zu schweigen oder auf der Gasse zu predigen, weil ihn Niemand anhören durfte. Es hatte sich ein Verein gebildet, dessen Mitglieder sich verpflichteten, niemals vor ihm zu erscheinen, wobei der Stadtrath selbst seine Hand im Spiele hatte. Franz, der wohl wußte, daß Christus sein Blut auch nur für eine einzige Seele gegeben haben würde, weigerte sich nie, einem Jeden, der sich einstellte, das Wort Gottes vorzutragen und seine apostolischen Arbeiten für nur wenige zu verrichten.

Wie langsam Franz sich Bahn brechen mußte, und wie hartnäckig der Irrglaube war, zeigt ein Brief, den er an einen Ordensmann schrieb und worin es heißt: „Es wäre Schade, wenn ein Anderer, welcher anderwärts mehr Nutzen schaffen könnte, hier, wie ich, seine Mühe vergebens anwenden sollte. Seine Verrichtung würde nur darin bestehen, den Mauern zu predigen, wie ich es in dieser Stadt thue. Sehen Sie, es ist der siebente Monat, seit ich das Wort Gottes vorzutragen angefangen, und doch sind zu meiner Predigt nur vier oder fünf Calvinisten und zwar sehr selten gekommen.“ Für diesen Mangel an Erfolg ward Franz durch außerordentliche Gnaden entschädigt. Er ging nach Annecy, um daselbst die ganze Frohnleichnams-Octav zuzubringen und den Uebungen der Frömmigkeit zu widmen.

Seinen Vetter Ludwig hatte er in Thonon zurückgelassen. Am Frohnleichnamstage begab sich der Dompropst schon Morgens um 3 Uhr in die Kirche. Während er vor dem hochheiligen Sacramente in tiefster Betrachtung versunken lag, ward seine Seele mit einem solchen Reichthume von Gnaden überfluthet, daß die Stärke der Liebe ihn übermannte und er ohnmächtig zu Boden stürzte. „Herr, halte die Fluth Deiner Gnaden zurück!“ rief er hernach, „Herr, weiche von mir! Ich vermag die Größe Deiner Süßigkeit nicht zu ertragen. Ich muß mich niederwerfen!“ So meldet er selbst in dem Büchelchen, worin er die ihm widerfahrenen Gnaden aufzeichnete, um dieselben nicht aus dem Gedächtnisse zu verlieren. Der Eindruck dieser himmlischen Gnade war ein so tiefer, daß Franz den ganzen Tag über einem Seraph ähnlich war. Sein Antlitz glühete in göttlicher Liebe und strahlte gleichsam Flammen um ihn her, namentlich am Altare, als er das heilige Opfer darbrachte und auf der Kanzel, wo er mit der Salbung und Frömmigkeit eines Apostels predigte. —

Noch hatte der Missionär sich zu Thonon erheblicher Erfolge nicht zu erfreuen, als er erfuhr, zwei Edelleute, gute Bekannte von ihm, hätten sich in das offene Feld begeben, um sich zu schlagen. Er eilte, ja er flog ihnen nach. Der Eifer, einer Beleidigung Gottes und dem Verluste zweier Seelen vorzubeugen, setzte ihm Flügel an. Als er ankam, hatte die Schlägerei bereits begonnen. Der Grimm, welcher beiden Duellanten mit dunkler Gluth vom Antlitz leuchtete, gab die Gewißheit, dem Schlagen werde nicht vor dem Tode Eines oder Beider ein Ende gemacht werden. Franz brachte unter Wagniß seines eigenen Lebens mittelst seiner Gewandtheit und Stärke beide Kämpfer auseinander. Dann hielt er ihnen die Schwere ihrer Versündigung, die göttlichen und weltlichen Strafen, die ihrer warteten, vor und setzte ihnen die Thorheit auseinander, welche wegen falscher Einbildungen über den Begriff der Ehre, eine solche Gefahr leichtfertig

heraufbeschwöre. Er bewog sie, einander zu verzeihen und sie umarmten sich friedlich. Beide wurden aber auch innerlich durch die Kraft der Worte des Friedensstifters gänzlich umgewandelt. Sie legten ihm eine kindliche Beichte ab. Der eine verließ die Welt und begab sich in ein nahe bei Thonon gelegenes Landhaus, das ihm von vielen verschwendeten Gütern allein noch übrig geblieben war. Hier stellte er Betrachtungen über die übel verwendeten Tage an und beweinte mit bittern Thränen die Zeit, in welcher er ein Leben geführt hatte, als habe er keine Seele. Franz besuchte ihn täglich und wartete diesen neu gepflanzten Baum mit zärtlichster Sorgfalt. Er leitete ihn zu denjenigen Tugenden an, welche das Gegentheil von den Untugenden waren, denen er im Soldatenstande ergeben gewesen war, wo er wild, frech, rachgierig, aufgeblasen, zornig sich gezeigt. Jetzt ward er zum Selbstverächter, friedsam, sanftmüthig, liebreich und eingezogen. Als ein Mann in schon vorgerückten Jahren hatte er durch lange üble Gewöhnung jene Untugenden schon sehr stark in sich werden lassen und daher keine geringe Mühe, dieselben auszurotten, woraus die Stärke seiner Bekehrung ermessen werden mag. Da er eine ausgebreitete Bekanntschaft besaß, erhielt er auch nach seiner Bekehrung vom Adel der Umgegend zahlreichen Besuch. Er erzählte die ihm widerfahrene Gnade, die ihn zu einem bessern Leben gebracht, und pries dabei den frommen Franz, der jenes Leben in ihm angeregt und gefördert. Er erweckte so bei Vielen die Begierde, den heiligen Mann persönlich kennen zu lernen.

So ward dieses Landhaus der Sammelort derjenigen, welchen Gott das Herz gerührt hatte. Es wurden daselbst Unterredungen veranstaltet, denen auch Akatholische beiwohnten. Vorzugsweise stellte Franz hier die Trennung in Glaubenssachen als das größte Uebel dar, das der Kirche Gottes widerfahren könne. Wenn, sagte er, keinerlei Grund berechtige, sich von der Kirche zu trennen, so hätten diejenigen eine schreckliche Verantwortlichkeit übernommen, welche die

Urheber von Kirchenspaltungen geworden. Da aber die Trennung ein Unrecht sei, so wären Alle, welche jenen Urhebern gefolgt, verpflichtet, zur verlassenen Kirche zurückzukehren, wenn sie der Verdammniß entgehen wollten. Von dieser Verbindlichkeit befreie kein zeitlicher Gewinn, keine Freundschaft, keine Drohung oder Hoffnung, keine Liebe gegen die, welche man für nächste Mitbrüder erkenne, keine Hochachtung vor dem Namen dessen, der den Namen eines Pastors führe. Die katholische Kirche sei ihre Mutter, weil in derselben ihre Väter gelebt hätten und gestorben seien. Von ihr hätten sie die heilige Schrift, die Taufe und die Erziehung empfangen, ja viele von ihnen seien noch selbst im Schooße der wahren Kirche geboren und erzogen. Franz stellte ihnen ferner vor, es müsse für eine Gottlosigkeit gehalten werden, diejenigen, von welchen sie das Leben empfangen, ohne vorgängige gründliche Untersuchung der Sache zur ewigen Höllenpein zu verdammen. Es sei die höchste Unbilligkeit, wider eine Kirche, der sie in allen Glaubenssachen beizupflichten verbunden, das Urtheil zu fällen, ohne daß solche auch nur einmal angehört werde. Man nehme ohnehin ganz Umgang von der allgemeinen Verbreitung dieser Kirche, von ihrem Alterthum, ihren gefesteten Ordnungen, welche lauter Zeichen der wahren Kirche seien. Es sei eine beklagenswerthe Ungerechtigkeit, wenn man diese Kirche beschuldige, sie habe den von Christus hinterlassenen Glauben unrechtmäßiger Weise verändert und die Religion der Voreltern verlassen. Man stelle diese Kirche gegnerischer Seits in einer so fremden und abenteuerlichen Gestalt vor, daß sie von ihren eigenen Kindern nicht mehr für die wahre Mutter erkannt werden könne. Er nun sei bereit, die katholische Kirche so zu rechtfertigen, daß auch minder Einsichtsvolle ein Urtheil über dieselbe abzugeben, im Stande seien; es genüge hiezu, wenn nur die Lehre, welche sie verkündige, kürzlich vorgetragen werde.

Solche ruhige Aeußerungen erweckten die Wißbegierde und die Zuhörer verlangten bald zu wissen, was denn die

katholische Kirche lehre, namentlich über die Verehrung Gottes, da die katholische Kirche seit lange der Abgötterei beschuldigt und angeklagt werde, sie verehre Heilige und Bilder auf eine Weise, welche Gott allein gebühre. Franz zeigte nun, wie die Kirche einen Gott, den alleinigen Schöpfer und Herrn aller erschaffenen Dinge, anbete. Diese Anbetung bestehe hauptsächlich darin, daß man mit einem beharrlichen, aber demüthigen und unterwürfigen Glauben allem demjenigen Beifall gebe, was Gott der Kirche offenbaret, daß man von ihm mittelst der Hoffnung alles Gute erwarte und ihn als das höchste, einzige und wahre Gut, das, wenn es besessen werde, uns selig zu machen vermöge, liebe. Alle andern erschaffenen Dinge hätten von Gott ihr Wesen empfangen und seien nicht unendlich. Die Kirche verdamme es als eine Gottlosigkeit, wenn man jene allein Gott zukommende Anbetung irgend einer Creatur, und wenn dieselbe auch noch so vollkommen sei, zuwende. Die Kirche verkünde Christum als alleinigen Mittler zwischen Gott und den Menschen und bekenne, daß sie alles Gute, das sie besitze, von Christo habe. Außer Christo sei nach der Lehre der Kirche weder Leben, noch Hoffnung. Er werde, da er Gott sei, angebetet. Von ihm hoffe man allen Beistand. Alles Danksagen ziele auf ihn. Auf diesen Mittler zwischen Gott und den Menschen werde die ganze Hoffnung der ewigen Seligkeit gegründet. Eben so glaube die Kirche, daß alle Sünden aus alleiniger Barmherzigkeit durch die Verdienste Christi vergeben würden. Diesem erkenne sie auch die innerliche Gerechtigkeit des Menschen oder die Gnade zu, welche in einem gerechten Menschen durch den hl. Geist wohne; dieselbe werde aus reiner Freigebigkeit mitgetheilt. Die guten Werke, welche wir vollbringen, seien Gaben Jesu Christi, weil sie aus seiner Gnade herstammen. Das ewige Leben werde den Gläubigen als eine aus Barmherzigkeit um der Verdienste des Heilandes willen allen Menschen versprochene Gnade und als eine Belohnung vorgestellt, welche einem Jeden, der Gutes wirke,

kraft dieser Verheißung, getreulich mitgetheilt werde. Es lehre aber die Kirche zugleich, daß die guten Werke Gnaden Gottes seien, weil dieselben an der Gnade hängen und keinen andern Werth haben, als den, welchen sie durch die Verdienste des Heilandes und des Erlösers der ganzen Welt erhalten. Aus uns selbst vermöchten wir nichts, wohl aber Alles in demjenigen, der uns stärkt. Unsere ganze Hoffnung müsse auf Jesum Christum gesetzt sein. —

Die Calvinisten waren erstaunt, solche Dinge von Franz zu vernehmen. Die Prädicanten hatten ihnen die katholische Lehre als eine ganz andere vorgetragen, indem sie die Kirche beschuldigten, sie verehre die Creaturen auf eine Weise, die Gott allein gebühre, sie eigne dem Herrn Jesu Christo einige Mithelfer bei oder vor Gott zu, wodurch die einzige Vermittelung Jesu Christi zwischen Gott und den Menschen geschmälert werde; sie erhebe ferner den freien Willen zum Nachtheile der Gnade Gottes zu sehr, sie verringere die Genugthuung Christi in Genugthuung für unsere Schulden, indem sie lehre, unsere guten Werke seien zur Seligkeit nothwendig. — Noch mehr wuchs die Verwunderung der Calviner, als Franz hinzusetzte, es sei gleichfalls die Lehre der Kirche, daß nur Jesus Christus, Gott und Mensch zugleich, allein für unsere Sünden genugsame und vollkommene Genugthuung habe leisten können und daß seine Genugthuung wegen seiner unendlichen Würdigkeit gleichfalls unendlich sei. Der Heiland habe den vollen Werth unserer Erlösung bezahlt, dem nichts mangeln könne, weil derselbe unendlich gewesen. Wenn die katholische Kirche Bußwerke verordne, geschehe solches keineswegs um die von Christo geleistete Genugthuung vollkommener zu machen, sondern um die Menschen durch billige und vernünftige Strafen bei ihrer Schuldigkeit zu erhalten, für das gegebene Aergerniß auf angemessene Weise Ersatz zu leisten, und Züchtigung zu übernehmen. —

Nach solchen Auseinandersetzungen urtheilten Franzens

Zuhörer, ihre Prädicanten müßten entweder von der katholischen Lehre keine rechte Wissenschaft gehabt, oder dieselbe verfälscht haben. Sie wollten auch noch andere Artikel der katholischen Lehre verdeutlicht haben. Allein er verwies sie auf eine andere Zusammenkunft, da er wünschte, daß sie vorerst das Vernommene recht beherzigen möchten. Franz verfuhr nach der schon vom hl. Dionysius dem Areopagiten empfohlenen Weise, welcher zufolge man sich nicht damit aufhalten soll, die falschen Meinungen der Irrgläubigen etwa eine nach der andern gründlich zu widerlegen, sondern ihnen die Glaubenspunkte, einen nach dem andern, wie sie sind, einfach vorlegen und sich bemühen soll, ihnen dieselben recht zu Gemüthe zu führen. Die Wahrheit hat für sich selbst die Kraft, den Verstand zu fesseln, wenn sie einfältig vorgetragen wird, wie sie ist. Franz verstand es aber auch, die Glaubensartikel mit einer an sich überzeugenden Wahrheit vorzutragen. Als die Prädicanten vom Inhalte der Vorträge, welche Franz hielt, und dem Eindrucke, welchen dieselben machten, Kunde erhielten, sagten einige, die mit den Calvinisten gepflogene Gemeinschaft habe ihm bessere Gedanken in das Herz gegeben, und es könne mit der Zeit geschehen, daß er selber die Ueberzeugung der Calvinisten annehme. Andere gaben vor, er habe die Lehren der römischen Kirche nicht treu vorgetragen, daher werde sein Vortrag von den Katholischen selber verworfen werden. Die Meisten aber sprachen die Meinung aus, die Begierde, Einige zu bekehren und sich selbst bei seinen Glaubensgenossen in ein Ansehen zu bringen, habe den Dompropst genöthigt, die katholische Lehre zu verfälschen, darum sei er möglichst nahe auf die Seite der Calvinisten getreten; er werde sich aber nicht getrauen, öffentlich zu vertheidigen, was er in einer Privatversammlung behauptet. Franz, welcher solche Urtheile vernahm, glaubte mit Recht, man werde sein Stillschweigen übel deuten. Außerdem hatte man ihm nahe gelegt, er möge eine Reihenfolge von Unterweisungen schreiben, worin er die

katholische Religion vertheidige, und von denen in den Familien Abschriften verbreitet werden müßten.

Nachdem Franz die Sache von allen Seiten reiflich erwogen, beschloß er, eine solche schriftliche Beantwortung der vernommenen Anschuldigungen zu erlassen. Am 7. Januar 1595 legte er die erste Hand an's Werk, ohne sich übrigens vorzunehmen, die Arbeit in einem Zuge zu vollenden. Die Masse seiner Beschäftigungen ließ ihm hierzu keine Zeit. Er mußte die freien Stunden dazu gleichsam stehlen. Er schrieb in Hast. War ein Abschnitt fertig, so ward derselbe durch Abschriften vervielfältigt und in den Familien verbreitet und auf öffentlichen Plätzen und Straßenecken angeheftet. Diese zerstreuten Aufsätze, welche er gewissermaßen in verlorenen Augenblicken während des Laufes von vier Jahren verfaßt, sammelte Franz nochmals in eine besondere Schrift, welche er unter dem Namen Controversen herausgab, das erste Werk aus seiner Feder, das veröffentlicht ward. Die Art seiner Entstehung bedingt, daß es unvollständig und voll Lücken ist. Es ist nur eine Skizze, aber eine Skizze von Meisterhand und von unschätzbarem Werth, worin mit unwiderstehlich siegender Kraft die Wahrheit des katholischen Glaubens bewiesen wird, so daß die apostolischen Commissarien im Canonisations-Prozesse mit Wahrheit sagen konnten, die Athanasiusse, Ambrosiusse und Augustine hätten den Glauben nicht besser vertheidigt.

Das Werk zerfällt in vier Theile. Der erste handelt von der legitimen Mission. Franz beweist, wie die Stifter der Reformation und ihre Nachfolger, sich ohne Mission in den Kirchendienst eingedrängt haben. Daraus schließt er, daß sie nicht die rechten Hirten sind und ihre Kirche nicht die rechte ist, daß ihre Zuhörer nicht zu entschuldigen sind, wenn sie dieselben anhören, wie sie selbst wegen ihren Predigten nicht entschuldigt werden können. Von dieser Festsetzung aus verfolgt er die Irrgläubigen in alle Ausflüchte und Abwege, wohin sie sich zurückzuziehen bemühet sind, um die

katholische Wahrheit zu verdrehen und widerlegt siegreich ihre Einwürfe rücksichtlich ihrer außerordentlichen Mission, der Unsichtbarkeit und des Falles der Kirche. Der zweite Theil handelt von den Regeln des Glaubens. Er zählt deren acht: Die Schrift, die Tradition, die Kirche, die Autorität des Papstes, die Concile, die Väter, die Wunder und die natürliche Vernunft. Zuerst zeigt er, wie allerdings die Schrift die Regel des Glaubens ist, aber nur so weit sie von der Kirche ausgelegt worden, welche ihre einzige gesetzliche Auslegerin ist. Er schließt hieraus, daß die Ketzer, indem sie die Autorität der Kirche verwerfen, die Schrift nicht ferner als Glaubensregel gelten lassen dürfen. Im Verfolge beweist er, daß sie die Schrift selbst verändert haben, indem sie dieselbe verstümmelten, um daraus zu entfernen, was ihnen nicht gefiel, und daß sie sich, indem sie die Autorität der Kirche läugneten, das einzige Mittel entzogen haben, die inspirirten oder canonischen Schriften von solchen zu unterscheiden, die dieses nicht sind. Zur zweiten Regel übergehend, stellt er fest, daß es wahre apostolische Ueberlieferungen giebt und daß die Protestanten nicht zu entschuldigen sind, wenn sie keine Rücksicht darauf nehmen wollen. Schrift und Tradition sind die beiden formellen Regeln des Glaubens. Um dieselben klug anzuwenden, bedarf es neuer Regeln. Die erste ist die Lehre der katholischen Kirche. Franz zeigt, wie die wahre Kirche einem Oberhaupte folgen, eine einige, heilige und eben so alt wie das Christenthum, allgemein, fruchtbar, apostolisch sein muß und wie alle diese großen Kennzeichen die römische Kirche ehren und der reformirten fehlen. Die zweite Anwendungsregel bildet der Papst. Nachdem er den Primat des hl. Petrus über die andern Apostel festgestellt, beweist er, wie seine Nachfolger ihm im Primate gefolgt, wie die römischen Bischöfe seine wahren Nachfolger und als solche Oberhäupter der Kirche sind, eine Wahrheit, welche er durch das Lob, die Titel und Vorzüge, die ihnen das ganze christliche Alterthum gespendet, nach=

weist. Er schließt hieraus, daß Rom der nothwendige Mittelpunkt der katholischen Gemeinschaft ist und daß der Papst ohne Concilien Definitionen in Glaubenssachen abgeben kann. Franz geht hierauf zu den beiden andern Regeln: den Concilien und Vätern über, und zeigt, wie verwegen und vernunftwidrig die Protestanten zu Werke gehen, Autoritäten für nichts zu rechnen, welche von der Trefflichkeit der Lehre und dem Glanze der Heiligkeit so sehr empfohlen werden. Endlich zeigt Franz die Stärke der Wunder, mittelst deren es Gott in allen Jahrhunderten gefallen hat, die Wahrheit der Römischen Kirche festzustellen. Und wenn er die natürliche Vernunft als eine letzte Regel des Glaubens hinstellt, so ist diese ihm nur eine negative Regel in dem Sinne, daß der wahre Glaube nichts der Vernunft, den guten Sitten und der christlichen Vollkommenheit Widersprechendes in sich enthalten darf. Der dritte Theil der Controversen handelt nach einer trefflichen Recapitulation alles Vorhergehenden von den Sacramenten im Allgemeinen und von der Veränderung der Form der Sacramente durch die protestantischen Geistlichen. Unglücklicher Weise haben wir von diesem dritten Theile nur einige abgerissene Stücke. Der vierte Theil handelt vom Fegfeuer und den Gebeten für die Todten und stellt in beiden Punkten die Wahrheit der katholischen Lehre fest.

Franz war 27 Jahre alt, als er diese Controversen zu schreiben begann. Er sendete sie den Einwohnern von Thonon mit der Versicherung, sie hätten nie eine Schrift gelesen, die ihnen durch Jemand gegeben worden, der sich höher für ihr geistiges Wohl interessire, als Franz. Er fordert sie auf, das Geschenk, das er ihnen sende, wohl aufzunehmen und seine Gründe aufmerksam zu lesen. Nachdem sie die eine Parthei mit so viel Eifer und Bereitwilligkeit angehört, möchten sie auch die andere geduldig vernehmen. Franz bittet Gott, den Einwohnern von Thonon zu helfen, die vorgetragenen Dinge in seinem Sinne aufzufassen. Er verheißt ihnen bei gründlicher Erwägung

dessen, was er ihnen gesagt, die helle Einsicht darüber, daß sie sich gegenwärtig außerhalb des Pfades befänden, den man verfolgen müsse, um zum Heile zu gelangen. In Bezug auf die ihm Schuld gegebene Verdrehung der Kirchenlehre und die angeblichen Accomodationen, zu denen er sich verstanden haben solle, sucht Franz darzuthun, daß die Lehre der katholischen Kirche von ihm nicht hätte verändert oder verfälscht werden können, ohne daß er seinem Amte und seiner Pflicht untreu geworden wäre. Die Art und Weise, wie er sich in seinem Leben unter den Calvinisten erwiesen, hätte ihnen eine bessere Meinung von ihm und seiner Wahrheitsliebe beibringen sollen. So sehr er ihre Rückkehr zur Kirche wünsche, sei dieser Wunsch doch nicht im Stande, einen Lügner aus ihm zu machen oder ihn zu vermögen, sich zu dessen Erfüllung verbotener Mittel zu bedienen. Er habe deßhalb die katholische Lehre nach Anleitung des hl. Kirchenrathes von Trient vorgetragen, welchen man doch wohl nicht der Unwissenheit in der Lehre der Kirche oder einer Verfälschung derselben werde anklagen können. Noch weniger aber dürfe man der Kirche vorwerfen, sie glaube nicht, was das genannte Concil vorschreibe. Der Unwille, welchen die calvinischen Prädicanten wider die Kirche an den Tag legten, entspringe vielmehr eben daher, daß die katholische Kirche an den Satzungen jenes Conciles so einmüthig festhalte. Seine Erklärung der katholischen Glaubensartikel sei demgemäß ganz dem Concile getreu erfolgt. Dagegen zeigten sich die Prädicanten völlig unbekannt mit der Lehre der katholischen Kirche, weil ihnen dieselbe durch diejenigen in einer ganz falschen Weise dargestellt worden, denen daran gelegen war, daß sie nicht in ihrer wahren Gestalt erkannt werde. Jene Männer seien den römischen Glauben von Jugend auf in der vorgemalten Gestalt anzuschauen gewöhnt worden, daß sie von demselben so lange keine richtige Vorstellung würden haben können, als bis sie ihn in seiner wahren Beschaffenheit würden erkennen wollen. Jetzt aber

blieben sie, je aufrichtiger man ihnen diesen Glauben darlege, desto halsstarriger bei ihrer Versicherung, die Glaubenslehre sei verändert. Endlich bildeten sie sich ein, es sei um ihre Seligkeit geschehen und sie seien schon verloren, wenn man ihnen die Wahrheit vorstellen und die falsche Meinung, welche sie haben, benehmen wolle. Franz erbot sich schließlich, die Reformirten in allen streitigen Artikeln schriftlich oder in Unterredungen je nach dem Belieben der Gegner zu widerlegen. Keiner unter seinen Widersachern hatte das Herz, sich dem Dompropste von Genf zu widersetzen.

Als sie wahrnahmen, wie derselbe immer stärkeren Zulauf erhielt, setzten sie ihre frühern Lästerungen, daß Franz ein Lügner, Zauberer, Betrüger u. s. w. sei, fort und vermehrten dieselben mit neuen. Sie gingen auch damit um, den Edelmann, in dessen Hause die Zusammenkünfte gehalten wurden, meuchlings aus der Welt zu schaffen. Sie fanden einen angeblichen Freund desselben, der diese That auszuführen erbötig war. Allein der Edelmann ward gewarnt, sich wohl vorzusehen. Freunde erboten sich, ihn zu schützen. Er antwortete: Wenn der Mörder allein komme, werde er sich seiner schon erwehren, komme er mit Gesellen, so werde er schon Zeit finden, das Nöthige vorzukehren. Der Mörder kam und legte sich einen ganzen Tag bei seinem Freunde zum Besuche ein. Da er keine günstige Gelegenheit zu seinem Vorhaben fand, lockte der Verräther seinen Wirth am folgenden Tage auf einen entfernten Spaziergang. Auf demselben entdeckte der Katholische seinem Gaste, wie dessen Vorhaben ihm wohl bekannt sei. Der Calvinist entfärbte sich vor Schreck und Scham. Jener fuhr fort, wenn den Calvinisten seine verbesserte Religion antreibe, seine guten Freunde zu meucheln, so gebiete ihm, dem Katholiken, sein Glaube, seine Todfeinde nach dem Beispiele Christi zu lieben. Dabei umarmte er liebreich seinen Mörder. Zerknirscht vor Scham, bekannte dieser sein Vorhaben, bat um Vergebung und ward des Katholiken treuester Freund

und durch Franzens Vermittelung ein eben so guter und eifriger Katholik, als er früher ein wüthender Calvinist gewesen war.

Diese Bekehrung machte großes Aufsehen, weil man allgemein wußte, wie der Bekehrte ein so hartnäckiger Anhänger des Calvinismus gewesen, daß er, wie er auch bewiesen, zu Gunsten desselben ein Verbrechen zu begehen sich nicht scheute. Unbegreiflich war Allen, wie er nun so jählings in's Gegentheil umgeschlagen. Weil man nicht einsehen konnte oder wollte, wie Gottes Gnade die Arbeiten des Heiligen segnete, gaben Einige vor, der Dompropst habe jenen Calviner durch Versprechungen auf seine Seite gebracht. Andere versicherten, er habe demselben eine namhafte Summe vorgeschossen. Verständige aber urtheilten, das seien faule Lügen, indem doch nicht geglaubt werden könne, es werde Derjenige ansehnliche Summen geben oder versprechen, von dem bekannt war, er verrichte die Mission auf seine Unkosten und leide wegen der an die Armen gespendeten Almosen nicht selten eigenen Mangel am Nothwendigen.

Nicht minderes Aufsehen, als diese Bekehrung, machte in Genf die von Franz herausgegebene Schrift zur Vertheidigung der katholischen Lehre. Es getraute sich Niemand, darauf zu antworten. Denn um es mit Nachdruck zu können, hätte man sagen müssen, entweder: Das Tridentinische Concil habe die Lehre der Kirche nicht gekannt, oder: Franz habe dieselbe verfälscht, oder: er habe das Concil unrecht angezogen, oder: die Kirche glaube nicht, was das Concil ausgesprochen. Keine dieser Alternativen konnte auch nur einen Schein der Wahrheit für sich anführen. Die Prädicanten mußten daher schweigen, so übel ihr Schweigen auch von dem Volke gedeutet wurde. Dem heiligen Dompropste führte dieser Umstand neue Zuhörer zu. Es erfolgten mehrere Bekehrungen, aber nicht mehr insgeheim. Franz hatte nun auch seine Zuhörer öffentlich auf den Gassen der Stadt. Die Freunde führten ihre Freunde herzu, die Väter ihre Kinder, die Herren ihre

Diener, ja das Landvolk kam nach Thonon, um Franz zu hören. Die Prädicanten tobten und wütheten. Sie sprachen gleich den Pharisäern und Schriftgelehrten: „Was thun wir, dieser Mensch verrichtet viele Zeichen?“ Wider Franzens Person ließ sich nicht leicht etwas unternehmen, da die neu Bekehrten ihn wie einen Vater hüteten. Das vermehrte nur ihren Grimm. Franz dagegen fand in den immer häufigeren Bekehrüngen einen süßen Trost für die früher vielfach vergeblichen Bemühungen. Seine Gegner sprengten aus, der Teufel gebe ihm bei Nacht ein, was er am Tage zu verrichten habe. Ein Calvinist war sogar zu beschwören bereit, er habe ihn unter den nächtlich zusammenkommenden Zauberern mit eigenen Augen erkannt, wollte sich auch hinrichten lassen, wofern nicht an Franzens Leibe ein verdächtiges Zeichen gefunden würde.

Durch solche geflissentlich verbreiteten Gerüchte ward der Pöbel wider Franz aufgeregt. Es faßten Manche den Gedanken, einen solchen Störer der gemeinen Ruhe müsse man um jeden Preis aus der Welt schaffen; die Hand, welche den Streich auf ihn führe, verdiene Belohnung. Franzen ward das Alles von seinen Freunden wieder mitgetheilt. Er machte das hl. Kreuzzeichen und entgegnete lächelnd: „Sehet, das sind alle meine Beschwörungen. Mit diesem Zeichen gedenke ich die Hölle zu überwältigen; ich habe keinerlei Willen, mit ihr im Einvernehmen zu sein. Mit diesem Zeichen demüthige ich die höllischen Geister, vertreibe aus der Luft die Ungewitter und bewahre mich vor den nächtlichen Unruhen. Mit diesem Zeichen fürchte ich nichts, was die Menschen wider mich unternehmen könnten. Auch wenn ein in Schlachtordnung aufgestelltes Kriegsheer wider mich losgelassen werden sollte, will ich meine Hoffnung auf dieses heilige Zeichen setzen. Wenn die Prädicanten gleiche Wunder wie ich zu wirken wünschen, mögen sie zu mir kommen, ich will sie durch die Kraft des heil. Kreuzes Wunder thun lehren.“

Endlich fanden sich zwei gewissenlose Gesellen, welche um eine große Geldsumme sich dazu verstanden, Franz aus der Welt schaffen zu wollen. Ein Theil des Geldes ward ihnen sofort gezahlt, das Uebrige sollten sie nach der That erhalten. Franz war eines Tages eines Ungewitters wegen zu Thonon verblieben. *) Nachdem er einen Theil der Nacht unter Beten und Studiren hingebracht, vernahm er draußen Waffengeklirr und hörte leise Stimmen reden. Er erkannte alsbald, welche Bewandtniß es damit hatte, und überlegte, was zu thun sei. Er beschloß, dem Heilande zu folgen, welcher zwar seinen Feinden, da die zu seinem Tode bestimmte Stunde nahete, entgegenging, hingegen floh und sich vor den Juden verbarg, als diese Zeit noch nicht herangekommen war. Kaum hatte er sich an einen sicheren Ort zurückgezogen, als die Thür seines Zimmers mit Gewalt erbrochen ward und die gedungenen Bösewichter eindrangen. Da sie wahrnahmen, wie ihnen ihr Bubenstück mißlungen, nahmen sie, weil sie Franz im Hause eines kranken Katholiken wähnten, bald ihren Rückzug.

Nachdem bekannt geworden, daß Franz doch in dem Hause gewesen, wo man ihn gesucht, erneuerte man die Anschuldigung der Zauberei, wodurch er sich unsichtbar zu machen verstanden. Herr von Hermance stellte eine Untersuchung an, welche aber, da die Mörder viele Mitschuldige hatten, erfolglos blieb. Franz hätte sie leicht können offenbar machen, da er einen derselben erkannt hatte. Er that es aber nicht, sondern suchte den Gouverneur zu besänftigen, damit er die Untersuchung fallen lasse. Die Mörder, nach dem Reste des Lohnes begierig, lauerten dem hl. Manne in einem Walde auf, welchen er bei der Rückkehr nach Allinges passiren mußte.

*) Nach der Erzählung im Leben des Heiligen vom Pfarrer von St. Sulpice geschah dieser Mordanfall erst, nachdem Franz in Thonon im Hause der alten Frau Fouy eine bleibende Wohnung genommen hatte.

Es war am 18. Juli 1595. Er hatte über die Anrufung der Heiligen so klar und entschieden gepredigt, daß alle Hörer betroffen waren. Die Feinde waren natürlich auf's Aeußerste erbittert. Vielleicht waren die Mörder durch Franzens Erfolge bei dieser Predigt gerade heute zu ihrer Missethat angeregt. Es mußten wohl Drohungen laut geworden sein. Man suchte ihn zurückzuhalten. Allein er gebrauchte zu einem schleunigst an den Nuntius zu erstattenden Berichte Papiere, die er in Allinges zurückgelassen und hielt seine Rückkehr für unerläßlich. Einige Katholiken, denen nichts Gutes ahnete, wollten ihn nun, da es schon spät war, begleiten. Er lehnte dieß mit dem Bemerken ab, daß, wer auf den Herrn hoffe, von demselben genugsam geschützt werde. Kaum hatte er bei eingebrochener Dunkelheit den Wald erreicht, als ihn zwei mit Degen bewaffnete Männer überfielen, welche unter Ausstoßung wüthender Schmähreden auf ihn eindrangen. Herzhaft und voll Majestät trat Franz ihnen entgegen und sprach: „Ei, ihr täuscht Euch! Es ist nicht glaublich, daß Ihr wider denjenigen etwas haben könntet, der Euch nicht allein niemals beleidigt hat, sondern von Herzen gern das Leben für Euch geben würde.“ Diese Worte wirkten wie ein Zauber. Den Mördern entsanken die Waffen, aus ihren Herzen schwanden die Mordgedanken. Sie sanken Franz zu Füßen, baten ihn um Verzeihung und betheuerten, fortan aller Orten seine getreuen Diener sein zu wollen. Franz hob sie vom Boden auf, umarmte sie und rieth ihnen, sich zu entfernen, damit sie nicht vom Gouverneur ertappt würden, welcher sie gewiß nicht so glimpflich entlassen werde.

Franzens Begleiter schrieben diese Reumüthigkeit der Verbrecher ihrem Unvermögen zu, in Gegenwart von Zeugen ihr Vorhaben unvermerkt auszuführen und verlangten, daß, um die stete Wiederholung solcher Anfälle zu unterdrücken, an diesen Buben ein Exempel statuirt werde. Franz aber gebrauchte Gewalt und befreite die festgehaltenen Gesellen,

verbot auch seinen Begleitern von diesem Anfalle etwas zu verrathen. Der Diener Rolland war aber unfolgsam und meldete dem Herrn von Hermance die Sache. Dieser befahl den flüchtigen Mördern nachzusetzen. Franz wußte aber auch dieses Mal die weitere Verfolgung zu unterdrücken.

Von dieser Zeit an wollte der Gouverneur den Dompropst nie mehr ohne Bedeckung reisen lassen, die ihm von Weitem folgen sollte. Auch Franzens Vater, welcher wegen des Lebens seines Sohnes nun in steten Sorgen schwebte, verlangte jetzt seine Rückkehr. Sein Werk, schrieb er, könne ohne Kanonen nicht zu Ende geführt werden; längeres Beharren dabei sei keine Beständigkeit, sondern Halsstarrigkeit Sein Seeleneifer werde in katholischen Ländern Nahrung genug finden, er brauche denselben nicht in ketzerischen Provinzen zu vergeuden. Er möge sich nicht einbilden, Chablais zu bekehren. Sollte es aber doch geschehen, so würden die Kosten, das Land beim katholischen Glauben zu erhalten, so hoch hinauf laufen, daß die erschöpfte Kasse des Herzogs dieselben nicht zu tragen vermöchte. Franz antwortete, daß er, da die Krone Niemanden zu Theil werde, als demjenigen, welcher bis ans Ende verharre, entschlossen sei, das Werk fortzusetzen, da sein Arbeiten auch ferner nicht umsonst sein werde.

Nach Empfang dieses Briefes ging der Herr von Boisy voll Zornes zum Bischof und verlangte die Heimberufung seines Sohnes. Er beklagte sich, daß derselbe wie ein Lamm unter die Wölfe gesendet worden. Er würde sich zwar glücklich schätzen, wenn er in seinem Geschlechte Heilige zählen könne, wünschte aber, daß sie lieber Bekenner als Märtyrer wären. Was sein Sohn bisher gethan, sei genug. Man möge nicht mehr begehren. Der Bischof bemühte sich, den besorgten Vater zu überzeugen, wie es Franzens Ehre nachtheilig sein werde, die angefangene und schon so gut gediehene Arbeit, deren Früchte er bald zu ernten hoffen dürfe,

aufzugeben. Herr von Boisy ließ aber nicht nach, bis der Bischof ihm versprach, einen Andern Statt seines Sohnes zu senden. Es fand sich aber Niemand dazu. Auch urtheilten Alle, ein Anderer werde der Ketzerei in Chablais nicht Herr werden. Auch durch den Präsidenten Fabre ließ Herr von Boisy die Rückkehr nach Savoyen anempfehlen.

Nun schrieb Franz ausführlich an seinen Vater und setzte ihm auseinander, wie das übertreibende Gerücht die Gefahren lügenhaft vergrößert, den bisherigen Erfolg aber verkleinert habe. Die Gefahren seien so groß und die Anzahl der Bekehrten so klein nicht, als man sie dem Herrn von Boisy angegeben. Wenn aber auch die Gefahren noch größer sein sollten, würde alle Arbeit und Bedrängniß durch Bekehrung auch nur einer Seele wohl bezahlt. Christus selber habe bei seiner Wundermacht in den drei Jahren seines Wirkens doch kaum mehr als 500 Personen bekehrt. Der langsame Fortschritt gebe daher keinen richtigen Maßstab zur richtigen Beurtheilung des Ausganges. Christus habe auch nicht befohlen: gehet hin und bekehret, sondern gehet und prediget! Er werde also, wenn nicht der Bischof es ausdrücklich befehle, von seiner Mission nicht ablassen. Wenn man auch, wie er vernehme, andere geistliche Arbeiter nach Chablais zu senden beabsichtige, so werde das Bekehrungswerk doch wegen der zahllosen Arglisten des Feindes aller Menschen nie ein Ende nehmen. Zur Erhaltung des Glaubens in Chablais, wenn derselbe darin erst durchgängig wieder eingeführt worden, werde es auch so beschwerlicher Mittel nicht bedürfen, als Herr von Boisy vermeine. Er habe für diesen Fall schon einen Plan entworfen, dessen Ausführung weder dem Herzoge noch dem Lande schwer werden dürfte. — In ähnlicher Weise antwortete Franz dem Bischof und dem Präsidenten Fabre. Letzterm eröffnete er vertraulicher sein Herz und brachte ihn auf seine Seite, so daß er Franzen selbst ermunterte, sein Werk fortzusetzen, auch dessen Vater zu beschwichtigen suchte.

Der Ruf von den auf Franz gemachten Attentaten war diesem übrigens sehr förderlich. „Wenn, so urtheilten die Leute, die Prädicanten dem Dompropste antworten können, warum nehmen sie denn ihre Zuflucht zu solchen Gewaltthätigkeiten? Wer sich solcher Mittel bedient, legt ein offenes Bekenntniß von der Schwäche des Grundes ab, auf welchem er fußt. Es ist wunderbar, daß unmittelbar vor den Thoren Genfs, der Capitale des Calvinismus, ein einziger Mann das Herz hat, allen Prädicanten Trotz zu bieten, und sich auch nicht Einer getraut, ihm entgegenzutreten und seinen angegriffenen Glauben zu vertheidigen. Man darf ihren Worten nicht mehr glauben. Sie selber geben Anlaß, Mißtrauen in dieselben zu setzen. Wenn der Dompropst falsche Lehren vorträgt, so überweise man ihn des Irrthums." Dergleichen Erwägungen stimmten die Leute günstig für Franz und zum Anhören seiner Predigten. Doch fehlte es an Nachstellungen auch ferner nicht.

Nachdem die Anzahl der Bekehrten zu Thonon so zugenommen hatte, daß sie eine mäßige Pfarrei bilden konnten, nahm Franz seinen Wohnsitz in dieser Stadt, wodurch er den Weg von zwei starken französischen Meilen sparte, den er täglich auf rauhen Straßen und oft bei schlimmem Wetter machen mußte. Auch gewann er in der Stadt eine mannichfaltigere Wirksamkeit zu entwickeln, wo seine immerwährende Anwesenheit ihren unberechenbaren Nutzen hatte.

Eine Menge von Calvinisten, welche sich am Tage dem Dompropste nicht zu nahen wagten, aber das Bedürfniß eines Aussprechens mit ihm fühlten, konnten sich ihm nun in der Dämmerung und Abends und Nachts nähern. Der Herr v. Hermance, welcher schon um seiner Besatzung zu Allinges willen den theuren Mann ungern von sich ließ, hatte anfänglich viele und wichtige Einwendungen gegen diese Uebersiedelung. Franzens erfindungsreicher Eifer verstand dieselben siegreich zurückzuweisen. Sein Unterkommen fand er in dem Hause der frommen Wittwe des ehemaligen

Fiscal=Procurators Fouy, Jeanne du Manci, wo er schon früher häufig eingekehrt war, gespeist und studirt hatte. Er beehrte sie wegen ihrer Ergebenheit mit der Benennung: Mutter. Die Anwesenheit ihres geliebten Missionärs machte den Katholischen in Thonon unglaubliche Freude. Franz bebaute diesen neuen Weinberg des Herrn mit solchem Eifer, daß er mit Besuchen der Kranken, Unterweisung der neu Bekehrten und im Frucht bringenden Gespräche mit Andern ganze Tage zubrachte, die Nächte dagegen dem Gebete, dem Studiren und Beichthören widmete, den kleinsten Theil derselben aber seiner Ruhe. Ein solches Leben verschaffte seiner Lehre den vortheilhaftesten Nachdruck. Dieser apostolischen Lebensweise ertheilte Gott auch einen so reichen Segen, als er den ersten Aposteln zugewendet hatte; denn in der kleinen Gemeinde regte sich eine solche Liebe, ein solcher Eifer, herrschte eine solche Reinheit der Sitten, wie in der ältesten Kirche.

Besonderen Eindruck machte auf die Irrgläubigen die reiche Hülfe, deren Arme und Kranke sich erfreuten, da namentlich Franz schier Alles, was er zu seinem Unterhalte empfing, freigebigst spendete, so daß ihm selbst oft das Nothwendigste fehlte. Er litt häufig Hunger, um die Hungernden zu speisen, beraubte sich der Kleider, um die Blöße der Nackten zu bedecken. Immerdar klopfte er bei Freunden und Verwandten an, um ihre hülfreiche Hand zu öffnen und in Thätigkeit zu setzen. Sein Beispiel bewirkte, daß die Katholischen des Landes ihre Ausgaben einschränkten, um Mittel zur Unterstützung der Bedürftigen in der neuen Gemeinde zu gewinnen. Namentlich übermittelte Frau von Boisy ihrem Sohne beträchtliche Summen zu diesem Zwecke. So sehr die Irrgläubigen durch einen solchen Eifer beschämt wurden, so sehr wurden andererseits die Katholischen durch Franzens Eifer erbaut.

Im zweiten Jahre seiner Mission, in welchem ein gar strenger Winter eintrat, ging der heilige Mann täglich in

das nahe Dorf Ste. Marie, um in der dortigen Kirche die heilige Messe zu halten, weil in Thonon das unblutige Opfer noch nicht mit Sicherheit dargebracht werden konnte. Er mußte seinen Weg über die Drance nehmen, deren mittleres Joch hinweggerissen und durch ein Brett für Fußgänger ersetzt war, wobei die Passage in der schwierigen Weise, wie schon oben beschrieben ward, bewirkt werden mußte. In der Umgegend trug diese Aufopferung sehr zur Ausbreitung von Franzens Ruhme bei und allgemein machte man die Bemerkung, daß ein Prädicant dort zu Lande dergleichen noch nicht für seine Gemeinde gewagt habe, noch wagen würde. Franz setzte sich dieser Lebensgefahr lieber aus, als einer Uebereilung in der Einrichtung eines öffentlichen Gottesdienstes zu Thonon. Das Allerheiligste brachte er den Kranken in einer unter seinem Mantel verborgenen Büchse. Da er es nicht öffentlich tragen durfte, hatte er die Katholiken belehrt, daß, wenn sie ihn in jenem Mantel, mit würdevollem Schritte und ernst, ohne Jemand zu grüßen, einhergehen sähen, sie daran erkennen möchten, daß er das Sakrament trage. Sie schlossen sich ihm alsdann an und begleiteten ihn in das Haus der Kranken, um da ihren Gott anzubeten. Auf einem solchen Gange traf ihn einst der herzogliche Hof-Fiscal Claude Maria. Als dieser sich wegen des ungewohnt Gravitätischen in Franzens Aeußern wunderte, raunte ihm dieser in's Ohr: „Lassen Sie es Sich nicht befremden, mich so zu sehen; ich trage bei mir den König aller Könige und den Herrn aller Herren. Zu einer andern Zeit wollen wir von unsern Geschäften reden. Jetzt belieben Sie, bei Seite zu gehen und mich nicht zu begleiten."

Die Thränen, welche dem heiligen Manne bei solchen Gelegenheiten entströmten, zeigten am besten, welche Empfindungen und Gedanken sein Inneres bewegten. Er sprach dann wohl in sich hinein: „Jetzt herrsche und regiere inmitten deiner Feinde." Dann wieder fortfahrend sagte er mit dem Propheten: „Der Sperling findet ein Haus für

sich und die Turteltaube ihr Nest, daß sie Junge dahin lege. O Königin des Himmels, o keusche Turteltaube, wie ist es möglich, daß dein eingeborner Sohn meinen Schooß zu seinem Neste erwählt hat? Ich kann wohl sagen, mein Geliebter ist mein und ich bin sein, indem ihm gefällt, seinen Aufenthalt auf meinem Herzen zu haben." —

Als die Fastenzeit des Jahres 1596 kam, hielt Franz zum zweiten Male die Fastenpredigten in Thonon. Seine Zuhörerschaft war bei weitem zahlreicher, als im vergangenen Jahr. Aber auch in den umliegenden Dörfern ließ er in seinen Predigten das Wort Gottes erschallen. Aus dieser Zeit ist folgender Brief, den Franz an den Präsidenten Fabre schrieb: „Es beginnt sich vor mir ein weites anmuthiges Feld zum Schnitte zu eröffnen. Es fehlte wenig, so wäre der Herr von Avully und der Syndicus der Stadt Thonon gestern öffentlich erschienen und hätten mich predigen hören, weil ich vom Allerheiligsten Altarsgeheimnisse reden mußte. Sie waren wißbegierig, aus meinem Munde die Begründung dieser Lehre zu vernehmen. Weil sie jedoch, ihrem gegebenen Worte zuwider, sich nicht getrauten, sich unter meinen Zuhörern sehen zu lassen, so haben sie mir an einem verborgenen Orte zugehört. Wenn meine Stimme nur so weit gereicht hat! Auf dieser Jagd habe ich noch mehr ausgerichtet. Ich versprach, in der folgenden Predigt die Lehre der Katholiken durch die heilige Schrift klar zu erweisen und dieselbe mit so kräftigen Gründen darzuthun, daß alle Widersacher, wenn sie noch eine menschliche Vernunft besäßen, würden bekennen müssen, durch dichte Finsterniß verblendet zu sein. Sie sehen wohl, daß ich sie durch so kecken Vortrag bei Verlust ihrer Ehre zur Disputation einlade, weil man leicht erkennen wird, auf wie schwachem Grunde ihre Sache stehet, wenn sie dem Geringsten unter den Katholiken unter die Augen zu treten sich nicht erdreisten. Die Sache ist wohl bestellt. Wenn die Gegner es auf eine Unterredung ankommen lassen, werden sie sich, wie ich glaube, ergeben.

Mir hat der Advokat Ducrest hinterbracht, der Magistrat zu Thonon habe in Pleno beschlossen, mir schriftlich sein Glaubensbekenntniß zu überreichen, damit wir über die Punkte, in welchen eine Abweichung von der katholischen Lehre Statt findet, uns unterreden und vertraulich verhandeln könnten. Einige wollten dieses Geschäft den Prädicanten auftragen, die Anderen waren dagegen und meinten, weil diese Diener des Wortes in der Philosophie nicht zu Haus seien, würden sie den in der hohen Schule gewöhnlichen Spitzfindigkeiten nicht gewachsen sein. Die Sache stehet gut. Sie getrauen sich nur durch einen Andern an ihrer Statt zu disputiren und unsere kleine Anzahl setzt sie in Sorgen. Mit Freude und Hoffnung erwarte ich sie, indem ich kraft der Gnade des Herrn voll Muthes bin."

Die Prädicanten wußten recht wohl, weshalb sie schwiegen. Es war jetzt nicht mehr so leicht, die katholische Kirche zu beschuldigen, sie habe Irrthümer und Falsches gelehrt, noch viel weniger aber, sie dessen zu überführen, wie es zu jener Zeit der Fall war, als meist unwissende Hirten ihre Schuldigkeit nicht thaten und weder Kraft noch Herz besaßen, sich der Kirche anzunehmen. Es war eben so gefährlich, sich mit einem wissenschaftlich so ausgezeichnet gebildeten Manne in einen Streit über Glaubenssachen einzulassen, als es leicht gewesen war, ein Volk zu verführen, das von übel gesitteten, furchtsamen, eigennützigen Personen geleitet war, die kaum die ersten Gründe der Glaubens-Artikel kannten, noch viel weniger aber den Lästerungen, womit die römische Kirche von den Häresiarchen angeschwärzt ward, zu begegnen wußten. Dieses war der Grund des Umsichgreifens der calvinischen Lehre gewesen. Dasselbe mußte aufhören, sobald sich Einer fand, welcher nicht allein die wahre Kirche zu beschützen, sondern auch die Feinde derselben anzugreifen verstand und sich getrauete.

Die Prädicanten glaubten denn doch aber etwas unternehmen zu müssen, um den sich täglich mehrenden Abfällen

vom Calvinismus zu steuern. Die auf die Bahn gebrachten Vorschläge fanden aber keinen Beifall. Einige hatten, wie der Magistrat zu Thonon, gemeint, dem Dompropst müsse ihr Glaubensbekenntniß überreicht und er dann zu einer Unterredung darüber eingeladen werden. Dieser Vorschlag war schwer auszuführen, weil die Calvinisten noch nie eine Glaubensformel, mit welcher Alle zufrieden gewesen wären, hatten erfinden können. Andere wollten, Viret, ein von seiner Parthei hochgeachteter Prädicant zu Thonon, sollte mit Franz disputiren. Den Gegnern dieses Vorschlags schien derselbe sehr gewagt, weil nach Viret's eigener Angabe der Dompropst ein Meister in der Beredtsamkeit war, der auf eine wunderbare Weise die Kunst verstehe, einen Jeden, der nicht in der Logik und Disputirkunst bewandert sei, durch die Kunst seiner Reden und Einwürfe zu verwirren. Dabei war bekannt, welch ein Meister seiner selbst und seiner Empfindungen Franz war, der sogar wünschte, geschmähet und hart angegriffen zu werden. Ohne sich aufregen zu lassen, ging er, während der Gegner sich in Leidenschaft ereiferte, nie vom Gegenstande ab, und hatte dadurch einen Vortheil über jeden Gegner. Dem Viret noch andere Disputanten zuzugesellen, wie Andere wollten, konnte aus dem Grunde nicht angemessen erachtet werden, weil man dadurch dem Dompropste zu viel Ehre anthun und offenbar zu erkennen geben würde, daß man sich vor ihm fürchte. Eine Disputation ward aber auch aus dem Grunde nicht beliebt, weil man urtheilte, Franz habe bereits zu viel Ansehen und dieses dürfe man durch eine Disputation, welche einen großen Zulauf von Volk und Geschrei im Lande veranlassen würde, nicht noch erhöhen.

So gingen die zur Berathung über die Mittel, mit denen man dem Dompropst entgegen zu treten habe, zusammengekommenen Prädicanten rathlos auseinander. Als Franz dieses erfahren, trieb er seinerseits zu einer Disputation. Er erklärte diese öffentlich für nothwendig, um den Streitigkeiten

ein Ende zu machen und das Aergerniß abzuschneiden, welches das Stillschweigen der Prädicanten dem Volke gegeben. Die Prädicanten konnten die Herausforderung, ohne in noch größeren Nachtheil zu gerathen, nicht abschlagen. Man nahm dieselbe an. Es wurden Ort, Tag und Gegenstand der Disputation festgesetzt. Zum Hauptsprecher ward Viret bestimmt mit dem Vorbehalt, daß ein Anderer für ihn zu antworten und zu reden sich erbieten dürfe. Auf das Gerücht von dieser Unterredung fanden sich am festgesetzten Tage 10,000 Menschen von nah und fern, namentlich aus Genf, ein. Die Prädicanten wollten durch ihre große Anzahl den Dompropst einschüchtern und dadurch bewegen, es nicht auf eine Disputation ankommen zu lassen. Franz erschien aber der erste auf dem Kampfplatze und zeigte die größte Bereitwilligkeit und den festesten Muth, seine Herausforderung zu bethätigen. Den Prädicanten dagegen ging beides aus. Sie bemäntelten ihre Zaghaftigkeit mit dem Vorgeben: es fehle noch an der Erlaubniß des Herzogs zur Disputation. Diese Entschuldigung befriedigte keine von beiden Partheien. Denn es war notorisch, daß die Prädicanten bei weit öfteren Gelegenheiten um die Autorität ihres Landesherrn nicht besorgt gewesen waren. Auch war man mit Ausnahme der Prädicanten nach der einfachen logischen Wahrheit: wer den Zweck wolle, müsse auch die erlaubten Mittel und die Folgen wollen, der Ansicht, daß, nachdem der Herzog die Mission gewollt, er auch die anständigen Mittel, mit denen sie auszuführen, oder die sich in ihrem Gefolge ergäben, gewollt haben müsse.

Der Prädicant Viret, welcher dem Dompropst jenes Bedenken eröffnete, ward von Letzterem überaus freundlich angehört. Franz antwortete: er nehme Alles auf sich, was folgen könne; er versprach die Gutheißung des Herzogs nachträglich beizubringen und bat alle Anwesenden, Zeugen dieses Versprechens zu sein. Die Prädicanten entgegneten, in so difficilen Dingen könne man nicht behutsam genug

sein. Mit Schnelligkeit erwirkte Franz eine mit Unterschrift und Siegel versehene urkundliche Erlaubniß des Statthalters von Hermance. Die Prädicanten wendeten nun ein, der Herr von Hermance sei nur in Civilsachen, aber nicht in geistlichen Angelegenheiten Vertreter des Landesherrn, dessen specielle und persönliche Erlaubniß sie für erforderlich erachten müßten. Die Leerheit dieser Ausflüchte ward allgemein empfunden. Sie bestärkten die Neubekehrten im Glauben und zogen den Calvinisten Spott und Hohn zu. Franz benutzte die Anwesenheit einer so zahlreichen Menge, um den schädlichen Irrthum Calvins: daß die Schrift als Glaubensregel ausreiche und deßhalb was von der Apostel Zeiten an durch Tradition auf die Gegenwart gelangt ist, verworfen werden müsse, gründlichst zu beleuchten und zu widerlegen. Viele Calvinisten erkannten jenen Satz als einen Irrthum.

Nachdem sich Franz von den Zuhörern verabschiedet, suchte er selbst die Prädicanten auf und machte ihnen bemerklich, wie ihre Flucht ein zu klares Zeichen der Falschheit ihres Glaubens sein werde; ihre Ehre und ihr Vortheil leide, wenn sie nicht öffentlich disputirten. Die Prädicanten blieben bei ihrem alten Liede von der Ehrerbietung gegen ihren Landesherrn, hatten aber zugleich die Unverschämtheit, unter dem Volke ausbreiten zu lassen, sie würden den Herrn Dompropst schon in den Sack geschoben haben, wenn sie nicht aus Politik von der Unterredung abgehalten wären. Einer unter den Prädicanten schämte sich aber in der Seele der Andern und kam insgeheim zu Franz, um sich mit ihm in eine Unterredung einzulassen. Beide kamen überein, nur die Hauptpunkte zu besprechen. Der Prädicant begründete seine Behauptungen auf's Beste, wie er's vermochte. Nachdem ihn Franz ganz freundlich angehört, widerlegte er eines seiner Argumente nach dem anderen und ging dann zu einer Begründung der katholischen Wahrheiten über, welche dem Prädicanten so einleuchtend

war, daß er sich für überwunden erklären mußte. Die durch diese Unterredung empfangene Gnade ruhete in seinem Herzen nicht und er verließ den Irrthum. Wie geheim seine Bekehrung auch gehalten ward, so kam dieselbe doch unter die Leute.

Die Bekehrung eines Prädicanten ward von den Uebrigen mit Recht als ein tödtlicher Schlag empfunden. Sie steckten sich hinter die Verwandten und Freunde des Bekehrten und wandten mit ihnen alle Mittel der Drohung und Ueberredung an, aber vergeblich. Nun beschuldigten sie den Abgefallenen mittelst bestochener Zeugen eines Lasters, auf welches die Todesstrafe gesetzt war. Der Bekehrte widerrief nicht und erlitt muthig unter Betheuerung seiner Unschuld die Hinrichtung, zu der er höchst eilfertig verurtheilt war, und welche so schleunig der Verurtheilung folgte, daß Franzens Verwendung für ihn zu spät kam. Jener aber hatte das Glück, fast zu gleicher Zeit ein Katholik und ein Martyrer zu werden.

Dieser Justizmord wirkte ganz anders, als dessen Anstifter sich eingebildet. Er erfüllte Katholiken wie Calvinisten mit Grausen. Demselben folgten die Bekehrungen ansehnlicher Leute, namentlich des Advocaten Poncet und des Herrn von Avully. Poncet verlangte nach Vereitelung der Disputation und der niederträchtigen Hinrichtung des bekehrten Prädicanten eine gründliche Erklärung der streitigen Glaubenspunkte und begab sich zu dem Ende zu Franz, den er schon öfter predigen gehört hatte. Franz fand an ihm einen hartnäckigen Gegner. Er ließ nicht eher ab, sich zu widersetzen, als bis er auch nicht ein Wörtchen zu seiner Vertheidigung mehr beizubringen vermochte. Er gab dann aber auch das Versprechen, sich zu bekehren. Die Besorgniß, seine Güter, die er unter den Calvinern besaß, zu verlieren und die Spottreden seiner Feinde anhören zu müssen, hielten ihn jedoch längere Zeit davon ab, dieses zu erfüllen. Nachdem Franz dieß eine Weile mit angesehen, stellte er

Jenem vor, wie man sich in Angelegenheiten des Seelenheiles nicht von politischen Rücksichten dürfe leiten lassen. Sich schämen, für katholisch angesehen zu werden, wenn man es durch die Gnade Gottes geworden, sei strafbar. Jesus erkenne die nicht für seine Jünger, welche ihn nicht auch öffentlich als ihren Meister erkennen. Poncet legte von der Wahrheit dieser Vorhaltungen durchdrungen, am 20. August 1596 zu Thonon öffentlich sein katholisches Glaubensbekenntniß in die Hände des Dompropstes ab. Seinem Beispiele folgten viele Andere. Die Irrgläubigen sprengten nun aus, Poncet werde wegen Verlassung seines Glaubens vom Teufel besessen, der ihn so peinige, daß Franz allnächtlich Stunden lang sich mit Beschwörung des höllischen Geistes abmühen müsse. Freilich war Franz des Nachts bei Poncet, aber nur, um ihn zu unterweisen, weil er am Tage hierzu keine Zeit hatte. — Um dieselbe Zeit streuten die Calviner das Gerücht aus, ein Herr von Sponde, welcher kürzlich ihre Irrthümer abgeschworen, sei von Gott wegen Annahme des katholischen Glaubens gezüchtigt, indem er närrisch geworden; die Katholiken hätten, um dies zu verheimlichen, den Narren in einen fernen Winkel Frankreichs versteckt. Inzwischen ward dem Dompropste ein von dem angeblichen Narren verfaßtes und neu aufgelegtes mit einer ganz neuen vernünftigen Vorrede von ihm versehenes Buch zugesandt, das ihm das wirksamste Mittel an die Hand gab, jenes böswillige Gerücht Lügen zu strafen. Er sagte: „Wenn die Calvinisten in Dingen aus der Nähe so sehr lügen und die nahe Gefahr der Ueberführung nicht scheuen, was werden sie nicht erst über entfernte Dinge zusammen lügen?"

Der Calvinismus gewann durch solche Künste sehr wenig an Credit, wogegen Franzens Ruf, dem keine einzige dergleichen Verwerflichkeit nachgewiesen werden konnte und dessen Tugenden öffentlich leuchteten, sich immer glänzender ausbreitete und Herzen gewann. Eine Menge von Leuten fanden sich bei ihm ein, um seiner belehrenden Unterhaltungen

sich erfreuen zu können. Unter ihnen befand sich auch eine betagte Dame. Sie kam des Tages drei- und viermal, um in langen Sitzungen immer wieder die nämlichen Schwierigkeiten auszukramen, welche sie in einem maaßlosen Redeschwalle vortrug. Franz ließ sie stets freundlich ausreden und zeigte bei ihren immerwährenden Einwürfen nicht die mindeste Ungeduld. Endlich hatte er sie so weit gebracht, daß ihr nur noch die Ehelosigkeit der Geistlichen Schwierigkeit machte. Vergeblich gab ihr Franz treffliche Gründe für den Cölibat an. Stets antwortete sie, ohne darauf einzugehen: „Sie haben gut sprechen; die römische Kirche erlegt ihren Dienern eine hassenswürdige Tyrannei auf.“ Franz entgegnete zuletzt: „Wenn aber die Priester Familie hätten, wie würden sie dann Zeit haben, den Gemeinden die Dienste zu leisten, welche ihr Amt erfordert? Würde ich selber, gnädige Frau, wenn ich vermählt, mit der weltlichen Sorge für ein Haus belastet und meine Zeit meiner Frau und meinen Kindern schuldig wäre, so oft Ihre Besuche annehmen und jedesmal so viele Zeit darauf verwenden können, Ihnen Ihre Schwierigkeiten zu lösen?“ Diese Antwort kam der Dame wie ein Lichtstrahl. Dieser Grund überwand ihre Hartnäckigkeit. Sie erkannte den Nutzen des Cölibates der Geistlichen an und schwor schließlich alle ihre Irrthümer ab.

Für das Haupt der Calvinisten zu Thonon ward der Baron von Avully, einer der vornehmsten Edelleute des Landes, angesehen, welcher das Amt des Rechtsverständigen im Kirchenrathe bekleidete. Wegen seiner ausgezeichneten Eigenschaften war er in der ganzen Umgegend und auch in Genf außerordentlich hoch geschätzt. Er hatte schon die oben erwähnte Predigt gehört, welche Franz als Subdiacon in Annecy gehalten. Vermählt war er mit einer katholischen Dame, die ihm an Adel ebenbürtig war, an Tugenden aber womöglich überragte. Ihr Gemahl hatte alle Mittel angewendet, sie auf die Seite der Calvinisten zu ziehen. Sie setzte ihm aber, vorzüglich durch die Lehren des Dom-

propstes gestärkt, eine solche Standhaftigkeit im Glauben entgegen, daß er die wider sie geführten Waffen niederlegen und versprechen mußte, sie fortan nicht mehr in ihrem Glauben zu beunruhigen. Sie bewog ihn sogar, Franzens Predigten anzuhören. Als Franz seine Anwesenheit bemerkte, predigte er mit solchem Nachdrucke von den Kennzeichen der Kirche, daß Herr von Avully in seinem bisherigen Glauben schon wankend wurde. Jetzt erfolgte die Hinrichtung des vom Calvinismus abgefallenen Prädicanten. Er redete öffentlich gegen diese Gewaltthätigkeit und verlor das Vertrauen zu den Prädicanten, deren liederliche Beschönigungen ihn erst recht anekelten. Gleichwohl meinte er, daß weder jene Schandthat, noch sein Mißtrauen gegen die Prädicanten ein unfehlbares Urtheil wider den Calvinismus selber begründen könnten. Erst die Unterredungen mit Franz und die Gebete seiner Gemahlin ließen ihn die Irrthümer dieser Religionspartheі vollkommen erkennen. Er überzeugte sich, daß sein Verstand, aber nicht seine Frau im Irrthume stecke.

Diese Bekehrung hatte Franzen mehr gekostet, als alle übrigen zusammen. Es war aber auch eine höchst wichtige, weil die Calvinisten den Herrn von Avully als ihre Hauptsäule zu Thonon ansahen. Herr von Avully selbst betrachtete den Schritt, den er gethan, als einen höchst wichtigen und that alles Mögliche, um hinterher nicht den Vorwurf vielleicht sogar von sich selber hören zu müssen, er sei nicht vorsichtig und gründlich genug vorgegangen. Es genügte ihm nicht, sich mit Franz zu unterreden, sondern er zeichnete seine Zweifel auch schriftlich auf, um darauf Antworten zu empfangen. Hierüber dachte er wieder mit Gründlichkeit, mit allem, ihm zu Gebote stehenden, grübelndem Scharfsinne nach. Franz selbst fühlte die Nothwendigkeit mit diesem Manne anders umzugehen, als mit andern Bekehrungslustigen, darum gab er sich eine unermüdliche Mühe, ihm nicht nur die Irrthümer Calvins auf das Deutlichste darzulegen, sondern auch ausführlichst das Alterthum, die Wahrheit, die

Majestät und Unwandelbarkeit des katholischen Glaubens nachzuweisen. Namentlich wies er ihm die von den Irrgläubigen vorgenommenen Fälschungen der heiligen Schrift nach. Um nicht gestört zu werden, begab sich Herr von Avully mit Franz in einen entlegenen Wald und disputirte hier wöchentlich mehrmals Stunden lang mit jenem. Um nun alle Vorsicht zu erschöpfen, veranlaßte er Franz, die vornämlichsten der unter ihnen verhandelten Sätze schriftlich von sich zu geben, um solche nach Genf und Bern zu schicken und zu vernehmen, was die berühmtesten Diener des Wortes darauf entgegnen würden. Franz willigte mit der Bitte ein, daß dies die letzte Probe sein möge, welche er mit seinem calvinischen Glauben anstelle. Herr von Avully gelobte, der Reformation abzusagen, wofern die reformirten Theologen auf die Beweise des Dompropstes nicht gründlich Bescheid thun würden. Was Franz vorausgesehen, traf ein. Die Antwort blieb aus und Herr von Avully schloß mit Recht, die Prädicanten seien außer Stande, Franzens Sätze umzustoßen. Nun aber nahm Herr von Avully keinen Anstand, seine Abschwörung der calvinischen Irrthümer in höchst feierlicher Weise vor sich gehen zu lassen. Er lud alle angesehenen Personen der Landschaft und aus Genf ein. Nach abgelegter Generalbeichte warf er sich Franz zu Füßen, erklärte öffentlich die Ursache seiner Bekehrung, ermahnte Alle, seinem Beispiele zu folgen, schwur die Lehre Calvins ab, verdammte dieselbe und ward in Gegenwart des Volkes von Thonon und vieler herbeigekommener Calvinisten, die den Act nie geglaubt haben würden, wenn sie ihn nicht mit eigenen Augen geschauet, am 4. October 1596 in die katholische Kirche aufgenommen. Franz machte fortan alljährlich am 4. October eine besondere Commemoration dieser außerordentlichen Gnade. Er urtheilte, daß die Conversion des Baron von Avully dem Irrglauben in Chablais den ersten tödtlichen Stoß versetzt habe.

Dieser eclatanten Bekehrung folgten auch in der That viele andere, so daß Franz sich Mithelfer ausbitten mußte,

weil er die damit verbundenen Arbeiten nicht mehr allein zu bestreiten vermochte. Einen ausgezeichneten Helfer hatte er im Herrn von Avully selbst, welcher überall den katholischen Glauben beschützte, den calvinischen bestritt und im Loben und Preisen des Missionärs unerschöpflich war. Das Alles that er selbst in Genf, wohin er seiner Geschäfte halber sich häufig begeben mußte. Hier hatte man ausgesprengt, Franz habe den Herrn von Avully durch Zaubereien gewonnen. Aber Niemand wagte, ihm solches in's Gesicht zu sagen. Anton La Faye, ein angesehener Geistlicher, allein hatte das Herz, dem Herrn von Avully seine Glaubensveränderung vorzuwerfen und ihn aufzufordern, den Calvinisten sich wieder anzuschließen. Herr von Avully antwortete, mit solchen Bemerkungen komme La Faye zu spät. Er habe sollen auf die eingesendete Schrift antworten. Avully's Conversion sei genugsam durch den Umstand gerechtfertigt, daß Niemand des Dompropstes Sätzen etwas entgegenzusetzen gewußt habe, man vielmehr dessen Gegenwart und angebotene Disputation gemieden habe. An der empfindlichen Stelle berührt, erklärte sich La Faye bereit, nach Thonon zu kommen, und vermaß sich, dort in des Herrn von Avully Gegenwart, den Zauberer, welcher ihn durch falsche Auslegung der katholischen Lehre betrogen, zu überführen und matt zu machen. Herr von Avully nahm den Prädicanten beim Wort und bestimmte mit ihm Tag und Stunde. Franz war über die Nachricht sehr erfreuet, meinte aber sogleich, La Faye sei noch nicht da, und eher glaube er an eine Unterredung nicht. Er hatte Recht. La Faye blieb aus. Auf vier- und fünfmaliges Erinnern des Herrn von Avully erfolgten Ausflüchte, eine noch kläglicher als die andere. Nun rieth Herr von Avully dem Dompropst, selbst nach Genf zu gehen und mit dem Prädicanten an Ort und Stelle zu verhandeln. Er versprach ihm durch seine Autorität den nöthigen persönlichen Schutz zu gewähren. Auf Genf, eine durch Revolution ihrem rechtmäßigen Herrn entrissene Stadt, erstreckte sich zwar Franzens Mission

nicht. Allein er hielt es bedenklich, den Vorschlag des Herrn von Avully zurückzuweisen. Er ging deßhalb mit diesem Herrn, mit Ludwig von Sales, dem Advocaten Ducrest und einigen andern Thononer Einwohnern, welche im Falle der Noth Zeugen abgeben konnten, nach Genf. La Faye erschrak nicht wenig, den Dompropst im eigenen Hause sich gegenüber zu sehen. Er fürchtete dessen Gegenwart in der That. Es gelang ihm übel, diese Furcht ihm selber zu verbergen. Franz sprach in seiner freundlichen Weise: „Sehen Sie, mein Herr, da bringe ich Ihnen den Herrn von Avully. Sie sind Ihrem Versprechen, in Thonon zu erscheinen und mich einer falschen Lehre zu überführen, nicht nachgekommen. Deßhalb komme ich zu Ihnen, um, was ich gelehrt habe, in Gegenwart Aller zu vertheidigen. Wählen Sie die Punkte aus, welche Ihnen vor andern belieben. Ich beabsichtige, gründlich zu beweisen, daß Derjenige irrt, welcher es in Glaubenssachen mit den Katholischen nicht hält.“ La Faye mußte sich schon fügen und es ward eine öffentliche Disputation auf dem Platze Molard verabredet. Diese Disputation währte über drei Stunden. Sie erstreckte sich über die Einheit der Kirche, die Eucharistie, das Meßopfer, die guten Werke, das Fegfeuer, die Verehrung der Heiligen und noch einige andere Artikel. Aus allen seinen Positionen durch Franzens überlegene Theologie herausgeschlagen und banquerott gemacht, nahm der würdige La Faye, um das letzte Wort zu behalten, zu Beleidigungen und Schmähungen seine Zuflucht und spielte so den Sieg völlig in Franzens Hände, welcher dadurch den Ruhm eines unüberwindlichen Glaubens-Athleten gewann. Herr von Avully ward durch den kläglichen Ausgang des gefeierten La Faye in seinem Glauben auf das Stärkste befestigt und hielt sich verpflichtet, über seine Conversion ein Buch abzufassen, worin er die Gründe derselben angab und das er zu Lyon veröffentlichte.

Der Erfolg dieser Genfer Disputation war den Prädicanten höchst fatal. Sein dabei beobachtetes würdiges

Benehmen verschaffte Franzen auch unter den Genfern noch mehr Achtung, welche allein schon sein Muth, sich an den Herd des Calvinismus zu begeben, hervorgerufen hatte. Ueber die folgenreiche Bekehrung des Herrn von Avully berichtete Franz an den Bischof, den Herzog und den heiligen Vater, weil er dieselbe für ein sehr wichtiges Ereigniß ansah. Der Papst beantwortete die Anzeige mit einem Glückwünschungs-Breve an den Neubekehrten.

Mit den glücklichen Erfolgen nahmen aber auch die gegen Franz in die Welt geschleuderten Lästerungen seiner Gegner zu. Man suchte ihn vergeblich zu bewegen, darauf, wenn auch nicht aus Rücksicht auf seine angegriffene Person, doch auf das in ihm geschmähete Amt Bescheid zu thun. Er aber antwortete: „Wenn Ihr an der Prädicanten Stelle wäret, würdet Ihr ebenfalls wider denjenigen schreien, der Euch das Brod, wenn Ihr Hunger hättet, vor dem Munde hinweg nehmen würde. Wollt Ihr denn, die Prädicanten sollten Einen unbeschrieen lassen, der sie an den Bettelstab bringen will? Wir sollen Gott für sie bitten und sorgen, daß wir ihnen keine Gelegenheit geben, noch übler von uns zu reden. Auch an den Höfen schmähet man den, welcher seine Geschäfte besser ausrichtet. Laßt uns mit Kaiser Tiber sprechen: Ich bin zufrieden, daß sie nur dieses sagen. Wenn wir nur ein wenig Herz haben, werden wir viel thun und Gott wird uns helfen." Seinem Vetter Ludwig, der ihn wider solche Unbilden, vielleicht sogar als Edelmann mit der Klinge, in Schutz nehmen zu müssen glaubte, sagte Franz: „Gemach, gemach, mein Lieber! Der heilige Paulus stehet nicht neben dem heiligen Petrus mit dem Schwerte abgebildet, damit er ihn beschütze. Wir sind nicht hier, uns alle Sticheleien unserer Gegner zu merken, welche kaum etwas Mehres thun, als sich an uns reiben. Wenn unser Haupt sich über den Winden sicher befindet, mögen sie unter unsern Füßen brausen. Die tobenden Wasserwellen spülen die Felsen ab, reißen aber nichts ab, als leichte Splitter und Bröckeln.

Es gereicht uns zu einer Ehre, von den Feinden der Kirche verfolgt zu werden. Die gewissеste Probe der Unschuld ist es, wenn dieselbe von einem Schuldigen geschmähet' wird. Wenn die Calvinisten mich schmähen, wissen die Katholischen, wer ich bin. Wer einem ehrlichen Manne schaden wollte, würde es nicht arglistiger beginnen können, als wenn er einen Ketzer ersuchte, eine Schutzschrift für denselben abzufassen. Es ist eine Unehre, von losen Leuten gelobt zu werden. Sogar ein Römer, gegen den eine Schmähschrift ergangen war, hat gesagt: Es würde ihm wehe thun, wenn ein Scipio, ein Cato die Verfasser wären, weil sie aber von Lumpen herrühre, möchten diese nur fortfahren, sich die Zeit mit solcher Kurzweil zu vertreiben. Was würde nun erst dieser Römer, welcher bei dem blassen natürlichen Lichte der Vernunft schon so gut sprach, gesagt haben, wenn er mit dem Lichte des Glaubens erleuchtet gewesen wäre?"

Um diese Zeit kam ein Schwadroneur nach Thonon, welcher sich rühmte, in Languedoc und Dauphiné mehr Priester todtgeschlagen zu haben, als beim großen Jubiläo in Rom anwesend gewesen. Der Mann schien Franzens Feinden der rechte zu sein, sich dieses Apostels zu entledigen. Sie verhandelten mit ihm. Er sagte, wenn sie 30 Thaler und ein gutes Pferd daran wenden wollten, solle der Dompropst in zwei Stunden ein kalter Mann sein. Beides ward ihm gegeben. Er führte das Pferd zur Stadt hinaus, um es nach begangener That, wie er angab, an sicherer Stelle zu finden. Als er den Leuten, die ihn gedungen, aus den Augen war, setzte er sich auf das Pferd, gab demselben die Sporen und verschwand. Der Apostel blieb unverletzt und seine Feinde waren angeführt.

Die Siege, welche Franz über die Irrlehrer errang, machten seinen Namen in ganz Savoyen und den umliegenden Ländern berühmt, wie denn auch den Papst Clemens VIII. dieser Ruf erreichte. Je mehr der heilige Dompropst sich zu verbergen suchte, desto mehr gefiel es Gott, seine Vor=

trefflichkeiten zu offenbaren. Von allen Seiten ward ihm in zahlreichen Briefen Glück gewünscht, namentlich durch den Bischof von Genf, welcher ihm versicherte, er sei die Zuversicht, die Stütze seines Alters, sein Hirtenstab. Auch vom Pater Possevin erhielt Franz eine ehrende Zuschrift. Dieser sprach die Hoffnung aus, daß, da ein Theil seiner Voraussage erfüllt sei, auch der übrige Theil in Erfüllung gehen werde. Possevin theilte Franzen zugleich sein Buch von der Poesie und Malerei mit. Der Pater Cherubin von Maurienne, ein mehr erwähnter berühmter Prediger des Capuziner-Ordens, übersandte Franzen ein schönes Bild der allerseligsten Jungfrau, welches dieselbe vorstellte, wie sie das auf ihrem Arme eingeschlafene Jesukind anbetet. Franz nahm häufig Buch und Bild zur Hand, um sich daran zu erquicken. Der Präsident Favre überschickte seinem Freunde Franz sein in Versen abgefaßtes Buch von der göttlichen Liebe. Als ein Prädicant in diesem Buche die Worte des hl. Gregorius und der Kirche Gottes gelesen, worin die Sünde Adams glückselig genannt wird, weil sie einen solchen Erlöser zu haben verdient hat, schalt er diese Worte eine papistische, gotteslästerliche, atheistische Rede. Franz sandte diesem armen Manne, weil er nie mit ihm persönlich hatte reden wollen, einen der Seinigen, welcher jenem zu Gemüthe führte, daß, weil Christo der wegen der Sünde erlittene Tod zu so großer Glorie gereicht, die Schuld des ersten Vaters wohl glückselig genannt werden möge, da unser Heiland, um dieselben zu tilgen, zu sterben sich herabgelassen und dadurch einen Namen über alle Namen erworben habe.

In seinen Antworten auf die empfangenen Glückwünsche blieb Franz die Bescheidenheit und Demuth selbst, indem er bekannte, nichts von sich selbst zu besitzen, sondern Alles vom Herrn erhalten zu haben. Wir hätten, sagte er, nie Ursache, uns zu rühmen. Den glücklichen Ausgang müsse man allein Gott zuschreiben, welcher das Wachsthum gebe, nicht aber dem, der pflanze und begieße. Vergebens redeten die Menschen

zu den Ohren, wenn Gott nicht zum Herzen rede. Uebrigens könne der, welcher aus Nichts Alles gemacht, sich schwacher und elender Werkzeuge auch zu großen Dingen bedienen, das Werkzeug bleibe aber allezeit Werkzeug und dürfe sich selbst nie das Gute, das geschehen, beimessen. Franz wollte nicht zugeben, daß man ihm nach seinen Erfolgen größere Ehren erweise, denn zuvor.

Nachdem ihm bei der Mission Andere zugesellt waren, überließ er diesen die ansehnlicheren und angenehmeren Verrichtungen, die gemeineren und beschwerlicheren behielt er für sich. Seine Geduld und Demuth blühten täglich schöner empor. Niemals mochte er sich seines höhern Ansehens, seines uralten Adels, oder der großen Hochachtung, worin er bei seinem Herzoge stand, bedienen, um etwas zu erreichen. Wer ihn beleidigte, kam jederzeit ungestraft durch. Franz schien gegen Alles unempfindlich, ausgenommen, wo es sich um die Ehre Gottes und das Beste der Kirche handelte. Deßhalb erfreute ihn denn auch das apostolische Sendschreiben, worin Clemens VIII. dem Herrn von Avully zu seiner Conversion Glück wünschte, gar sehr.

Mitten in den glücklichen Fortgang der Mission fiel jählings ein Todesfall, welcher denselben aufhalten zu wollen drohete. Herr von Hermance, Franzens ausgezeichnetester Gönner und Förderer, starb im Herbst 1596, nachdem ihm der Dompropst in seinem letzten Kampfe getreulich zur Seite gestanden, in den Armen seines geistlichen Freundes. Franz beweinte diesen Tod aufrichtig. Der Nachfolger des Verewigten, Jerome Lambert, schien, ein so wohl verdienter Mann er immer war, kein wirklicher Ersatz für denselben. Seine rauhe Außenseite und sein abstoßendes Benehmen konnten ihm das Volk nicht gewinnen, das mit ganzem Herzen seinem Vorgänger angehangen hatte. Unter dem Vorwande der Aufrechterhaltung der Autorität des Landesherrn, benahm er sich so barsch, daß er nach und nach Alle mit Abneigung erfüllte. Namentlich hatte Franz von ihm Vieles

zu leiden, obwohl er nie ein Wort der Klage darüber vernehmen ließ. Er mußte Vieles unterlassen, um den strengen Herrn nicht wider sich aufzubringen.

Da noch nicht erlaubt war, in Thonon die hl. Messe zu lesen, hatte Herr von Hermance immer schon daran gearbeitet, dem eifrigen Dompropste den mehrfach beschriebenen täglichen gefährlichen Weg über die Drance zu ersparen und in Thonon selber die Feier des hl. Meßopfers zu ermöglichen. Er starb aber über den Vorbereitungen hierzu dahin. Da Lambert nicht die umgängliche Weise seines Vorgängers besaß, wollte Franz die weitere Verhandlung nicht in Anregung bringen, obwohl der nahende Winter ihn mit neuen Gefahren bei dem schweren Uebergange drohte. Er war daher bereit, auch ferner dieser gefährlichen Passage sich zu unterziehen, um in St. Marie täglich die hl. Messe zu lesen. Er bekannte öfter, daß zur Bekehrung der Provinz Chablais mehr seine Messen und das Gebet beigetragen, als alle ihm von Gott verliehenen Talente. „Die Apostel,“ sagte er, „haben allezeit dem Predigen das Gebet zugesellt und das Volk Gottes hätte seine Feinde nicht überwunden, als es unter dem Befehle Josues stritt, wenn ihr Heerführer Moses nicht die Hände im Gebet zum Himmel erhoben hätte. Derjenige täuscht sich, welcher die Ungläubigen oder Sünder durch andere Mittel als diejenigen bekehren zu können vermeint, deren Christus und die Apostel sich bedienten. Gott allein hat die Macht und Gnade, die Herzen umzuwandeln. Diese kann man nicht genugsam von ihm erbitten.“

Auch der Herzog gab dem Dompropste sein besonderes Wohlgefallen zu erkennen und forderte ihn auf, die tauglichsten Mittel vorzuschlagen, um den katholischen Glauben in seinen Landen wieder völlig herzustellen. Franz war der Meinung, daß der Herzog für die Mission bisher zu wenig gethan, da er zum Nutzen derselben bisher noch nichts Weiteres angeordnet, als dieselbe vorzunehmen. Er machte seinem Landes-

herrn daher ihm geeignet scheinende Vorschläge zum Fortgange der Mission, namentlich empfahl er ihm die Anstellung einer Anzahl von angemessen besoldeten Geistlichen. Er führte dem Herzoge zu Gemüthe, daß das Volk, weil er (Franz) bis jetzt schon in's zweite Jahr allein die Mission besorge, der Meinung wäre, dem Herzoge möge daran nicht viel gelegen sein, da er noch so wenig Interesse dafür bethätigt. Die Besoldungen der zwanzig Prädicanten, welche vor dem Kriege in Chablais gepredigt, würden auch für die angemessene Anzahl katholischer Priester ausreichen. Sodann komme es auf Einrichtung von Kirchen an, namentlich müßten zu Thonon und Allinges wieder Gotteshäuser in Stand gesetzt werden. In Thonon sei ein Gottesdienst mit Gesang und Musik einzuführen. Außerdem werde ersprießlich sein, wenn der Herzog einen kundigen Commissarius, wozu Franz den Präsidenten Favre in Vorschlag brachte, entsende, welcher mit dem Rathe und der Bürgerschaft von Thonon wegen Rückkehr zur katholischen Kirche förmlich verhandle. Dabei müsse aber nur mit Liebe und ohne allen Zwang verfahren werden. Außerdem empfehle sich eine Compagnie oder Schwadron Soldaten aus jungen Leuten von Chablais zu bilden, welche, durch die militärische Zucht zu Ordnung und Gehorsam gewöhnt werden müsse, auch im Nothfalle den drohenden Einfällen der Irrgläubigen entgegengestellt werden könne. Diese müsse tüchtig im katholischen Glauben unterwiesen werden, damit die Leute, wenn sie aus dem Dienste gingen, gute katholische Familien gründen und ihren Glauben im Lande ausbreiten könnten. Den im Irrthum Halsstarrigen solle man den alten wiederherzustellenden Edicten gemäß alle militärischen und bürgerlichen Aemter abnehmen. Von ersprießlichstem Nutzen würde auch die Errichtung eines Jesuiten-Collegiums in Thonon sein. Die Unkosten, welche die Fortsetzung des angefangenen Werkes erfordere, dürften nicht gescheut werden. Dieses Schreiben beantwortete der Herzog höchst gnädig und lud

den Dompropst von Genf an seinen Hof ein, um mit ihm wegen Fortsetzung des angefangenen Werkes persönliche Rücksprache zu nehmen.

Um dieselbe Zeit erhielt Franz von Sales auch ein Schreiben vom heiligen Vater, in welchem ihm dieser in huldvollen Ausdrücken seine Zufriedenheit zu erkennen gab und ihn benachrichtigte, er habe dem Ueberbringer des Briefes (einem Pater Spiritus Beaume) befohlen, ihm wegen eines besondern ihm aufgetragenen Geschäftes Eröffnung zu machen. Diese bestand in nichts Geringerem, als dem Auftrage, sich nach Chablais zu begeben und mit Theodor von Beza, dem Oberhaupte der calvinischen Glaubens-Genossenschaft zu verhandeln, auch Alles aufzubieten, diesen Mann dem katholischen Glauben wieder zu gewinnen und zu dem Ende im Namen des Papstes alle möglichen Zusicherungen mit Ausnahme von geistlichen Würden und Aemtern zu ertheilen. Konnte Beza in seinem jetzigen hohen Alter der Kirche auch nicht mehr so vielen Schaden zufügen, als zu der Zeit, wo er im Vollbesitze seiner Kraft mit Nachdruck beim Collegium zu Poissy den katholischen Glauben anzugreifen, bei der Disputation zu Mömpelgard den Tübinger Theologen Jacob André zum Schweigen zu bringen, den Synoden zu Rochelle, Nismes und Bern zu präsidiren, in Paris vor dem Prinzen von Condè zu predigen und überall zu erscheinen verstand, wo dem Katholicismus ein Schlag versetzt werden konnte, so waren sein Name und seine Talente doch immer gleichsam eine Apologie des Calvinismus, ein lebendiger Einwurf gegen den Glauben der römischen Kirche, deren Geistlicher er in seiner Jugend gewesen war. Dem Grabe schon so nahe, verdiente Beza vorzüglich des hl. Vaters Mitleid, welcher zugleich erwog, daß die Rückkehr eines solchen Mannes zur katholischen Wahrheit, dem Irrglauben den sichersten Abbruch thun müsse.

VII.

Franzens Reise an den Hof von Turin. Verhandlungen mit dem Herzoge und mit Theodor von Beza. Fortsetzung der Mission in Chablais. Erscheinen des Herzogs in diesem Lande und officielle Einführung der katholischen Kirche darin.

Die vom Herzoge und Papste erhaltenen Aufträge beriefen Franz gleichzeitig nach zwei verschiedenen Seiten. Er urtheilte aber, daß, so ehrenvoll und nützlich auch eine Bekehrung Beza's sein würde, doch die Aussicht, eine ganze Provinz zu bekehren, eine vorzugsweise Berücksichtigung erfordere, auch die jetzige gute Stimmung des Herzogs benutzt werden müsse, bevor sie erkalte. Die Bekehrung des Beza war von zweifelhaftem Werthe, indem Viele gesagt haben würden, dieser alte 78jährige Mann habe sich beschwatzen lassen. In Chablais stand dagegen das Wohl unzähliger Seelen auf dem Spiele. Auch waren die Verhandlungen mit Beza nicht als eine eilige Angelegenheit bezeichnet, was gewiß nicht unterblieben sein würde, wenn man dieselben dafür angesehen hätte. Franz hielt daher dafür, daß nach seiner Rückkehr aus Piemont zu der Reise nach Genf und der Verhandlung mit Beza noch Zeit, ja vielleicht die vorherige Reise nach Turin der Genfer Unternehmung noch nützlich sein werde. Auf den ihm vom Pater Spiritus gemachten Einwurf, die Reise nach Chambery durch das Gebirge sei wegen der bevorstehenden Winterzeit bedenklich, entgegnete Franz: „Allerdings eignet sich die Jahreszeit zu einer solchen Reise wenig. Wie viele Soldaten und Kaufleute aber nehmen ihren Weg wegen weit

geringerer Geschäfte täglich über das Gebirge!" Dazu kam, daß ein erneuerter herzoglicher Befehl den Dompropst schleunigst nach Hofe entbot. Dieß entschied vollends für die frühere Vornahme der Reise nach Chambery, womit sich auch der Bischof von Genf einverstanden erklärte.

Es war schon am Ende des Novembers. Die Wege waren zugeschneiet. Die Kälte zeigte sich sehr heftig. Täglich liefen traurige Nachrichten über verunglückte Reisende ein. Dennoch trat Franz, allein begleitet von seinem Diener Rolland, den er mehr als sich bedauerte, die Reise an. Er konnte oft keinen Führer erhalten, indem auch die keckſten Wagehälse mehrfach die geforderte Begleitung bei so gefährlichem Wege trotz des angebotenen hohen Lohnes ablehnten, so daß Franz oft sich nach eigenem Kopfe orientiren mußte. Er erreichte trotz aller Fährlichkeiten das Hospiz auf dem großen St. Bernhardsberge, wo die Mönche erstaunten, ihn bei solcher Jahreszeit ankommen zu sehen. Die Reisenden waren so erstarrt, daß sie mehr regungslosen Bildsäulen, als lebenden Menschen glichen. Andere Wanderer waren bei dem Unwetter, das Franz und Rolland überstanden, erfroren und todt auf dem Wege gefunden. Als man durch Ausplaudern des Dieners erfahren, wer der Reisende war und was er vorhabe, konnten die Mönche ihm ihre Liebe und Achtung nicht genugsam erzeigen.

Nach mancherlei Beschwerden und Gefahren kam Franz wohlbehalten in Turin an. Der Herzog nahm ihn in höchst ehrender und auszeichnender Weise auf. Der ganze Hof theilte diese freundlichen Gesinnungen des Herzogs, dem Franz nie genug von den Einzelnheiten seiner Erlebnisse und des Fortganges der Mission zu erzählen vermochte. Der Herzog erkannte bald, wie Franz in Staats- und Regierungssachen eben so erfahren war, als in der Wissenschaft der Heiligen und gelehrt in Glaubensstreitigkeiten. Hinsichts der letzteren gab Franz dem Herzoge folgende Uebersicht vom Stande der Dinge: „Das gemeine Volk bekennt sich zum

Calvinismus, weil demselben eine andere Religion nicht bekannt ist. Die Personen aus den mittleren Schichten der bürgerlichen Gesellschaft sind freilich calvinisch geworden, weil sie recht daran zu thun vermeint haben. Es ist daran aber mehr ihr Haß gegen den katholischen, als ihre Liebe zum calvinischen Glauben Schuld. Der Widerwille gegen jenen hat seinen Grund darin, daß ihnen die katholische Lehre, sammt den Irrthümern, welche die Diener des reinen Wortes ihr vorwerfen, in schrecklicher Gestalt von letzteren dargestellt worden. Die Vornehmen und die Geistlichen werden aus rein menschlichen Beweggründen, nämlich Freiheitsdrang, Herrschsucht und Eigennutz beim Calvinismus erhalten. Deßhalb haben sie sich so lange geweigert, über Glaubensangelegenheiten mit mir friedlich zu verhandeln und böswillig geläugnet, daß die Lehre, welche ich vortrage, die katholische sei, obwohl dieselbe rein nach den Worten des Conciles von Trient vorgetragen ist. Es ist ihnen ferner noch nie gelungen, über eine Formel sich zu einigen, welche die Glaubensartikel nach den Grundsätzen Calvins zusammengefaßt. Noch übler charakterisirt werden diese Leute durch die Gewaltthätigkeiten, mittelst deren sie die Menge bei ihrer Religion zu erhalten suchen, namentlich daß sie einen Prädicanten, welcher ihre Grundsätze abgeschworen, durch falsches Zeugniß zum Tode gebracht haben. Der Schmähgeist, der unter ihnen herrscht, hat sich nicht gescheuet, Verbündnisse mit den Feinden des Landes einzugehen und Mörder wider mich zu dingen. Ich melde dieses nicht aus Rache wider meine Feinde (ihnen ist verziehen und dabei wird es verbleiben), sondern um zu zeigen, daß sie durch gute Worte nicht zu gewinnen sind, indem sie nicht Bedenken tragen, wider ihr Gewissen zu handeln. Weil die Calviner die katholische Kirche befeinden, hassen sie auch die katholische Regierung, zumal sie grundsätzlich die Monarchie anfeinden und dem republikanischen Wesen ergeben sind. Die Nachbarschaft und der Verkehr mit den Genfern und den Schweizern unterhält den Widerwillen

gegen den katholischen Glauben. Der gemeinsame Haß gegen denselben ist das Mittel ihres Bündnisses; sie erachten denselben für den sichersten Schutz gegen jenen Glauben. Vornehme und Prädicanten machen der Menge weiß, die Erhaltung ihrer bürgerlichen Privilegien und Freiheiten hänge von der Bewahrung des Calvinismus ab, und suchen die Meinung zu verbreiten, die Einführung des katholischen Glaubens solle nur den Vorwand bieten, jene Privilegien und Freiheiten zurückzuziehen. Wenn die Irrgläubigen es beim bloßen Predigen bewenden ließen, würde katholischer Seits auch weiter nichts erforderlich sein, als die Verkündigung des Wortes Gottes. Da dieselben aber zur Behauptung ihrer Irrthümer menschliche Mittel anwenden, gebietet die Vernunft, daß man sich auch zur Wiederherstellung der Wahrheit solcher Mittel bediene."

Der Herzog, welcher annahm, Franz verstehe unter solchen Mitteln auch die Gewalt der Waffen, wendete die politische Mißlichkeit eines solchen Verfahrens bei seiner Stellung zu Frankreich und zur Schweiz vor. Lebhaft protestirte Franz gegen die Auffassung, als beabsichtige er, die geringste Gewaltthat vorzuschlagen. „Unter menschlichen Mitteln verstehe ich," sprach er, „Aemter, Ehren, Schutz, Belohnungen. Dergleichen ist die Regierung den Katholiken, als den getreueren und gehorsamern Unterthanen schuldig. Solche Maaßregeln werden die Schweizer zum Vorwande zu einem Kriege gegen einen Fürsten, von dem sie erst kürzlich überwunden sind, nicht zu nehmen wagen. Ihre besten Soldaten stehen unter so vortheilhaften Bedingungen in spanischem und französischem Solde, daß nur Nothwendigkeit eigenen Schutzes deren Heimberufung rechtfertigen könnte. Weder Schweizer noch Genfer dürfen jetzt Krieg wünschen. Erstere haben noch am Schaden zu bessern, den ihnen der innerliche Krieg gebracht, und letztere dürfen ihren aufblühenden Handel jetzt durch Krieg nicht gefährden. Der erst kürzlich zum katholischen Glauben übergetretene König von Frankreich darf

ohne den Argwohn der Katholiken zu erregen, nicht den Schutzherrn der calvinischen Savoyarden spielen.“ Der Herzog wunderte sich über die politische Weisheit eines noch nicht 30jährigen Priesters. Franz hatte aber früh die enge Verbindung erkannt, worin Religion und Politik mit einander stehen und daher auch die Staatsweisheit zum Gegenstande fleißigen Forschens und Beobachtens gemacht.

Der Herzog faßte daher Zutrauen zu seinen Vorschlägen und forderte ihn auf, dieselben schriftlich zu formuliren, damit er über dieselben mit dem päpstlichen Nuntius und seinen höchsten Landesbehörden Erwägung pflegen könne. Schon am andern Tage empfing der Herzog die Artikel schriftlich. Die Forderungen des Missionärs liefen auf folgende heraus:

1) Anstellung von 8 Predigern mit je einem jährlichen Gehalte von 100 Goldkronen, die aus den Besoldungen der Prädicanten zu nehmen sein würden.

2) Zusammenziehung und Beschränkung der Pfarren auf 15 bis 16 mit je 160 Goldkronen jährlichen Einkommens, um die Pfarrer zur Haltung von Vicarien in den Stand zu setzen.

3) Einführung des Hochamtes in Thonon mit 6 Priestern und Uebernahme der bisher daselbst gehabten Unkosten von 200 Goldkronen.

4) Bestellung eines katholischen Schullehrers daselbst bis zur Errichtung eines Jesuiten-Collegii.

5) Vertreibung der Prädicanten aus dem Lande, namentlich derer zu Thonon.

6) Erlaß eines öffentlichen Mandates, wodurch den Calvinern die öffentlichen Bedienungen der Aemter entzogen würden.

7) Belegung derjenigen Laster, welche durch die Ketzerei in Schwung gekommen, mit schweren Strafen.

8) Aufnahme eines Inventarii von den Gütern, welche zu Klöstern und geistlichen Pfründen gehörten und von den

Calvinisten unrechtmäßig benutzt würden, wodurch die Mittel zur Unterhaltung der Priester und Wiederherstellung der Kirchen gewonnen werden könnten.

9) Vor allen Dingen Wiederherstellung der Kirche zu Allinges und Einrichtung einer solchen zu Thonon mit einem Pfarrer.

10) Der Kirchenrath, ein sehr nützliches Institut, welches die Irrgläubigen zu Thonon eingeführt, soll als eine geistliche Aufsichtsbehörde über den sittlichen Wandel bestehen bleiben und besonders das Laster der Trunkenheit, das übermäßige Tanzen, die Völlerei in Mahlzeiten, das Spiel, den Luxus in der Kleidung, Unzucht, das Gotteslästern, Fluchen, die Vergehungen der Kinder gegen das vierte Gebot, eheliche schuldbare Zerwürfnisse und dergleichen zu bestrafen haben. Dem Gerichte müsse aber ein Geistlicher zum Vorsitzenden gegeben werden, so wie denn auch die Hälfte der Mitglieder aus Geistlichen zu bestehen haben würden. Der herzogliche Beamte, welcher diesem Rathe zuzugesellen, müsse durch seine Stimme den Ausschlag geben. Der Ertrag der verhängten Geldstrafen sei für die Gotteshäuser und Armen zu verwenden.

11) Verbot der ketzerischen Bücher und Verbreitung guter katholischer Schriften, deren Billigkeit durch Ertheilung von Privilegien oder auch Gehalt an einen Kunst- und Buchhändler gefördert werden könne.

12) Einrichtung eines Arbeitshauses zu Thonon für die, welche eine Kunst oder ein Handwerk verstehen, wegen Mangel an Arbeit kein Brod haben, solches sich auch auf andere Weise zu verdienen nicht im Stande sind. In Savoyen gebe es viele reiche Abteien, deren Einwohner durch den Ueberfluß der Mittel zu Unordnungen verführt würden. Ein Theil dieser überflüssigen Einkünfte dürfte diesem Armenhause zu übermitteln sein.

13) Errichtung eines Seminars für die studirende Jugend.

Diese Propositionen vertheidigte Franz vor dem Herzoge, dem Nuntius und dem höchsten Raths-Collegio mit

solchem Geschicke, daß der Herzog alle Forderungen zu bewilligen versprach mit Ausnahme der Austreibung der Prädicanten und Erledigung der mit Ketzern besetzten Stellen, obwohl anerkannt ward, daß hiermit nur ein mäßiges Wiedervergeltungsrecht für weit größere Unbilden geübt werden würde, welche vor einem halben Jahrhundert und darüber die Calviner sich herausgenommen. Der Herzog behielt sich vor, später auch diesen Vorschlägen zu willfahren.

Alle waren von Franzens Demuth, Klugheit und Wissen wie bezaubert. Nachdem er dem päpstlichen Nuntius noch auseinandergesetzt, weshalb er die vom hl. Vater ihm anbefohlene Verhandlung mit Theodor von Beza noch ausgesetzt, und dieser den Aufschub gebilligt hatte, betrieb Franz die Beschleunigung seiner Abreise und empfing auch die für den Anfang nöthigen Patente aus des Herzogs eigenen Händen. Darin war unter Anderen auch die Erstattung der bisher durch die Mission erwachsenen Unkosten angeordnet. Der Herzog erwartete, Franz werde auch die aus eigenen Mitteln gemachten Vorschüsse liquidiren, und begann, da Franz hierzu keine Miene machte, selber von der Sache zu sprechen. Diese Gelegenheit nahm der uneigennützige Dompropst wahr, nicht von seinem eigenen, sondern vom Nutzen des Dom-Capitels von Genf mit dem Herzoge zu reden, indem er ihm die Dürftigkeit der Domherren vorstellte, deren Einkünfte von den Calvinisten eingezogen worden und die in einer erbettelten Kirche ihren Gottesdienst abhalten müßten, obwohl durch Gottes Gnade in ganz Europa keine Domkirche dürfte gefunden werden, in welcher solcher Gottesdienst mit größerer Herrlichkeit gehalten werde, wenn man ihre Armuth in Betracht ziehe, die eine äußerste genannt werden müsse. Er stellte vor, wie die Päpste die Domherren von aller Lieferung des Zehnten freigesprochen, die herzoglichen Beamten aber gleichwohl denselben mit aller Strenge eingezogen hätten. Er bat das Capitel in seiner Zehntfreiheit zu beschützen, auch alle ihm im Chablais von den Ketzern widerrechtlich

zurückbehaltenen Einkünfte wieder zuzuwenden, zumal die Domkirche von Genf unter den Gotteshäusern der herzoglichen Länder unzweifelhaft die älteste und ansehnlichste sei. Der Herzog bewilligte auf der Stelle dieß Gesuch, versprach auch baldigst einen Commissarius nach Thonon zu entsenden, welcher den Einwohnern seinen Willen entbieten solle.

Umsonst riethen alle die zahlreichen Freunde, welche Franz sich in Turin gewonnen, ihm, das Frühjahr hier abzuwarten, weil die Gefahren der Rückreise weit größer wären, als diejenigen der Herreise. Allein der feurige Apostel, welcher immer von seiner Person hinwegsah, wo es die Ehre Gottes betraf, war hierzu nicht zu bewegen, sondern gab einzig darin nach, daß er den Rückweg nicht über den großen, sondern den kleinen St. Bernhardsberg nahm, welcher für minder beschwerlich gehalten wird. Er kam glücklich in Thonon an, wo die zahlreich Empfangenden nicht minder erfreut waren, als der Empfangene, welcher so gute Nachrichten mitbrachte. Der Herzog hatte den Katholiken von Thonon die Kirche des hl. Hippolyt bewilligt. Franz bestand darauf, daß dieselbe noch bis zum nahen Weihnachtsfeste (1596) in Stand gesetzt würde. Das Gerücht, die hl. Messe solle in Thonon wieder eingeführt werden, war Franzen vorausgeeilt. Die Irrgläubigen stellten sich schier rasend darüber und bedrohten denjenigen, welcher es wagen würde, den Altar aufzurichten. Nachdem die Syndici aber die fürstlichen Patente gelesen, regten sie selber einen Aufruhr an. Die Calviner ergriffen die Waffen und schlossen die Stadtthore, um zu verhindern, daß der Gouverneur und die Katholiken vom Lande Franzen zu Hilfe kämen. Ein Theil derselben umgab die Kirche, damit die Katholiken dieselbe nicht in Besitz nehmen möchten, Andere gingen in der Stadt umher und drohten, alle Katholischen zu erschlagen und den Dompropst auf dem öffentlichen Platze lebendig zu verbrennen. Die Katholischen dagegen, welche ihren Hirten in Gefahr sahen, griffen ebenfalls zum Gewehr und gaben den

Entschluß zu erkennen, ihr Leben theuer zu verkaufen. Sie erkannten keinen anderen Führer als Franz und in ihm den Bevollmächtigten des Landesherrn, dessen Befehle sie vollzogen verlangten. Die Autorität des Fürsten, auf dessen Recht und Macht sie sich stützten, machte ihnen einen unerschrockenen Muth und erfüllte ihr Herz mit Heldensinn. Obwohl an Anzahl den Calvinisten weit nachstehend, war ihr Häuflein doch nicht zu verachten, das, wie es scheint, von einem erfahrenen Offizier geleitet ward, da sie mit Umsicht verschiedene vortheilhafte Positionen in Besitz nahmen, wo auch eine geringe Anzahl einem großen Haufen Widerstand zu leisten vermochte. Ihre erste Fürsorge war Franzens Sicherheit, dessen Wohnung sie besetzten, so sehr er auch abrieth, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und vorstellte, wie ihm kein größeres Glück widerfahren könne, als in einer so gerechten Sache sein Leben zu lassen. Er sprach: „Ihr seid gegen Beleidigungen gar zu empfindlich und gebt dadurch zu erkennen, welche Neulinge im Glauben ihr noch seid. Dieser verlangt, man solle für den Nächsten sterben. Ihr aber wollet ihn umbringen. Thut die Kirche, welche ihr verlassen habt, solche Wunder? Die Apostel haben die Todten erweckt, ihr aber wollt die Lebendigen todt haben. Jene haben Krumme gerade, Lahme gesund gemacht. Ihr aber wollet aus den Geraden Krüppel, aus den Gehenden Lahme machen. Ach nein! Erweiset euch durch Ertragung der Unbilden und der Streiche als würdige Söhne Christi; es ist herrlicher, aus Liebe zu Christo geduldig zu leiden, als, um bei der Welt angesehen zu werden, Rache zu suchen.“

Auf solche Weise von der göttlichen Gnade gestärkt, ging Franz vor seinem Häuflein her, den Feinden entgegen, welche zwar zahllose Schmähreden wider ihn ausstießen, aber einen Streich auf ihn zu führen sich nicht unterstanden, indem sie sowohl die Majestät und Lieblichkeit seiner Erscheinung, als die Furcht vor seinen Begleitern, oder vielleicht auch eine höhere Gewalt entwaffnete. Er begann mit den

dazu bereit gehaltenen Arbeitsleuten die Ausbesserung der Kirche, welche er auch zum Schutzorte für die Nacht ausersehen hatte. Als die Gegner dieses wahrnahmen, griffen sie von Neuem zu den Waffen und ein blutiger Conflict schien unvermeidlich. Franz trat persönlich unter beide Partheien, hielt die Katholischen zurück und suchte das Wüthen der Calvinisten zu dämpfen. Die Syndici der Stadt fuhren ihn trotzig an, nannten ihn einen Störer der öffentlichen Ruhe und behaupteten, es dürfe ohne ihre Erlaubniß hier keine Messe gelesen werden; im Frieden von Noyon sei ihnen Gewissensfreiheit zugesichert. Franz entgegnete: Es stehe jenen nicht zu, über das, was er thue, zu urtheilen, da er in Vollmacht ihres Landesherrn handle. Er zeigte ihnen seine Vollmacht und machte sie für alle Folgen etwaiger Gewaltschritte verantwortlich. Sodann erhob er die Stimme und sprach laut, daß man es weithin verstehen konnte: Wenn er aus eigener Macht diese Kirche herzustellen unternommen, würden die Calvinisten sich mit einigem Rechte seinem Beginnen widersetzen, obschon auch in solchem Falle dieses in den vorgeschriebenen Rechtsformen geschehen müsse, aber nicht mit den Waffen in der Hand, deren Ergreifung ihnen nur im Dienste ihres Fürsten und mit dessen Zustimmung erlaubt sei, mit nichten aber wider seine eigenen Verordnungen, welche zu fördern sie vielmehr ausdrücklich von ihm angewiesen worden. Ihr Ungehorsam könne den Untergang der Stadt nach sich ziehen. Er wolle zwar in dieser Sache kein Ankläger sein, es liege ihm aber ob, dem Landesherrn anzuzeigen, wie man seine ausdrücklichen Befehle aufgenommen habe. Seine Herzogliche Durchlaucht dächten nicht daran, den Thononern die Gewissensfreiheit zu nehmen. Es sei aber billig, daß, weil die Calvinisten so viele andere Orte für ihre religiösen Zusammenkünfte hätten, auch diejenigen einer Kirche sich erfreueten, welche sich zum Glauben des Fürsten bekennten. Man nehme ihnen das Ihrige nicht. Es sei eine unbestreitbare Thatsache, daß Jahrhunderte lang

in der Kirche des heil. Hippolyt von den Katholiken in ihrer Weise Gottesdienst gehalten, diese aber mit Gewalt daraus vertrieben worden. Sie wollten jetzt nur den ihnen gebührenden Besitz wieder ergreifen. Er bitte sie bei Allem, was ihnen theuer sei, die Gefahr zu bedenken, der sie sich bei Fortsetzung ihrer Widerspenstigkeit gegen das landesherrliche Gebot aussetzten.

Dieser vernünftigen Rede setzten die Calviner nur Lästerungen entgegen, indem sie den Dompropst einen Zauberer, einen Götzendiener, Papisten, Feind des Vaterlandes nannten. Es schien, als ob sie es auf das Aeußerste ankommen lassen wollten. Einige Besonnenere riethen jedoch zu einem Vergleiche. Aber die Calviner wollten Aufschub der Vollziehung der fürstlichen Befehle, bis dem Fürsten ihre Gegenvorstellung angezeigt und dessen Entscheidung darauf erfolgt sei. Diesen Vorschlag verwarf Franz beharrlich und entschieden, und drang darauf, daß die Befehle so lange vollzogen würden, bis ein Gegenbefehl erfolge; denn, sagte er, wenn der Landesherr Euch eine Gnade erweisen will und Euere Sache für recht erkennt, wird es nicht nöthig sein, mich und die Meinigen zum Gehorsam zu zwingen. Da die Rathsherren sich überzeugten, daß Franz nicht nachgeben würde, droheten sie, er werde noch durch Einen ermordet werden, der sich anstelle, als wolle er sich bekehren. Hierauf antwortete er mit einem Starkmuthe, der sie noch mehr in Verwirrung und zu der Ueberzeugung brachte, wie lieb es ihm sein werde, sein Leben um einer so gerechten Sache willen zu verlieren. Er hielt ihnen aber vor, welcher Rache dafür sie sich aussetzen würden, wenn sie den Zorn des Fürsten so muthwillig herausforderten. Die Rathsherren bedachten dieses auch und betheuerten, die Rechenschaft für so Etwas nicht übernehmen zu wollen, forderten aber nun ein schriftliches Zeugniß, daß sie das Ihrige gethan hätten, um sich zu widersetzen. Hiergegen erklärte Franz sie öffentlich schuldig der verletzten Majestät und der Rebellion.

Um das Volk zu besänftigen, sagten die Stadtältesten demselben, man werde beim Fürsten gebührende Gegenvorstellung thun, inzwischen aber müsse man seinen Befehlen nachgeben. So schrieben beide Partheien, jede in ihrem Sinne, an den Herzog. Der Tumult hörte auf. Franz blieb im Besitze der Kirche, welche auch bis zum heil. Christfeste wieder hergestellt war. Zu demselben fanden sich eine Menge von Katholiken aus der Umgegend ein, denen Franz in der Christnacht in der schön aufgeputzten Kirche die heil. Messe las, welche seit 1535, mithin seit 63 Jahren, abgeschafft gewesen war. Der Andrang war so groß, daß Franz an 800 Personen die hl. Communion austheilen mußte. Nach der Messe hielt er eine Predigt, welche alle Hörer mit der andächtigsten, feurigsten Liebe zu dem kindlichen Weltheilande in seiner Krippe erfüllte. Mit Anbruch des Tages brachte er das zweite und um 9 Uhr das dritte heil. Meßopfer unter gleichem Zulaufe dar. Diese Festtage waren für Franz wahre Trosttage, da die sämmtlichen Einwohner der drei benachbarten Dörfer Allinges, Messinge, Brens an diesem Feste in seine Hände ihre Irrthümer abschworen. Den Brensern sandte er seinen Vetter Ludwig, welcher auch in weltlichen Angelegenheiten Obrigkeit ihres Ortes war.

Die Anzahl der Katholiken nahm nun beständig zu. Franz hatte durch die dazu erforderlichen Unterredungen und Unterweisungen eine unglaubliche Arbeit. Was er leistete, mußte schier eine Unmöglichkeit erscheinen. Die Liebe gab ihm aber auch eine wahre Riesenkraft. Selbst die Calvinisten waren erstaunt, wie ein einziger Mann im Stande war, so Vielerlei vorzunehmen und durchzuführen, als da ist: Predigen, Beichthören, Unterredungen mit Andern, Krankenbesuch, Führung von Leichenbegängnissen, Aufsuchen der Armen und Verlassenen in den elendesten Hütten. Das waren seine Tagesarbeiten. Weil er vorläufig die Kirche von Thonon zu besorgen übernommen, brachte er nicht allein einen großen Theil der Nacht mit Schreiben, Studiren,

Beten, Unterrichten zu, so daß er zuweilen nicht einmal dazu kam, sich auszukleiden, sondern er bediente sich auch der nächtlichen Weile, um das allerheiligste Sacrament den Kranken zu bringen, damit demselben am Tage durch die Irrgläubigen keine Unehre widerfahre. Außerdem gab er sich die größte Mühe, die Glaubensfeinde nicht zu erbittern.

Damals bemerkte er freilich die Schwere aller dieser Mühseligkeiten nicht. Es ist aber nur zu gewiß, daß sie ihm das Leben verkürzten. Auf die Ermahnung seiner Freunde, sich zu schonen, antwortete er, es sei nicht nothwendig, daß er lebe, aber es sei nothwendig, daß man der Kirche diene. Wenn er am Seitenstechen sterben sollte, werde er desto früher in den Himmel kommen; wenn er aber am Leben bleibe, werde er wenigstens den Trost haben, daß er keine Mühe um der Süßigkeit willen, die er dabei gehabt, geachtet. Der Liebe sei es eigen, daß sie die Drangsale lieblich, die Dinge, welche unmöglich scheinen, leicht und die Arbeiten süß mache. „Das Lieben," sprach er, „beweist augenscheinlich, daß, wo eine wahre Liebe ist, keine Arbeit ausfindig zu machen ist, welche abmattet."

Die Zahl der Bekehrungen mehrte sich täglich. Es wird versichert, er habe an einem einzigen Tage durch sein Predigen 8000 bekehrt. In einem Briefe, worin er die Mannichfaltigkeit seiner Verrichtungen beschreibt, setzt er hinzu: „diese Dinge sind zwar für sich selbst vielerlei, allein die Meinung, mit welcher sie verrichtet werden sollen, ist einerlei. Die Liebe allein giebt unsern Werken und Uebungen einen besondern Werth. Der göttliche Heiland ist der Geliebte des Vaters in dem Jordan, wo er sich gedemüthigt, auf dem Berge Tabor, auf welchem er verklärt, und auf dem Calvarienberge, wo er gekreuzigt worden, weil er in allen diesen Lagen mit gleich gesinntem Herzen, mit gleicher Unterwürfigkeit und gleicher Liebe seinen Vater geehrt hat. Deßhalb sollen auch wir uns um eine ausbündige Liebe bewerben, welche uns antreibt, einzig und allein nach dem

göttlichen Wohlgefallen zu trachten. Dasselbe wird unsere Werke schön und vollkommen machen, obwohl dieselben klein und nichts Besonderes zu sein scheinen."

Den Thononern antwortete der Herzog aus Empfindlichkeit über deren Widersetzlichkeit gar nicht. Dem Dompropste aber ertheilte er schon am 7. Januar 1597 eine sehr gnädige Antwort, lobte seine Klugheit, seinen Eifer und seine Thätigkeit für Wiedereinführung des katholischen Glaubens. Den Gouverneur Lambert wies er an, Franz überall an die Hand zu gehen. Zugleich zeigte er sich bereit, einem Prädicanten, welcher den katholischen Glauben annehmen wollte, in der von Franz vorgeschlagenen Art zu helfen. Er wies ihn auch an, das vom 7. Januar 1597 datirte Schreiben dem Syndicus und dem Rathe vorzuzeigen. Diese verdroß eine solche Art von Antwort gar sehr. Noch übler aber schauten sie darein, als das Einrücken des Regiments des Grafen Martinengo in Thonon ihnen in Aussicht gestellt ward, wovon weiter unten die Rede ist. Der Herzog sendete außerdem seinen Senator Favre, Franzens vertrauten Freund, um dem versammelten Rathe von Thonon zu erklären, der Landesherr nehme alle Priester und Katholiken des Landes unter seinen Schutz, er wolle, daß die katholische Religion in der Stadt öffentlich und frei gelehrt, daß die heil. Messe in der Kirche des heil. Hippolyt öffentlich gefeiert und die Predigt durch die große Glocke angezeigt werde.

Diese Erklärung hatte den besten Erfolg. Sehr günstig war auch, daß Favre bald darauf zum Präsidenten des Rathes von Genevois ernannt, seinen Wohnsitz in Annecy nehmen mußte. Er besuchte von hier aus Franz fleißig. Er und seine ganze Familie hatten sich unter dessen geistliche Führung begeben und er mußte schon deßhalb häufig mit ihm zusammenkommen. In den vierzehn Jahren seines Aufenthalts zu Annecy beichtete und communicirte er alle acht Tage und brachte es mit seinem ganzen Hause zu einer solchen Vollkommenheit, daß schon das bloße Vorbild einer

solchen Familie der katholischen Sache in der Landschaft höchst förderlich sein mußte.

Es waren damals in Chablais Viele von bösen Geistern besessen. Franz befreite eine Menge derselben durch Anwendung des kirchlichen Exorcismus. Dieß gab den Prädicanten zu vielem Nachdenken Anlaß; denn noch war es keinem derselben gelungen, den Teufel aus menschlichen Leibern zu vertreiben. Sie stimmten die alte Leier vom Zauberer an, fanden damit nun aber schon keinen Glauben mehr, weil das erbauliche Leben des Heiligen, das vor Jedermanns Augen lag, sie widerlegte. Die Prädicanten suchten deßhalb Franzens Wirksamkeit wider die bösen Geister dadurch zu verkleinern, daß sie behaupteten, die Kranken seien nicht wirklich von bösen Geistern besessen, sondern die starke Einbildung veranlasse, daß man sie für Besessene halte. Einige läugneten sogar, daß es Teufel gebe und meinten, wenn auch dergleichen existiren sollten, würden sie nicht eine so große Gewalt über menschliche Leiber haben.

In diesem Sinne schrieb auch ein Pariser Arzt eine Schrift. Franz fertigte ihn in einer Gegenschrift über Dämonomanie ab. Seine Bescheidenheit hat verhindert, daß diese an den Tag gekommen ist. Sie befand sich lange im Archiv zu Sales. Carl August v. Sales hat sie eingesehen und giebt Nachricht darüber. Der Gegenstand ist darin in 9 Capiteln abgehandelt. Er beginnt mit der Beschaffenheit der menschlichen Natur, welche die Pflege einer Gemeinschaft mit dem höllischen Geiste gestatte. Er bezeichnet die Gränzen dieser Gemeinschaft. Dann zeigt er, wie böse Geister auch nach der Menschwerdung des Sohnes die Menschen öfter besessen. Hierauf nimmt er die von Gott wider ein solches Uebel verordneten Mittel durch. Er beschreibt die Beschaffenheit dieser schrecklichen Plage näher und legt endlich dar, was der böse Geist damit bezwecke und wie die Kirche allein im Besitze der rechten Mittel wider diese Plage

ist. — Abschriften dieser Abhandlung verbreiteten sich schnell und versetzten die Prädicanten in neuen Zorn.

Viret, der Prädicant zu Thonon, tobte wider die in der Stadt wieder eingeführte Messe und andere Kirchengebräuche. Er predigte und schrie immerfort, die Messe der Papisten sei eine wahre Abgötterei und der Gräuel der Verwüstung, den Daniel voraus verkündigt. Er behauptete, die wesentliche Gegenwart des Leibes Jesu Christi stoße die Glaubensartikel um. In dieses Schelten mischte der Prädicant philosophische Ausdrücke, welche er anscheinend selber nicht recht verstand und so ungeschickt, daß, wer eine irgend etwas höhere Bildung besaß, darüber herzlich lachen mußte. Das unwissende Volk staunte freilich ob der gelehrten Worte, die es nicht verstand, und hielt den Prädicanten, welcher ihm von der Analogie des Glaubens predigte, für unerhört gelehrt. Franz gab hiergegen eine kurze „andächtige Betrachtung über das apostolische Glaubensbekenntniß zur Bestätigung des katholischen Glaubens im Betreff des Altars-Sacramentes“ heraus, in welchem er in eben so vielen Absätzen, als Glaubensartikel sind, nachdrücklich bewies, wie das Allerhöchste Sacrament des Altares mit Allem übereinstimmt, was die Apostel in ihrem Credo aufgestellt. Diese Betrachtung sprach so an, daß sie sogleich zu Paris und anderwärts nachgedruckt ward. Auf dieser Schrift verhüllte Franz seinen Namen: François de Sales in das Anagramm: Fohsans Decaler, was zugleich ausdrückt, sein Glaube könne nicht vermindert werden.

Den verwegenen Prädicanten verfolgte jetzt ein allgemeiner Spott, daß er die Vermessenheit gehabt, eine von dem Heiligen in der Predigt vorgetragene Glaubenswahrheit für eine Gotteslästerung auszugeben. Nun wechselte Viret mit Franzen Briefe, weil er ihm öffentlich nicht mehr entgegenzutreten wagte, bis er in die Jovinianische Ketzerei gerieth, zu behaupten, die Mutter Gottes habe durch die Geburt ihres Sohnes ihre Jungfräulichkeit verloren. Diese

Behauptung fanden denn doch selbst die Calvinisten zu gewagt und Viret mußte dieselbe vor seinen eigenen Glaubensgenossen widerrufen, wodurch er um allen Credit kam. — Diese Schriften und die sonstige Wirksamkeit des Heiligen, verglichen mit denjenigen eines Viret, bewogen den ersten Syndicus von Thonon, Pierre Fournier, den katholischen Glauben anzunehmen, was Franz sehr erfreute, weil er wußte, wie wirksam die Vorgänge angesehener Leute sind. Er führte denselben daher auch öffentlich und mittelst Procession in die Kirche ein. Die Ketzer empfingen aus einem Hinterhalte, worin sie sich versammelt, die Procession mit Steinwürfen. Franz selbst ward dabei verwundet. Er verzog keine Miene, stand auf der Schwelle der Kirchenthür still und beschwichtigte durch die liebliche Eindringlichkeit seiner Worte und durch den sanften Glanz seiner Augen den Grimm des Pöbels dergestalt, daß Alle, welchen die Zügellosigkeit der Menge bei einem Aufruhr bekannt war, dieß für ein Mirakel hielten. Ruhig konnte der Syndicus seine Irrthümer abschwören, beichten und das allerheiligste Sacrament des Altares empfangen. Mit dem den Proselyten gewöhnlichen neuen Eifer versicherte er öffentlich, nicht länger dulden zu wollen, daß Thonon für eine ketzerische Stadt gehalten werde, sie müsse nach dem größern und vornehmsten Theile ihrer Bewohner eine katholische genannt werden. Er setzte auch durch, daß der Rath ein Schreiben an den heiligen Vater nach Rom ergehen ließ, in welchem er sich dessen väterlichem Regimente in Kirchensachen ausdrücklich unterwarf.

Inzwischen rückte die Fastenzeit heran, von welcher in Chablais sogar der Name verklungen war. Franz sorgte mit allen Kräften dafür, daß dieselbe auf das andächtigste begangen werde. Die Arbeiten, die er dabei übernahm, waren so mannichfaltig, daß es Alle ein Wunder dünkte, wie er nur dabei zu bestehen, ja selbst blühend gesund zu sein vermochte, während der Prädicant Viret schon durch

eine bloße Sonntagspredigt ganz erschöpft und abgemattet ward. Die Ceremonien des Aschermittwochs wurden von den Calvinisten zu Hohn und Tumulten benutzt. Sie stellten dieselben als einen abscheulichen unerträglichen Brauch dar und hetzten den Unwillen des Pöbels gegen Franz an. — In einem Auflaufe wollte man sich der Person desselben bemächtigen und ihn steinigen. Während sie stritten, wie sie ihn behandeln wollten, entkam er wie durch ein Wunder den Auflauernden.

Das Regiment des Grafen Martinengo rückte etwa um die Mitte der Fastenzeit in Thonon ein. Der Herzog wollte durch diese Einlegung das ungebärdige Volk im Zaume halten und zugleich seiner Ungnade einen öffentlichen Ausdruck geben. Die Calvinisten begannen zu zittern und Strafe für die dem Heiligen zugefügten Unbilden zu fürchten. Die Offiziere stellten sich auch Franzen völlig zur Disposition. Dieser lehnte jedoch allen Beistand ab und bat sie nur, gute Mannszucht zu halten, damit die Einwohner möglichst wenig belästigt würden. Als er bemerkte, daß die Soldaten fleißig seinen Predigten beiwohnten, änderte er deren Weise und hielt nun weniger Vorträge über streitige Glaubenspunkte, als über Sittenlehre. Diese Vorträge, welche ihm ausgezeichnet gelangen, hatten einen unermeßlichen Zulauf zur Folge. Gott legte ganz ersichtlich einen besondern Segen auf diese Predigten. In Kurzem sah man bei Offizieren wie Gemeinen dieselbe Veränderung als bei der Besatzung von Allinges. Wenige waren, die nicht über ihr ganzes Leben eine Generalbeichte abgelegt hätten. Allen reichte Franz am grünen Donnerstage, Charsamstage und Ostertage die heilige Communion. Bei Soldaten dauern, wegen der Häufigkeit der Verführungen und Gelegenheiten, solche Bekehrungen erfahrungsmäßig nicht lange. Auch gegen diesen Uebelstand wußte Franz Rath, indem er ausdrücklich hierauf gerichtete Vorträge hielt und schriftliche Anweisungen dafür ertheilte, welche wohl beachtet wurden. Eines Tages hatte Franz

einen Soldaten zu trösten, welcher verzweifelt war, weil er meinte, eine schwere Sünde, wie ihm seine Cameraden vorwarfen, begangen zu haben, da er aus bloßer Unbedachtsamkeit nach Einnahme von Speisen zum Tische des Herrn gegangen war. Unbeschreiblich ist es, wie großes Mitleiden Franz mit dem armen Kerl hatte und wie liebreich er mit ihm umging, um ihm alle Gewissensangst vom Herzen zu nehmen. Der Soldat pries ihn fortan als eine Zuflucht der Sünder und einen Trost der Betrübten, und versäumte, so weit seine Soldatenpflichten es gestatteten, keine von Franzens Predigten.

Der Graf von Martinengo kam nicht selbst nach Thonon, sondern nur nach der Festung Ste. Catharine. Um ihn zu sprechen, und wegen der weiteren Operationen zu verhandeln, wandte Franz eine ganze Nacht und einen mühsamen Ritt daran, Ste. Catharine möglichst schnell zu erreichen. Der Graf war aber bereits wieder abgereist. Franz benutzte die Nähe von Annecy und Sales, um seinen Bischof und seine Eltern zu besuchen, die sich schon lange nach ihm gesehnt. Dann reiste er nach Chambery, um mit dem Grafen Martinengo und dem Präsidenten Favre die nöthigen Abreden zu nehmen. Hier erhielt er die Rescripte des Herzogs, welche den Bischof von Genf ermächtigten, die geistlichen Einkünfte aus den Landschaften Chablais, Ternier und Gaillard einzuziehen und zur Unterhaltung der angestellten und anzustellenden katholischen Pfarrer zu verwenden.

Als Franz an Ausführung dieser Befehle ging, wollten sich die Calvinisten denselben widersetzen und einen Rechtshandel anfangen, als ob es unbillig gewesen, von dem, was sie unrechtmäßig besaßen, einen Theil zurück zu nehmen, zumal nachdem ein großer Theil von ihnen wieder katholisch geworden und auf das, was er mit ihnen zusammen besessen, doch mindestens denselben Anspruch hatte als sie, da sie doch unmöglich behaupten konnten, diese Einkünfte seien zu calvinischen Zwecken gewidmet worden. Franz beharrte aber

noch entschiedener auf seiner Forderung und deren Berechtigung, als die Gegner auf ihrer Widersetzlichkeit, und setzte es durch, daß alle Einkünfte, welche die Prädicanten aus geistlichen Gütern zogen, denselben vorenthalten wurden. Damit gewann Franz Gehälter für die Pfarrer, welche er in Chablais anstellte und wozu sehr tüchtige Leute genommen wurden. Einen derselben wollte er zu Bellevaux einführen. Hier wurden er und jener aber so übel empfangen, daß man ihnen, was sie auch an Gelde bieten mochten, Obdach, Speise und Trank versagte, ja nicht einmal einen Sitz gönnte. Sie mußten sich mit einem für die Hunde bereiteten, aus Kleie gebackenem Brode und Wasser begnügen, wobei ihr Tisch der Erdboden und ihre Mäntel das Tischtuch waren. Franz, an ähnliche Begegnungen bereits gewöhnt, war erfreuet, dadurch in der Nachfolge Christi auf dem Wege der Armuth geübt zu werden. „Da haben wir," sagte er, „bei jener elenden Mahlzeit heiter scherzend, „ein ganz apostolisches Leben!" Gott segnete aber den Muth der beiden treuen Hirten. Die Einwohner wurden gerührt über ihre Uneigennützigkeit und ihre Hochherzigkeit. Sie erkannten in ihnen bald ganz andere Leute, als ihre Prädicanten ihnen angekündigt und geschildert hatten. Die Lüge verlor in der Gegenwart der Wahrheit alle Kraft. Die Bellevauxer erkannten den Engel des Herrn und ergaben sich seiner Stimme. Dieser Weinberg, der sich beim ersten Betreten so unfruchtbar zeigte, brachte nachmals Früchte, welche alle Hoffnungen weit übertrafen. Franz vereinigte die von ihm eingesetzten Priester wöchentlich zweimal in Thonon, wo er mit ihnen conferirte, sie belehrte, ermuthigte und zu gemeinschaftlichem Eifer anfeuerte. Obgleich ihr Präsident, betrachtete Franz sich dabei immer als den geringsten. Auf einer Rundreise, auf der ihn ein Pfarrer begleitete, kamen sie in ein armes Dorf, wo sie übernachten mußten. Im elenden Wirthshause war nur ein Bett. Franz nöthigte seinen Begleiter, dasselbe einzunehmen und begnügte sich mit einer Lagerstatt am Boden.

In den Herrenklöstern von Aux und Abondance war leider die klösterliche Zucht in Verfall gekommen und den Calvinisten dadurch Gelegenheit geboten, beständig gegen den Katholicismus zu schmähen. Franz drang damit durch, daß diesen Herren, welche sich freilich sehr zur Wehre setzten, aufgegeben ward, eine Anzahl von Predigern in Chablais zu unterhalten, auch den aus Genf vertriebenen Klosterfrauen der hl. Clara zu Evian jährlich ein reichliches Almosen zu reichen.

Nachdem der hl. Dompropst das Nöthigste in Folge der vom Herzoge zu Turin mündlich und nachträglich schriftlich erhaltenen Ermächtigungen angeordnet, ging er in Befolgung des päpstlichen Befehles nach Genf, um das Orakel der Calvinisten, den Theodor von Beza, Gott und der Kirche wieder zu gewinnen, der er in jungen Jahren, nachdem er längere Zeit ein geistliches Amt bekleidet, aus sehr wenig geistlichen Beweggründen ungetreu geworden war. Die Verhandlung mit ihm konnte nicht für eine leichte Aufgabe erachtet werden. Der Mann war an 78 Jahre alt und ward von allen Seiten wohl behütet. Er hatte wegen seiner angenehmen Weise, gesellig zu verkehren, fast beständig Leute um sich, die ihn besuchten, mitunter aber auch Aufpasser sein mochten, weil man ihm nicht ganz traute, da er Verbindungen unterhielt, welche, wie die, wenn auch geheim gehaltene, mit dem Bischof Granier von Genf, einem richtigen Calvinisten verdächtig erscheinen mußten. Außerdem war Franz in Genf bekannt und sein Erscheinen daselbst ein Wagestück, indem ihn die Genfer gründlichst haßten. Auch konnte die Sache nicht mit einem Besuche abgemacht werden. Die Wiederholung der Besuche mußte auffällig werden, und wenn die Sache ruchbar ward, konnten die Genfer leicht versucht sein, das große Attentat als ein todwürdiges Verbrechen rächen zu sollen. Franz verhehlte sich alle diese Gefahren nicht. Seine Freunde waren sehr besorgt. Ihr Abmahnen half ihnen aber nichts. Er bereitete sich durch Fasten, Gebet und

besondere Andachten zu dem schweren Gange vor. Er wußte, daß die Bekehrung eines grauen, lange verstockten Irrgläubigen nicht anders, als durch den Vater des Lichtes geschehen könnte, und stellte diesem daher wiederholt und inständigst sein Anliegen vor. Bereitwillig, die Märtyrerkrone zu empfangen, wenn es so gefügt sein sollte, ging er in den drei ersten Monaten des Jahres 1597 mehrmals nach Genf, ohne Gelegenheit zu finden, Beza zu sprechen. Da er über den stürmischen See fahren mußte, gerieth er wiederholt in Todesgefahr.

Am dritten Ostertage, den 18. April 1597, war er wieder nach Genf gekommen, um mehreren Katholiken, die dort wohnten, sich aber aus der Stadt nicht entfernen konnten, die österliche Communion zu spenden. Er nahm zu dem Ende in seiner silbernen Büchse fünf Hostien mit und ließ sich von seinem Vetter Ludwig und dem Diener Rolland begleiten. In dem Gasthofe, wo er einkehrte, diente damals ein tugendhaftes katholisches Mädchen, Jacqueline de la Coste, die nachmals in den Orden der Heimsuchung eintrat und deren Leben in einem der folgenden Bände erzählt werden wird. Dort ist auch nachzulesen, wie sie sich dem hl. Dompropste hier näherte, offenbarte und von ihm gespeist und getröstet ward.

Nachdem Franz dieses schöne Werk vollendet, begab er sich in das Haus des Oberhauptes der Calvinisten.*) Er

*) Für die nachfolgende Darstellung der Unterredungen zwischen dem hl. Franz und Theodor von Beza haben nur katholische Quellen benutzt werden können. Es ist mir kein protestantischer Schriftsteller bekannt geworden, welcher dieselben einer wirklich historischen Behandlung gewürdigt oder dieselben eingänglich behandelt hätte. Gallizia theilte unter den Biographen des Heiligen die Unterredung am Ausführlichsten mit. Er giebt aber seine Quellen nicht an. Aus ihm schöpfte ich, was ich bei den Andern, namentlich bei Carl August von Sales, Maupas, Marsollier und dem Pfarrer von St. Sulpice nicht fand. Manches davon scheint aber noch einer Berichtigung zu bedürfen, indem Franzens Aeußerungen mangelhaft oder unrichtig aufgefaßt sein möchten. Dahin gehört namentlich, was ihm über Hussens Behandlung in den Mund

traf Beza allein. Die Unterhaltung begann im Empfangszimmer mit höflichen Redensarten, welche der Alte artig erwiderte. Franz heuchelte nicht, wenn er jenem verschiedenes Verbindliche über Eigenschaften und Leistungen sagte, welche wirklich gelobt werden durften. Die angenehme Weise des unverhofften Gastes gefiel dem alten Calvinisten so gut, daß er jenen in sein Zimmer einlud. Dieß war dem Dompropste sehr lieb. Er bat Beza, ihn nicht nach dem Gerede seiner Feinde beurtheilen zu wollen, die ihn nur in übeln Ruf bringen wollten. Die Aufrichtigkeit gehe ihm über Alles. Er sei nicht gekommen, Beza zu überlisten oder hinter das Licht zu führen, noch viel weniger zu offenbaren, was unter ihnen gesprochen werde. Er glaube die Ehrlichkeit auf seinem Gesichte geschrieben zu tragen, jedenfalls würde er sich nicht unterstehen, eine Person von so hohem Verstande, solcher Würde, solchem Ansehen wie Beza zu betrügen. Auch Beza wollte für redlich und aufrichtig angesehen sein. Da nun Franzens Aeußere und der ganze Ausdruck seines Wesens Vertrauen erweckte, ließ er sich den Eingang seines Gewerbes wohl gefallen und versicherte, wie er den Dompropst von Sales immer für einen edelgesinnten und wohlverdienten Mann gehalten, dem selbst seine Feinde das Verdienst der Gelehrsamkeit zuerkennen müßten. Er selbst wundere sich, in ihm einen noch jungen Mann kennen zu lernen, doch mißfalle ihm sehr, wie ein solcher gelehrter Mann sich für eine so übel begründete Sache, wie der katholische Glauben, könne gebrauchen lassen.

gelegt wird. Ich mag daher nicht alle von Gallizia entlehnten Stücke dieser Unterredungen vertreten. Daß Beza verhältnißmäßig wenig zu Worte kommt, rührt von dem Umstande her, daß ich über dessen Auslassungen ein Mehreres, als mitgetheilt worden, nicht habe finden können. Der Natur der Sache nach muß aber auch der Heilige der Hauptsprecher gewesen sein. Schröckhs Bemerkungen gegen diese Unterredungen in seiner Kirchengeschichte sind ziemlich oberflächlich. Es ist demselben kaum ein höherer Werth beizulegen, als dem, was Beaulacre und Gaberel dagegen vorgebracht haben.

Diese Bemerkung erleichterte Franzen den gewünschten Uebergang auf die Glaubensstreitigkeiten. Er beschwor nun Beza, ihm aufrichtig zu bekennen, ob er in Wahrheit nicht glaube, daß der Mensch in der römischen Kirche seine Seligkeit finden könne. Zu dieser Frage waren freilich die Worte, die Beza sich hatte entschlüpfen lassen, eine Provocation gewesen. Sie machte ihn aber doch stutzig. Denn wenn er Nein! sagte, so hatte es zur Zeit, wo Luther und Calvin ihr Evangelisationswerk begonnen, keine wahre Kirche gegeben, und der Heiland, welcher verheißen hatte, er wolle bei seiner Kirche bleiben bis ans Ende der Welt, erschien als Lügner. Wenn er aber die Frage bejahete, so erklärte er die katholische Kirche für Christi wahre Kirche. Die Protestanten selber aber erklärten damals, außer der wahren Kirche könne kein Heil gefunden werden. Beza schwieg eine Zeit lang. Dann erbat er sich Bedenkzeit und ging in ein anstoßendes Zimmer, wo ihn Franz auf und abgehen hörte. Zuweilen ward der Gang unterbrochen. Als er zurückkam, verrieth eine gewisse Unruhe seines Antlitzes die Beängstigungen, welche er ausgestanden haben mochte. Unterdeß hatte Franz ein Büchlein zur Hand genommen, als wollte er sich damit die Zeit vertreiben. Für sich und insgeheim aber bat er Gott, einem Menschen seine Barmherzigkeit zu erweisen, welchem er schon unzählige Gnaden gespendet und der bei seinem Alter bald in die Hände der göttlichen Gerechtigkeit fallen müßte. Für sich selbst aber dankte Franz dem Allerhöchsten, daß er ihn im Schooße der wahren Kirche habe geboren werden lassen, in welcher und für welche er leben und sterben zu wollen betheuerte.

Nachdem Beza wieder hervorgetreten war und sein langes Außenbleiben entschuldigt, sagte er, er wolle ihm, da sie allein wären und er Franzens Aufrichtigkeit gern anerkenne, im Vertrauen entdecken, wie er allerdings glaube, es könne der Mensch in der römischen Kirche die Seligkeit gewinnen. Franz entgegnete hierauf durch die Frage: weßhalb es denn

so vieles Blutvergießens, Brennens und Verwüstens bedurft hätte, um die s. g. Glaubensverbesserung einzuführen, indem nur die Unmöglichkeit, in und durch die römische Kirche seine Seligkeit zu finden, die Trennung der Calvinisten von der römischen Kirche hätte rechtfertigen können? Er bestand ferner darauf, daß, wenn in der römischen Kirche die Seligkeit erlangt werden könne, diese die wahre Kirche sein müsse. Hierauf antwortete Beza: in der römischen Kirche verwirre man die Leute durch zu viele Ceremonien, namentlich entständen durch die Lehre: „gute Werke seien zum Heile der Seele nothwendig,“ viele Verwirrungen, welche vermieden würden, wenn man sage, gute Werke seien zwar Etwas, das sich durchaus gezieme, aber nichts zur Seligkeit Nothwendiges. Wenn man aber dieses lehre und die Leute die guten Werke zu üben unterließen, würden sie elend verdammt, weil sie wider das eigene Gewissen handelten. Darum hätten die Calvinisten den Grundsatz angenommen, der Glauben sei zur Seligkeit nothwendig ohne die Werke, und damit die Leute von der Tyrannei jener verkehrten Meinung befreit würden, hätten die Calvinisten ihre Glaubenslehre mit dem Blute vertheidigt. Uebrigens seien die Katholiken an der Kirchentrennung Schuld, da sie die Calvinisten in den Bann gethan und von der Kirche ausgeschlossen hätten. Franz behauptete hiergegen, die Verwirrung, welcher man durch die Nichtnothwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit zu entgehen vermeine, werde dadurch erst recht hervorgebracht. Dieser Satz stoße das natürliche, das menschliche und göttliche Gesetz um, welche diejenigen, die die guten Werke unterlassen, mit Strafe bedrohen und denen, welche sie üben, Belohnung verheißen. Christus rede, wo er von seinem Gericht spreche, nichts von vorher begangenen Sünden, wohl aber von Unterlassung der guten Werke; dies sei auch aus dem Schicksale des verdorrten Feigenbaumes, aus dem Gleichnisse von den zehn Jungfrauen und den müßig gelassenen Talenten zu ersehen. Die römische Kirche

habe die Absonderung von den Reformirten übrigens nicht eher ausgesprochen, als bis sie durch die Halsstarrigkeit der letztern in ihren irrigen Behauptungen dazu genöthigt worden. Eine jede wohl eingerichtete Gemeinschaft habe einen Richter, welcher, ohne daß man sich auf ein anderes Gericht berufen könne, entstandene Streitigkeiten entscheide. Die Calvinisten selbst geständen eine solche Gewalt einer aus den Prädicanten des Landes bestehenden Versammlung zu, wie die Katholischen dieselbe einer verfassungsmäßig berufenen Kirchenversammlung zueigneten. Alle Mitglieder der Gemeinschaft müßten sich dem Urtheile der Versammlung unterwerfen, weil sonst die Streitigkeiten nie aufhören würden. Wenn nun einzelne Individuen sich dem Ausspruche eines solchen Richters halsstarriger Weise widersetzten, ja von der übrigen Gemeinde sich absonderten und es mit einander hielten, dürfe man es der Gemeinde nicht verdenken, wenn sie auch ihrerseits dieselben von sich ausschließe. Die Schuld treffe aber dann jene Individuen, nicht aber die Gemeinde. Die Reformirten würden sich noch in der Gemeinschaft der Römischen Kirche befinden, wenn sie derselben die von Christo ertheilte Gewalt, in Glaubenssachen zu urtheilen, nicht abgesprochen und sich nicht zu Richtern in eigener Sache aufgeworfen, ja die Kirche nicht vieler Hauptfehler angeklagt und nicht die heilige Schrift verfälscht hätten. Noch schlimmer wäre von ihnen gehandelt, da sie Gotteshäuser zerstört, den durch Alter ehrwürdigen Gottesdienst abgeschafft, sich gewaltsam einen Kirchendienst angemaßt, hiermit einen großen Theil Europa's dem rechtmäßigen Hirten entzogen und sich selbst zu Hirten aufgeworfen hätten, obwohl die Kirche, (welche Beza dadurch, daß er zugegeben, man könne in derselben selig werden, für die wahre anerkannt) alle möglichen Einwendungen dagegen gemacht hätte. Uebrigens möchte er wohl wissen, wie die Calvinisten denjenigen behandeln dürften, welcher sich nur die Hälfte dessen wider sie unterfangen würde, was die Calvinisten sich gegen die Kirche erlaubt.

Beza bemerkte hierauf, die Katholiken hätten seine Glaubensgenossen nicht ungehört verdammen sollen, und wenn die Verdammung erfolgte, hätte sie wenigstens nach der Regel des Glaubens geschehen müssen, was die Synode von Trient nicht gethan habe.

Franz führte dagegen aus, daß, wenn es sich um Verurtheilung eines neuen Glaubens oder neuer Lehren handle, es nicht nothwendig sei, deren Urheber anzuhören, sonst könne kein auch noch so gottloses Buch, wenn der Verfasser unbekannt sei, verdammt werden. Man könne aber aus dem Buche gar wohl ersehen, ob dessen Inhalt mit dem Glauben übereinstimme oder nicht; dessenungeachtet habe das Concil unter Anbietung sichern Geleites die Gegenparthei öfter eingeladen. Diese sei aber nicht erschienen und müsse daher die Folgen des Nichterscheinens tragen. Weil die Protestanten nicht erschienen, seien ihre Schriften genau geprüft und habe ihre Abwesenheit die Verdammung des verwerflich gefundenen Inhaltes nicht aufhalten können. Derselbe Brauch herrsche bei allen wohl geordneten Gerichten, und die Calvinisten würden unter ähnlichen Umständen nicht anders verfahren sein.

Beza wendete ein, die Protestanten hätten sich ungeachtet des angebotenen sicheren Geleites zu erscheinen geweigert, da die Katholiken den Grundsatz hätten, Ketzern brauche nicht Wort gehalten zu werden, wie die Hussiten bewiesen, welche dem erhaltenen sichern Geleite zum Trotz auf dem Concile zu Constanz verbrannt wären. Nach solchem Vorgange hätten die Calvinisten auf die geschehenen Versicherungen sich nicht verlassen können.

Franz betheuerte, es sei eine alte, ganz grundlose und schon oft widerlegte Lästerung, daß die katholische Kirche lehren solle, man dürfe Ketzern mit gutem Gewissen Treue und Glauben brechen. Man müsse sich nur wundern, diese Lüge immer wiederholt zu sehen. Die Katholiken verlangten im Gegentheile, daß Jedwedem, wer er auch sei, Treue und Glauben gehalten werde. Die Berufung auf das Konstanzer

Concil sei unzutreffend. Die Feinde der Kirche hätten den Sachverhalt entstellt. Es habe das vom Kaiser zugesicherte freie Geleit von der freien Reichsstadt Konstanz nicht respectirt zu werden brauchen, weil sie demselben nicht beigetreten gewesen. Abgesehen aber davon, sei das sichere Geleit ausdrücklich unter gewissen Bedingungen ertheilt worden, welche von den Hussiten nicht gehalten seien. Endlich aber hätten die Hussiten selbst das Concil als einen Richter in Glaubenssachen anerkannt und sich demselben unterworfen, und daher mußten sie sich auch die Entscheidung desselben gefallen lassen. Aus dem angeblichen Bruche des sichern Geleites könne keinenfalls der von Beza der Kirche Schuld gegebene Grundsatz: den Ketzern brauche nicht Wort gehalten zu werden, hergeleitet werden.

Nachdem Beza hiergegen nichts einzuwenden wußte, fragte ihn Franz, welche Glaubensregel es denn gewesen, die das Concil nicht befolgt hätte. Beza antwortete: die einzige Glaubensregel sei die heilige Schrift, das Concil aber hätte sich anderer Regeln bedient. Franz entgegnete: die Schrift sei verschiedener Auslegung fähig. Weil nicht Jeder den richtigen Verstand wissen könne, so müsse die Kirche das Recht haben, die heilige Schrift zu erklären und zu beschließen, welches das Verständniß der Schrift sei, das mit dem Glauben übereinstimme. Beza behauptete hiergegen, die Schrift sei klar, jeder Gläubige habe so viel Erleuchtung, als zum Verständnisse der Schrift nothwendig sei, der heil. Geist zeige Allen durch seine Eingebung das wahre Verständniß der Schrift.

Wäre die Schrift so klar und leicht zu verstehen, meinte Franz, so könne nicht begriffen werden, weßhalb der Verschnittene der Königin Candace von Philippus den wahren Verstand der Schrift, weßhalb ferner der Prophet Daniel und der Evangelist Johannes vom Engel die Erklärung der von ihnen gesehenen Dinge verlangt hätten, auch weßhalb Akatholische selbst Bücher und Auslegungen der biblischen Texte

hätten und alle Tage herausgäben, worin eine Auslegung immer verschieden von der andern laute und die selbst mit einander in Widerspruch ständen. Luther habe die Worte vom Allerheiligsten Altars-Sacramente in einem ganz andern Sinne als Calvin genommen und die wahre Gegenwart des Leibes Christi wenigstens für den Fall des Empfanges zugelassen; während Calvin weiter nichts annehme, als Christus sei figürlich gegenwärtig. Wie könne man nun darthun, daß Calvin mehr erleuchtet sei, als die Kirche, welche von der heiligen Schrift eine Säule der Wahrheit genannt werde, wenn alle Gläubige solche Erleuchtung hätten? Aus was für Zeichen man endlich abnehmen könne, daß eine Einsprechung vom heiligen Geiste herkomme, nicht aber vom Geiste des Irrthumes, der sich sogar in einen Engel des Lichtes zu verstellen pflege? Woher Franz z. B. wissen könne, daß die Calvinisten ihn nicht betrögen, wenn sie solche Erleuchtungen zu haben, vorgäben, und wie man zur Erkenntniß gelange, daß ein solches himmlisches Licht in den Calvinisten wahrhaftig anwesend sei?

Hierauf wußte Beza weiter nichts zu antworten, als: weil der Kirche die Erkenntniß der hl. Schrift nöthig sei, ertheile der göttliche Geist, welcher die Kirche regiere, durch geheime Einsprechungen den Gläubigen, aus denen die Kirche bestehe, solche Eingebungen; auf diese Art erleuchte Gott den Verstand und bewege die Herzen. Diese Antwort war gar keine Antwort und besagte nichts anderes, als was die von Franz angefochtene Behauptung enthielt. Franz fragte daher: ob der göttliche Geist allen denen, welche die Schrift mit der wahren Begierde, dieselbe zu verstehen, lesen, diese Erleuchtungen mittheile, oder nur einem? Wenn die Erleuchtung Allen mitgetheilt werde, wie es denn komme, daß die Katholiken dieselbe nicht haben sollten und die Kirche um das wahre Verständniß der Schrift befragen müßten? Mit welchem Grunde man sagen könne, daß mittelst dieses geheimen Unterrichtes ein Jeder besonders die Wahrheiten

erkenne, nachmals aber nicht mehr erkenne, wenn Alle in einer Versammlung vereinigt seien? Wenn aber andernfalls nicht ein Jeder, sondern nur Einige diese Erleuchtungen empfingen, müsse man nothwendig Zeichen haben, aus denen zu erkennen sei, daß dieser oder jener solche Erleuchtungen wirklich vom hl. Geiste empfangen habe, denn es würde unvernünftig sein, in so hochwichtigen Dingen auf das bloße Wort des Andern zu trauen.

Franz zeigte weiter, wie aus Beza's eigenen Worten folge, daß die Calvinisten die rechte Glaubensregel nicht einmal wüßten, geschweige den Glauben verbesserten. Wenn man die innerlichen Erleuchtungen als eine Regel zulasse, so müsse bei dem Widerspruche dieser Eingebungen der heilige Geist dem Menschen gegeneinanderstreitende Sachen eingeben, also nicht mehr ein Gott des Friedens, wie Paulus ihn nenne, sondern der Uneinigkeit sein. Solcher Zwiespalt zeige sich, indem Luther den Brief des hl. Jacobus verwerfe, Calvin denselben aber für einen Theil der göttlichen Schrift halte, und in andern Punkten. Wenn die Calvinisten behaupten, Luther habe gefehlt, sei Luther ihnen den gleichen Vorwurf zu machen befugt. Wem unter beiden solle man nun glauben? Wie aber dürfe Jemand glauben, daß Gott wider sein ausdrücklich gethanes Versprechen, sie nicht zu verlassen, die Kirche so lange ohne das nothwendige Licht, recht zu glauben und zu lehren, gelassen haben solle? Wenn er aber Jemand erleuchtet, so habe er sicher die Kirche erleuchtet. Deßhalb habe auch der hl. Augustinus bekannt, er glaube dem Evangelio nicht, wofern die Kirche demselben zu glauben nicht gebiete. Beza werde zwar antworten, Augustin habe zu einer Zeit gelebt, wo der Glaube noch rein gewesen. Wie könne es aber nur wahrscheinlich erachtet werden, daß der heilige Geist sich mehr, denn hundert Jahre hindurch den Gläubigen verborgen und etlichen Privatpersonen im gegenwärtigen Jahrhundert seine Erleuchtungen vorbehalten habe, wodurch eine zahllose Menge der heiligsten

Leute im Irrthum gelassen worden, welche einzig und allein beschäftigt waren, der Wahrheit nachzuforschen? Ob der heilige Geist sich endlich dem Calvin gezeigt, damit dieser den Christen die Wahrheit lehre und was zu glauben sei?

Aus allem diesen schloß Franz, die Calvinisten hätten gar keinen Anlaß, die katholische Kirche anzuklagen, dieselbe verbreite falsche Lehren, noch das Concil von Trident zu beschuldigen, es sei in Erörterung der ihm vorliegenden Glaubensstreitigkeiten der wahren Glaubensregel nicht gefolgt, während die Calvinisten selber nicht wüßten, wie und wodurch sie die Zweifel in Glaubenssachen entscheiden sollten. Nie werde man sich über einen streitigen Glaubenspunkt vereinigen können, wenn man glaube, die heilige Schrift sei so klar, daß Jeder dieselbe ohne besondern Beistand verstehe, oder zulasse, daß alle Privatpersonen dieselbe erklären könnten. Wenn man ungründlicher Weise zugebe, ein Jeglicher sei zur Erkenntniß der heiligen Schrift genugsam erleuchtet, werde, abgesehen von den eben angeführten Ungereimtheiten, zwar unvermerkt aber unfehlbar ein Weg zu jener Schwärmerei gebahnt werden, worin so Viele sich einbilden, ganz gewiß die Wahrheit zu sehen, während Alles nur auf eine leere Einbildung hinauslaufe. Zur Erläuterung führte Franz an, wie Herzog Emanuel Philibert oft erzählt, daß, als er sich bei der Unterredung der Calvinisten zu Cormasse befunden, die berühmtesten Prädicanten, welche zur Vereinbarung über ein gemeinschaftliches Glaubensbekenntniß von den Landschaften auserwählt waren, sich über dasselbe durchaus nicht hätten einigen können. Weil nun Keiner dem Andern habe nachgeben wollen und über hochwichtige Punkte die Meinungen weit auseinander gegangen seien, habe sich ein Prädicant nach dem andern zum eigenen Aergerniß der Calvinisten und zum Gelächter der Katholiken aus der Versammlung hinweggedrückt. Der Herzog habe als ein weiser Fürst hieraus den Schluß gezogen, daß nicht allein kein Calvinist die Schrift verstehe, indem sogar die vornehmsten

Calvinisten über das wahre und eigentliche Verständniß derselben uneinig seien, sondern daß auch jene behaupteten innern Erleuchtungen einander sehr widersprechen müßten, indem sie gar keine Vereinigung zuließen, so daß die Protestanten in nichts einig seien, als im Hasse gegen die katholische Kirche, während sie mit andern Secten, obwohl sie solche als falsch, gottlos und ketzerisch verdammten, in Frieden lebten.

Diese Bemerkungen trafen den Beza auf das Empfindlichste. So duldsam und leidenschaftslos er auch zu erscheinen wünschte, vermochte er doch seiner Ungeduld keine Zügel anzulegen. Er getraute sich nicht zu behaupten, daß der Herzog nicht die Wahrheit gesagt, denn die Erzählung beruhte auf einer unläugbaren Thatsache. Darum ließ er seinen Unwillen gegen Franz aus und vergaß sich zu Schmähreden, um die Verachtung der Anführungen desselben auszudrücken. Franz aber, welcher sich selbst immer gleich blieb, sprach mit Demuth und Sanftmuth, er sei nicht in Beza's Haus gedrungen, um ihm Verdruß zu verursachen. Um hierzu den Anlaß abzuschneiden, wolle er über Glaubensstreitigkeiten mit ihm jetzt weiter nicht discutiren. Die Sanftmuth dieser Entschuldigung beschämte Beza. Er erkannte seine Uebereilung und bat seine Unart mit dem Eifer, den er für seine Religion trage, zu entschuldigen, wobei er bemerkte, der Hervorbruch der ersten Gemüthsbewegungen stehe nicht in des Menschen Gewalt. Er ersuchte seinen Gast dringend, ihn öfter mit seinen Besuchen, die ihm jederzeit willkommen sein würden, zu beehren.

Nachdem die Unterredung drei Stunden gewährt, empfahl sich Franz. Sein Weggang blieb nicht so unbemerkt, als sein Kommen. Im Vorzimmer befanden sich Diener Beza's und Genfer Bürger, die ihn erkannten, scheel ansahen und so laut, daß er's hören konnte, sagten, er sei ein sehr schlimmer Mensch und fähig, Aufruhr anzuzetteln. Als kümmerten ihn ihre Reden nichts, ging Franz ruhig an ihnen

vorüber. Am folgenden Tage besorgte Franz seine fünf Katholiken, hörte sie beichten, reichte ihnen den Leib des Herrn und tröstete sie in ihren Bedrängnissen. Sie weinten ihm Thränen der Rührung und des Dankes nach. Am dritten Tage kehrte er nach Thonon zurück. Als er Genf verließ, brach ihm das Herz fast vor Schmerz; er weinte bitterlich. Auf Ludwig von Sales Frage nach dem Grunde, antwortete er: „Ach, mein theurer Bruder, Jesus weinte über sein liebes aber undankbares Jerusalem. Sollte ich nicht auch über unser armes Genf weinen?"

In seinem Berichte über diese Genfer Reise an den hl. Vater hob Franz hervor, wie er den Beza den katholischen Ueberzeugungen und Lehren nicht ungeneigt gefunden und dieser selbst zugegeben, man könne in der katholischen Kirche selig werden. Er sprach aber zugleich die Besorgniß aus, das Ansehen, worin Beza stehe, und der Reichthum, den er besitze, würden ihn mehr als andere Beweggründe in seinem Irrglauben zurückhalten, doch meinte Franz, es seien die Versuche, ihn zu gewinnen, zu wiederholen, dieselben möchten kosten, was sie wollten. Indeß konnte er nicht verhehlen, in Beza ein steinernes und in seiner Halsstarrigkeit veraltetes Herz gefunden zu haben, weßhalb die Bekehrung ganz besondere Schwierigkeiten haben werde. Verzweifeln möchte er aber nicht daran, wenn er öfter mit ihm zusammenkommen und sich in Sicherheit mit ihm bereden könne, weßhalb es auch gut sein werde, mit den Genfer Prädicanten eine Disputation zu halten, weil in schweren und wichtigen Dingen etwas gewagt werden müsse. Franz stellte dem hl. Vater zugleich vor, wie die Einwohner der Landschaften Gex und Gaillard zum wahren Glauben zurückzukehren wünschten, daran aber durch die Genfer verhindert würden, welche zu diesem Zwange kein anderes Recht, als die gemißbrauchte Autorität des Königs von Frankreich hätten. Franz bat daher, der hl. Vater möge den kürzlich convertirten König Heinrich IV. bitten, dieser Tyrannei Einhalt

zu thun und die Republik Genf zu veranlassen, den Bewohnern der beiden genannten Landschaften Gewissensfreiheit zu gewähren.

In einem vom 29. Mai 1597 datirten apostolischen Schreiben lobte der hl. Vater Franzens Missionsfleiß und Erfolg und ermunterte ihn zur Fortsetzung seines Eifers, und versprach die erbetene Verwendung bei Heinrich IV. eintreten zu lassen. Er gebot auch, die Bekehrung Beza's ferner zu betreiben, denn wenn dieselbe im Vertrauen auf Gottes Beistand in Angriff genommen sei, müsse daran in demselben Vertrauen auch fortgearbeitet werden. In Folge dieses Schreibens ging Franz nach Genf, um mit Beza zu verhandeln. Er war von seinem Freunde Favre begleitet, der kürzlich zum Statthalter in der Grafschaft Genevois ernannt war. Es hatte den Anschein, als werde bei diesem Besuche die Zeit unter Höflichkeitsreden und Gesprächen, die zur Sache nichts nützten, verstreichen.*) Franz beschloß daher, ohne Vorbereitung das Gespräch über Glaubenssachen auf die Bahn zu bringen, und fragte, was für große verstäubte Bücher denn in der Ecke des Zimmers ständen. Beza erwiederte, diese seien die Kirchenväter, welche er nicht sehr achte. „Ich aber," entgegnete Franz lebhaft, „kann die hohe Achtung nicht ausdrucksvoll genug an den Tag legen, worin dieselben bei mir stehen." Er nahm eines der Bücher, wischte

*) Einige Biographen, unter anderen auch der neueste französische, der Pfarrer von St. Sulpice, verlegen die von mir weiter unten gemeldete Scene der Veränderung der unter einem Bilde Calvins befindlichen Verse aus dem Stadthause zu Genf in den Empfangssaal Beza's und lassen Franzen seine Varianten dem alten Beza mittheilen, welcher dieselbe als einen artigen Scherz wohlgefällig aufgenommen. Allein da Carl August von Sales hiervon so wenig, als viele andere Biographen, meldet, eine solche Introduction bei Beza auch Franzens sonstiger Urbanität und der Würde seines Zweckes übel entsprechen würde, so scheint es bis auf weitern Nachweis gerathener, mit Gallizia und Andern anzunehmen, daß Franz von Sales dieses Anagramm bei einer anderen Gelegenheit, also wohl im Stadthause, gemacht habe.

mit eigenem Mantel Staub und Spinnengewebe davon ab und fand, daß es Schriften des hl. Augustinus enthielt. Es fiel ihm auch sogleich eine Stelle in die Augen, worin Augustin sagt, die Gnade lasse dem Menschen seine volle Freiheit. Sie gab Franzen Gelegenheit, in eine ausführliche Erörterung über die Gnade und Rechtfertigung des Menschen einzutreten.

Beza behauptete, es sei nicht nothwendig, daß der Mensch mit der Gnade mitwirke, wohl aber, daß Gott die Herzen der Menschen immerdar antreibe und das Gute zu wirken nöthige. Franz, der aus Erfahrung wußte, wie anmuthig und lieblich die Bewegungen der Gnade seien, bediente sich, um das Gegentheil deutlich zu machen, folgenden Gleichnisses: wie eine Uhr, nachdem dieselbe von einer kunstfertigen Hand richtig hergerichtet worden, alle Stunden des Tages in Kraft des Anstoßes der ersten Bewegung weiset, ohne welchen sie nicht in Gang gekommen wäre, so ist es auch mit der Rechtfertigung des Menschen. Den Anfang macht Gott durch ein Anrühren des menschlichen Herzens; er treibt und reizt ihn dadurch zur Reue über seine Sünden an. Der Mensch nimmt diese von Gott ausgehende Bewegung freiwillig an, wirkt mit der Gnade, fährt mit dieser fort und bringt alles Uebrige zur Vollkommenheit, was zu seiner Rechtfertigung erforderlich ist. Der Unterschied mit der Uhr bestehet nur darin, daß die Uhr nothwendig demjenigen folgen muß, der sie im Anfange nach seinem Willen bewegt, wogegen Gott, ohne unserer Freiheit Gewalt anzuthun, bewegt. Er zieht uns zu sich durch die Bande der Liebe und Adams, wie die Schrift sagt, das ist durch unschuldige Ergötzlichkeiten, welche dem Herzen des Menschen, dem die Freiheit eingeboren worden, zusagen. Dieß giebt auch die hl. Schrift zu erkennen, wenn dieselbe sagt, Gott habe Wasser und Feuer vor den Menschen gesetzt, in dessen Gewalt es nun sei, welches von beiden er wählen wolle. Die Möglichkeit der Wahl unter den Dingen zeigt die Anwesenheit

einer vollkommenen Freiheit an, sich für eins oder das andere zu entschließen, ohne daß wir (im vorliegenden Falle) durch die Gnade gezwungen werden. Wie könnte, wenn dem nicht also wäre, Gott denjenigen selig nennen, der eine Uebertretung begehen konnte und nicht beging, der böse handeln konnte, es aber nicht that? Das gesammte alte und neue Testament erweisen diese Wahrheit und alle Kirchenväter der ersten fünf Jahrhunderte stehen ein für dieselbe.

Beza bewunderte den fertigen Verstand des Heiligen, welcher so schnell Gleichnisse und zu seinem Thema so passende Beweise finden konnte. Sie redeten nun von vielen andern hochwichtigen Punkten. Obwohl Beza auch jetzt der Wahrheit sich nicht ergab, so wankte er doch. Er war offenbar im Herzen überwiesen. Mit außerordentlicher Freundlichkeit ergriff er Franzens Hand, drückte dieselbe herzlichst und sagte, er bitte Gott täglich, daß, wenn er nicht auf dem rechten Wege sein sollte, er ihn durch seine unendliche Barmherzigkeit auf denselben führen möge, eine Aeußerung, welche unmöglich war, wenn Beza des rechten Glaubens gewiß gewesen wäre. Zeugen dieser von ihm zutraulich beim Scheiden wiederholten Worte waren Favre, Rolland und einige andere Anwesende. Dieselben bewogen Franz, noch einmal nach Genf zu gehen.

Freunde wollten ihn durch die Bemerkung von diesem Vorhaben abbringen, daß es ihnen zum Aergernisse gereiche, wenn er so oft nach Genf gehe, um mit diesem argen Irrgläubigen Unterhaltung zu pflegen. Er könne seine Zeit besser Seelen widmen, welche mehr Lust hätten, ihn anzuhören. Franz entgegnete nur: ob sie nicht wüßten, wie Jesus gesagt, er sei nicht sowohl um der Gerechten, als um der Sünder willen in die Welt gekommen, und wie dem hl. Paulus zufolge kein lieblicheres Wort vom Himmel herabgekommen, als daß Gott herniedergestiegen, um die Sünder zu retten. „Wenn wir," sagte Franz, „unsern Meister nachahmen und Sünderfischer sein sollen, warum soll ich dann für Beza nicht Alles thun, was ein Diener Jesu

Christi thun kann? Er ist ein verirrtes Schaf. Soll ich nicht gehen und den Versuch machen, dasselbe dem Wolfe aus dem Rachen zu reißen und es in die Hürde zurückzubringen?“ Franz ging also, aber nicht, um sich mit Beza nochmals in ein Wortgefecht einzulassen, sondern ihm ohne Scheu seine Absicht zu eröffnen. Er sagte daher sogleich nach seiner Ankunft, er sei nicht gekommen, um noch ferner mit ihm zu disputiren, sondern wegen einer hochwichtigen Angelegenheit offenherzig mit ihm zu sprechen. Diese bestehe in nichts Geringerem, als Beza's Rückkehr zur katholischen Kirche, die Beza selbst als die Mutter aller Kirchen gegen ihn anerkannt habe. Er bitte ihn deßhalb, das, was er jetzt in aller Freiheit reden werde, nicht übel aufzunehmen, auch der Hochachtung, die er vor seiner Person habe, und der Liebe, die er zu ihm trage, das zuzuschreiben, was ihm der Eifer in einer Angelegenheit eingeben werde, woran Beza's einziges Heil hänge.

Franzens offenherzige Freundlichkeit war Beza sehr wohlthuend. Er antwortete: die Aufrichtigkeit seines Gastes sei ihm bekannt. Ihm geschehe ein Gefallen, wenn er derselben keinen Zaum anlege. Er könne nicht anders, als Franz schätzen und ein Vertrauen zu ihm haben; doch hoffe man dasjenige umsonst, was nicht erlangt werden könne. Aus diesen Worten entnahm Franz, daß Beza in der rechten Stimmung sei. Er bat ihn inständig, bei seinem hohen Alter die Nähe des Todes zu bedenken. Er möge nicht die Zeit der Barmherzigkeit verstreichen und die Zeit der Gerechtigkeit herankommen lassen. Von dieser Gerechtigkeit möge er sich doch bewegen lassen, den Glauben wieder anzunehmen, den er mit der Muttermilch eingesogen. Es sei nicht zu glauben, daß das Licht, das er anfangs in der katholischen Kirche gehabt, in ihm erloschen sei. Jetzt sei die Zeit, sich desselben zu bedienen. Gott wisse die Ursachen, die ihn bewogen, den Glauben seiner Väter zu verlassen. Vor ihm könne man schlechterdings nichts, es sei was es wolle, ver-

bergen. Seine Bekehrung werde ihn zwar bei den Irrgläubigen verhaßt, aber dagegen beliebt bei den Engeln machen. Außerdem sei es eine Ehre, um Christi willen verfolgt zu werden. Zugleich erklärte sich Franz ermächtigt, Beza ein jährliches Einkommen von 4000 Goldkronen und den doppelten Werth des Hausrathes und der Bücher, welche er aus Genf nicht werde herausbringen können, anzubieten, damit ihn die Besorgniß der Armuth nicht von seiner Bekehrung abhalten möge. Dieses Anerbieten dürfte indessen nicht als eine Versuchung zum Abfalle ausgelegt werden, denn die ganze Welt und er, Franz selber noch mehr als Andere, seien überzeugt, daß ein Mann wie Beza seinen Glauben, bei dem man nur auf das Gewissen zu hören habe, nicht nach dem Nutzen ändere. Man habe ihm doch aber nicht zumuthen wollen, die zeitlichen Güter, die er bei den Calvinisten genieße, mit dem Glauben zu verlassen, ohne ihm zum Unterhalt und zum Ersatze der dabei zu erleidenden Einbußen andere anzubieten. Er verhandle, fügte Franz hinzu, jetzt vielleicht zum letzten Male in des Allerhöchsten Namen mit ihm und beschwöre Beza dringendst, was er ihm gesagt, zu Herzen nehmen zu wollen. Wenn er es unterlasse, werde es ihn eines Tages, jedoch zu spät, gereuen. Nach seinem eigenen Zugeständnisse könne der Mensch in der katholischen Kirche selig werden. Er müsse sich daher selbst seiner größern Sicherheit wegen hinein begeben, weil so viele Katholiken von großer erprobter Tugend und Wissenschaft bestreiten, daß ein Christ im Calvinismus die Seligkeit erlangen könne. In einer so wichtigen Sache müsse man den sichersten Theil erwählen. Der Ehre bringe dieses keinen Nachtheil, weil es vernünftig sei, zurück zu kehren und den rechten Pfad wieder aufzusuchen, wenn man inne werde, daß man von demselben abgewichen sei. Wenn sein Ansehen bei den Calvinisten auch natürlich verloren gehen werde, sei dieses ein unbedeutender Verlust, dem Gewinne der Seelenseligkeit gegenüber.

Beza schlug die Augen nieder, hielt den Blick auf die Erde geheftet und gab durch seine Verlegenheit zu erkennen, wie sein Herz ihm sein Unrecht vorhielt und das Gewissen in ihm sich rührte. Franz wußte freilich nicht, auf welche Seite der Irrgläubige sich wenden würde. Weil er aber nach seinem eignen Herzen auch Andere beurtheilte, gab er sich der Hoffnung hin, Beza werde der ganz augenscheinlich erkannten Wahrheit beifallen. Aber Erkennen und Wollen sind noch sehr weit verschieden. Auch ist es eine sehr seltene Gnade, daß sich am Ende seiner Tage ein im Bösen verstockter, von üblen Gewohnheiten gefesselter Mensch frei macht und zum Guten zurückkehrt. Noch seltener aber ist es, daß die Urheber und Vorsteher von Glaubensirrthümern sich bekehren. Zu solchen Bekehrungen ist die allergrößte Gnade nöthig, welche solche Häresiarchen gar nicht verdienen und daher nicht erwarten dürfen, weil sie sich eigenwillig von derselben abwenden. Diesen Satz bewährte denn auch Beza durch seine Handlungsweise. Nach langem Zögern antwortete er, obwohl er gewiß sei, daß man in der katholischen Kirche selig werden könne, so verzweifle er doch nicht, seine Seligkeit auch in der Glaubensgemeinschaft, worin er lebe, zu finden. Franz mochte ihn jetzt nicht weiter treiben, sondern wollte ihm Zeit lassen, das gemachte Anerbieten zu überlegen. Er meinte auch, bei ferneren Besuchen glücklicher zu Ende führen zu können, was er mit so glücklichen Anfängen begonnen. Hierin aber hatte er sich verrechnet. Seine Besuche bei Beza hatten unter den Genfern Argwohn erweckt. Diese ließen Beza überwachen und sollen sogar damit umgegangen sein, Franz, wenn er wieder erscheine, aus dem Wege zu räumen. Ein zuverlässiger Gewährsmann schreibt, daß der arme Beza, nachdem er auf diese Weise die Gelegenheit, mit Franz zu verhandeln, verloren, dieselbe vergebens begehrt habe, indem ihm dieselbe von seinen Umgebungen abgeschlagen wurde.

Da Franz mit Beza nicht mehr reden konnte, empfahl

er denselben Gott in brünstigen Gebeten, namentlich ließ er während des Jubiläums zu Thonon für ihn beten. Eben so bat der Bischof Granier von Genf für ihn und fand Gelegenheit, Beza heimlich ein Crucifix zustellen zu lassen, das er vom heiligen Vater für ihn erbeten. Diese Gebete waren nicht ohne Erfolg. Am 1. Juli hatte Beza einen Traum, worin er vor dem Richterstuhle Gottes erschien. Das Urtheil seiner Verdammung sollte eben gesprochen werden, als die heiligste Jungfrau, die er in seiner Jugend verehrt, einen Aufschub für ihn erlangte, auf daß er Buße thun möge. Dieser Traum machte auf Beza einen tiefen Eindruck. Er schrieb denselben den Gebeten des Bischofs von Genf zu, für welchen er eine besondere Verehrung hatte. „Ich weiß," schrieb er an Franz, „daß dieser heilige Mann Gott seit langer Zeit um meine Bekehrung bittet. Er muß recht inständig gebeten haben, daß er mir diese Gunst erlangt hat. Ich möchte gern seine Gesellschaft im Himmel genießen, wo alle Seligen ihn erwarten und hinwünschen. Aber ach! ich verdiene nicht, ihm die Schuhriemen aufzulösen. Ich wünsche, daß er fortfährt, für mich zu beten, damit ich mittelst seiner Verdienste Verzeihung für meine abscheulichen Sünden empfangen möge, welche mein Herz und Fleisch vor Furcht erbeben machen. Seit länger als 20 Jahren drängt dieser heilige Prälat mich, katholisch zu werden. Ich habe schon damals über seine Sitten und sein Leben Erkundigung eingezogen und erfuhr, daß er dreimal in der Woche faste, daß man ihn nie eine Minute Zeit verlieren sehe und ihn fast immer auf den Knieen zu Gott betend, lesend oder schreibend gefunden. Ich muß ihn heilig nennen, wenn er auch nichts Anderes gethan hätte, als daß er die Ursache von der Veränderung gewesen, die ich in meinem Herzen empfinde."

Es that sich allerdings eine große Veränderung an Beza kund. Er nahm mehrere Irrthümer zurück, die er bisher gelehrt, setzte sich in Opposition mit der Irrlehre und zeigte

sich der römischen Kirche und dem Culte der Mutter Gottes geneigt. Das beweisen erstens ein von seiner Hand geschriebenes in Franzens Nachlasse von der Mutter Chantal gefundenes Schriftstück, das er diesem durch einen Mann gesendet, welcher Genf verlassen hatte, um Katholik zu werden, zweitens eine Menge von andern durch Geschichtschreiber verzeichnete Thatsachen. Der Franciscaner Franz Feu-Ardent erzählt, Beza habe dem calvinischen Geistlichen Corneille gerathen, die Reformation zu verlassen und in die römische Kirche zurückzutreten, wobei er ihm versicherte, er selbst würde es thun, wenn er aus Genf entkommen könne. Der Abbé Joly meldet in seinen gelehrten und interessanten Bemerkungen zu Bayles Dictionaire, daß Beza auf die Frage einer seiner Anverwandtinnen, derselben empfahl, sich fest an die römische Kirche anzuschließen, ohne auf das, was er gethan oder geschrieben, Rücksicht zu nehmen. Als diese ihm ihr Erstaunen über einen seinem eigenen Verhalten so sehr widersprechenden Rath zu erkennen gab, ertheilte er ihr keine andere Antwort, als folgende traurige Worte eines Mannes, der nicht den Muth der Ueberzeugung hat: „Mein Stand ist erwählt."

Die Genfer suchten dem verdrießlichen Eindrucke, den diese Sinnesänderung ihres Oberhauptes wider die Reformation hervorbringen konnte, dadurch zu begegnen, daß sie ihn der öffentlichen Meinung als einen Greis darstellten, dessen Alter seine Vernunft geschwächt und der nur noch faseln könne. Er aber blieb bei seiner veränderten Ueberzeugung und wollte aus Genf entfliehen, um seinen Irrglauben abzuschwören. Man erzählt sogar, er habe sich verkleidet, um sein Vorhaben besser ausführen zu können. Die Genfer, welche davon Kenntniß erhielten, hätten ihm Wächter gegeben, daß er nicht entkommen konnte, so daß er wenigstens äußerlich im protestantischen Culte verharrte, bis er 86 Jahre alt, am 26. November 1605 starb. Seine Landsleute soll er beschuldigt haben, sie seien Schuld an seiner Verdammung.

Mehrere Momente lassen für sein Heil fürchten: erstens die nachgiebige menschliche Rücksicht, welche ihn an einem Culte Theil nehmen ließ, den sein Gewissen verwerfen mußte; zweitens sein Brief an Wilhelm Stockius, worin er, um das Gerücht, er sei todt und habe vor seinem Sterben den Irrglauben abgeschworen, zu widerlegen, die Hypothese aufgestellt, die Jesuiten, namentlich Pater Clemens du Puy, seien Erfinder dieser Fabel und sich auf ihre Kosten wie ein Mann lustig macht, der, wenn er im Grunde Katholik war, wenigstens nicht den Muth hatte, seine Ueberzeugungen zu bekennen. Noch schlimmer für ihn steht die Sache, wenn Ludwigs von Sales schon 1598 gedruckte Versicherung richtig ist, daß der den Jesuiten zugeschriebene Brief eine Betrügerei Beza's sei.

Beza mag auch von der Freiheit, seinen Begierden nachzuleben, in seinem Irrthume festgehalten worden sein. Wenigstens scheint verbürgt, daß, als sich ein Herr Deshayes, Gouverneur von Montargis und ein sehr guter Freund unseres Heiligen, in Genf aufhielt und auch mit Beza in nähere Bekanntschaft trat, den er wegen seines lustigen, aufgeweckten Wesens sehr angenehm zum Umgange fand, wie auch Beza mit diesem umgänglichen Edelmanne gar gern verkehrte, sich in diesem Verkehre Folgendes ereignete: Als Herr Deshayes sich eines Tages mit Beza allein befand, bat er ihn, ihm im Vertrauen zu sagen, was ihn besonders zur Annahme des neuen Glaubens bewogen habe. Beza ward vor Scham roth und antwortete nicht. Aber er ließ ein sehr schönes Mädchen, das er in seinem Hause hielt, hereintreten, deutete mit dem Finger auf dasselbe und sprach: Sehen Sie da die Ursache, welche mich bewegt und auch bewirkt, daß ich bei meinem Glauben verharre. Herr Deshayes verwunderte sich über diese Rede gar sehr, weil Beza sich bereits in einem so hohen Alter befand, daß er ihn über eine Sünde hinweg zu sein erachtete, der es eigenthümlich ist, den Verstand zu verblenden, das Herz zu verhärten und,

wie die Schrift redet, die Weisen zum Abfallen zu bringen. Diese Unterredung und Scene hat Herr Deshayes dem nachherigen Bischof von Castro Giarda, einem der Lebensbeschreiber des hl. Franz, selber erzählt.

Hatte Franz auch nicht die Freude, Beza der Kirche wieder zu gewinnen, so brachten ihm die Besuche in Genf doch liebliche Früchte anderer Art. Als er beim ersten Besuche Beza's Haus verließ, begegnete ihm ein Soldat der Besatzung von Alinges, welcher ihm meldete, im Hause eines Jacob Joli liege ein Katholischer auf den Tod erkrankt. Franz ging sofort zu demselben. Durch die Majestät und Freundlichkeit seines Antlitzes flößte er den Anwesenden sogleich Ehrerbietung ein, welche daher willig seinem Ersuchen entsprachen, das Zimmer zu verlassen, obwohl sie muthmaßen mochten, was er zu thun beabsichtige. Er hatte daher Gelegenheit, die lange Beichte des Kranken ungestört anzuhören und ihn zu seinem großen Troste zu absolviren.

Als er das Rathhaus von Genf besuchte, fand er dort des Reformators wohl getroffenes Portrait mit der Unterschrift:

Hoc vultu, hoc habitu, Calvinum **sacra** doc entem
Geneva **felix** audit;
Cujus scripta piis toto **celebrantur** in orbe
Malis licet ringentibus.*)

Franz, welchen ein solcher Lobspruch verdroß, bat seine Begleiter, denselben mit Veränderung von nur drei Worten lesen zu dürfen, indem er für **sacra insana**, für **felix demens** und für **celebrantur damnantur** lese.

*) In solcher Gestalt, in solcher Kleidung hört Genf, die glückselige Stadt, Calvin an, wenn er ihr heilige Dinge vorträgt, dessen Schriften von den Gottseligen in der ganzen Welt gelobt werden, obwohl die Gottlosen dawider murren.

Nach Franzens Variante lautet der Spruch im Gegentheil: In solcher Gestalt, in solcher Kleidung hört Genf, die unsinnige Stadt, Calvin an, wenn er ihr unsinnige Dinge vorträgt, dessen Schriften von den Gottseligen in der ganzen Welt verdammt werden, obwohl die Gottlosen dawider murren.

Die vielen und ansehnlichen Bekehrungen versetzten die Prädicanten in solche Unruhe, daß dieselben aus den umliegenden Gegenden zusammenkamen und beschlossen, den unbequemen Dompropst zu einer öffentlichen Disputation herauszufordern, inzwischen aber der Meinung Eingang zu verschaffen, daß jenem seine Pläne mehr durch seine Beredsamkeit im Gespräche, und weil er wohl zu schwatzen verstehe, als durch andere Mittel gelängen. Als Franz von der Absicht einer Disputation erfuhr, ruhete er selbst nicht eher, bis dieselbe zu Thonon anberaumt war. Allein weder am bestimmten Tage, noch an einem der folgenden erschien Jemand von Seiten der Prädicanten. Diese blieben unter nichtssagenden Entschuldigungen aus. Nun erbot sich Franz mit nur sechs Priestern nach Genf zu kommen und forderte zugleich alle Prädicanten mit dem Entbieten heraus, sich nur der in Genf gedruckten Bücher bedienen zu wollen. Hierauf erfolgte allgemeines Schweigen. Nur ein einziger Prädicant aus dem Pays de Vaud, Galletier, kam nach Thonon und ließ sich mit Franz in eine Disputation über Glaubenssachen ein, ward aber von Franz zu seinem großen Nutzen überwunden und mußte die römische Kirche für die wahre und eine heilige Kirche öffentlich anerkennen. Er hatte aber nicht den Muth, sich selbst dazu zu bekennen. Auch dieser ward von den Bernern processirt und wie Carl August von Sales zu melden weiß, zum Tode verurtheilt.

Um diese Zeit war es auch, wo ein Edelmann unangemeldet in Franzens Zimmer trat, weil dasselbe aus Versehen unverschlossen geblieben war und denselben beim Flicken seiner Kleider beschäftigt fand. Der Edelmann, ein Neubekehrter, wunderte sich nicht wenig, den Heiligen bei einer Arbeit beschäftigt zu finden, welche seiner adelichen Geburt so wenig anstand und gab ihm dieß unverholen zu erkennen. Franz erwiderte: „Ich sehe nichts Unanständiges dabei, wenn ich mir mit meinen Händen flicke, was ich selber zerrissen habe.“ Diese Worte haben den Edelmann im Glauben

sehr gestärkt. Später noch, als er bereits Bischof war, traf ihn der Herzog von Nemours einmal, als er die Chorröcke flickte. Als der Herzog ihn mit dieser Arbeit aufzog, entgegnete Franz, ein jeder Christ müsse die Livree und Hoffarbe Jesu Christi, nämlich die Armuth, tragen; er habe aber keine Gelegenheit, es auf andere Weise zu zeigen.

Im Juni 1597 reiste Franz nach Annecy zur Provinzial-Synode und trug den Stand der Dinge in Chablais vor, um die Nothwendigkeit der Sendung neuer Mitarbeiter darzuthun, weil seine und seiner bisherigen Helfer Kräfte nicht ausreichten, die Arbeit zu bewältigen. Nebst großen Lobsprüchen erhielt Franz etliche Mitgehilfen aus dem Capuziner-Orden und der Gesellschaft Jesu, namentlich den Pater Cherubin von Maurienne, den Pater Spiritus Baume und den Pater Saunier bewilligt, mit denen er nach Chablais zurückreiste. Nachdem er sie namentlich in der Landschaft Gaillard vertheilt, ging er nach Thonon zurück. Unter Zustimmung des Herzogs und unter Beisteuern zu den Kosten durch den Bischof von Genf, ward zu Annemasse im September 1597 ein vierzigstündiges Gebet veranstaltet.

Um dazu das Volk herbeizuziehen, ward beschlossen, die Aufführung eines Schauspiels, „das Opfer Abrahams," welches von den beiden Ludwig von Sales, einem Vetter und einem Bruder des Heiligen, verfaßt worden, auf dem Markte zu Annemasse damit zu verbinden. Die Katholiken aus ganz Savoyen strömten so zahlreich zu der Festlichkeit herbei, daß die Genfer beunruhigt wurden und einige Compagnien Soldaten entsendeten, um die Pässe zu besetzen. Man besorgte einen Aufstand. In Thonon erregte diese Nachricht solchen Schrecken, daß Niemand wagte, der nach Annemasse beabsichtigten Procession das Kreuz voranzutragen. Franz befahl daher seinem Diener Rolland, mit dem Kreuze voraufzugehen, und beschwichtigte dessen Angst durch die Zusage, immer in seiner Nähe bleiben zu wollen. Er selbst folgte im

Chorrocke und stimmte den Hymnus vom hl. Kreuze an. Diese Herzhaftigkeit ermuthigte das Volk. Es schloß sich eine Person um die andere dem Zuge unterwegs an. Auf einem rauhen, 5 Stunden langen Wege schritt der Zug, Hymnen, Psalmen und Litaneien singend, dahin. In Annemasse vereinigte sich die Bruderschaft vom hl. Kreuze aus Annecy mit dem Zuge, welche vom Domherrn von Sales geführt ward, den Franz beim Begegnen umarmte. Diese vereinigte Procession, deren Mitglieder fast alle baarfuß und mit Rosenkränzen in den Händen einherschritten, machte durch ihre Ordnung und Andacht einen außerordentlichen Eindruck. Sie zog in die Kirche ein, welche, von den Irrgläubigen zerstört, nur nothdürftig wiederhergestellt war, so daß Lücken und Mauerspalten mit leinenen Tüchern und Tapeten zugehangen waren. Am Ende des Tages ward die allerseligste Jungfrau durch Musik und Loblieder geehrt.

Am folgenden Tage, Sonntags, hielt der eigens hierzu gekommene Bischof das Hochamt. Nach dem Evangelio machte Franz mit einer geistvollen und in schöner Sprache abgefaßten Predigt den Anfang mit dem 40stündigen Gebete und zeigte einem jeden Stande der Personen die Stunde an, in welcher derselbe zur Anbetung des allerheiligsten Sacramentes sich vor demselben einzufinden habe. Aus den umliegenden Ortschaften erschienen zahlreiche*) Processionen, denen in den drei Tagen zwölf Predigten gehalten wurden. Jeder Procession war eine Stunde zur Anbetung vergönnt. Sämmtliche Einwohner zweier Dörfer, aus dem einen 300 und dem andern 200, erschienen in weißen Kleidern und schworen in Franzens Hände ihre bisherigen Irrthümer ab. Die Herrlichkeit, die majestätische Würde und der feierliche Ernst der Kirchen-Ceremonien trug nicht wenig dazu bei, diese Bekehrungen zu fördern. Die Feier ward mit einem Tedeum beschlossen. Franz richtete schließlich ein von den

*) Die aus Ternier betrug allein 6—7000 Köpfe, worunter 700 Neubekehrte.

Calvinisten umgeworfenes und zertrümmertes Kreuz an der Straße vorerst in Holz wieder auf. Dieß geschah unter großem Zulauf von Protestanten und Katholiken, welche letztere sich auf 30,000 beliefen, und mit feierlichem Gepränge. Pater Spiritus hielt eine Predigt, von welcher eine Anzahl von Leuten selbst in Genf einzelne Theile hörten und verstanden. Eine Blechtafel, die am Kreuze befestigt war, enthielt in zierlichen, von Franz selbst verfaßten französischen Versen*) die Kundgebung, wie die Katholischen nicht den Stein oder das Holz anbeteten, sondern Jesum Christum, welcher durch seinen am Kreuze erlittenen Tod das Kreuz der Verehrung würdig gemacht, da er dasselbe mit seinem Blute gewaschen. Pater Talissieux verfaßte bei dieser Gelegenheit eine Schrift, worin er von der Verehrung des hl. Kreuzes handelt, und welche, nachdem sie gedruckt worden, in Chablais und Genf in vielen Exemplaren verbreitet ward. Der Prädicant La Faye gab sich die traurige Mühe, in einem anonymen, mit Lügen und Irrthümern angefüllten giftigen Buche wider die Verehrung des Kreuzes loszuziehen. Hierauf antwortete Franz in seiner Schrift: „Die Fahne des hl. Kreuzes", welche er aber erst im Jahre 1600 öffentlich herausgab und dem Herzoge von Savoyen „als erstes aus seiner Feder hervorgegangenes Werk" widmete, woraus hervorgeht, daß er seine Controversen gar nicht mitzählte. In der Vorrede zeigte er, daß, wenn auch Gott die höchste Ehre gebühre, einigen Geschöpfen doch immerhin eine untergeordnete religiöse Ehre erwiesen werden dürfe, welche sich aber auf Gott, den Urheber des Guten in ihnen, beziehe. Je höher eine Person ist, desto mehr ehrt man, was ihr gehört und sie berührt. Man würde es an der Jesu Christo verbundenen Ehrfurcht fehlen lassen, wenn man sein Kreuz nicht

*) Ce n'est la pierre ni le bois
Que le Catholique adore;
Mais le Roi qui, mort en croix,
De son sang la croix honore.

ehrte, das sein Thron, sein Altar, sein Sterbebett gewesen. Diese Schrift ist in vier Bücher getheilt. Im ersten ist vom Namen und den Wirkungen des Kreuzes, welche dasselbe verehrungswürdig machen, gehandelt und darauf hingewiesen, wie des Elias Mantel, der Stab Moses und St. Pauli Leinen ebenfalls besondere Ehren genossen. Franz erzählt zugleich die Erhaltung, Auffindung und das Alterthum des hl. Kreuzes und die durch dasselbe bewirkten Wunder. Im zweiten Buche handelt er von der Weise, wie das hl. Kreuz dargestellt wird, von den Bildern des Kreuzes und des Gekreuzigten, von der dem Kaiser Constantin gewordenen Erscheinung des Kreuzes, vom uralten Gebrauche des Zeichens des Kreuzes bei verschiedenen Veranlassungen, von Begrüßung und Anrufung desselben, und den Namen des hl. Kreuzes, Vergleichung des Kreuzes mit der ehernen Schlange und den Strafen, womit Gott diejenigen heimgesucht, welche das hl. Kreuz verunehrt haben. Im dritten Buch folgt eine Beschreibung des hl. Kreuzes und der Erweis, wie solches nicht allein das Kennzeichen der Christen sei, sondern bereits unter dem alten Gesetze gebräuchlich gewesen. Auch werden hierin Betrachtungen über die Nützlichkeit des Kreuzzeichens bei den Segnungen, Weihungen und Beschwörungen und der Kraft desselben wider die bösen Geister angestellt. Im vierten Buche redet Franz von der Verehrung des hl. Kreuzes und erklärt, wie in einem gewissen Verstande auch erschaffene Dinge angebetet werden könnten, obwohl die Anbetung in einem andern Verstande Gott allein vorbehalten sei und man den Katholischen Unrecht thue, wenn man sie beschuldige, die Ehre, welche sie dem Kreuze erwiesen, bezöge sich auf das Material, woraus dasselbe bestehe. Zuletzt erwähnt Franz klagend der Verfolgungen des Kreuzes, welche aber nur Christo gelten, da Jesus niemals ohne Kreuz, sondern immer mit und an demselben sei. Auf dieses Buch hatte lange Zeit keiner unter den Irrgläubigen zu antworten das Herz. Endlich aber erschien die Entgegnung eines Prädicanten, welche

aber so beschaffen war, daß Franzens Freunde eine Antwort darauf überflüssig hielten, weil sein Buch sich in sich selber rechtfertige.

Nach Thonon zurückgekommen, beschäftigte sich Franz damit, das Vertrauen der Thononer zu erwerben. Er suchte sich ihnen auf alle Weise gefällig zu erweisen. Da er ehedem die Rechte studirt, wußte er bei Rechtsstreitigkeiten gute Rathschläge zu ertheilen und schlichtete häufig Processe zur Zufriedenheit beider Partheien. Auch in ärztlichen Dingen ertheilte er oft preiswürdigen Rath, weil er in seiner Jugend sich medicinische Kenntnisse erworben. Sein ganz apostolisches Leben gewann täglich der Kirche neue Kinder. Waren sie arm, so sendete er sie nach dem Schlosse der Familie von Blonay, welche nicht nur ihren Bedürfnissen abhalf, sondern sie auch durch Rede und Vorbild im Glauben bestärkte. Für diese Hilfe, die sie seinen Armen spendeten, war Franz der geistliche Helfer und Rathgeber der Blonayschen Ehegatten. Dieselben gaben einander das Versprechen, daß der einst überlebende von ihnen in den geistlichen Stand oder ein Kloster treten sollte.

Als Frau von Blonay zuerst gestorben war, ward der Wittwer dem Versprechen gemäß Geistlicher. Franz nannte ihn von da ab seinen Bruder und herbergte bei seinen Ausflügen in seinem Schlosse. Hier beschäftigte er sich viel mit Herrn Blonay's Kindern. Wie er die jüngste Tochter Aimee schon als Kind an sich gefesselt und diese nachher im Orden der Heimsuchung eine ausgezeichnete Mutter ward, wird im besondern Leben derselben gemeldet werden. Noch besser als Herr von Blonay fuhren die Patres Capuziner fort, Franz in seiner Mission zu unterstützen. „Liebe Väter," pflegte er zu sagen, „Sie sind mir von Gott und unserm großen Familienhaupte, dem hl. Vater, gesendet, dem ich vorgestellt, wie, nachdem an allen Seiten die Ernte zu reifen begonnen, es der Arbeiter zum Einernten bedürfe; vertrauen Sie auf die Gnade Gottes, der Sie sendet; er giebt Ihnen Muth und

wird Sie segnen." Besonders eifrig war unter diesen Ordensgeistlichen der Pater Cherubim, ein geschickter, muthvoller Prediger, welcher vor keiner Schwierigkeit zurücktrat. Er ruhete nicht eher, als bis die Protestanten vom Mitgebrauche der Kirche St. Hippolyt ausgeschlossen wurden, da sie an der Kirche von St. Augustin bei ihrer täglich zusammenschmelzenden Anzahl vollkommen genug hatten. Mit einer, später freilich durch Gutheißung des Herzogs nachträglich geheilten Unbesonnenheit hatte er während Franzens Abwesenheit die Katholischen in den ausschließlichen Gebrauch der großen Glocke gesetzt, welche die Calvinisten noch mit benutzt hatten.

In einem ganz entgegengesetzten Sinne, mit Glimpf und Sanftmuth arbeitete Franz den Irrgläubigen entgegen. Eines Tages hatte er über das Wort des Evangeliums gepredigt: „Wenn dich Jemand auf die rechte Wange schlägt, reich' ihm auch die linke." Ein Calvinist hatte die Frechheit, ihm beim Herausgange aus der Kirche vor allen Anwesenden zu sagen, er habe bei dem Empfehlen der Darreichung der linken Wange ohne Zweifel bezweckt, daß jene nicht blaß bleibe, nachdem diese rothgeschlagen worden. Er fragte: ob Franz, wenn er demselben jetzt einen Backenstreich gäbe, nach seiner Empfehlung handeln werde, oder zu denen gehöre, welche gut sprechen, aber nicht handeln. Franz entgegnete: „Ich weiß wohl, was ich thun müßte, aber nicht, was ich thun würde, denn ich bin ein armer elender Mensch; ich vertraue auf die Gnade Gottes, der aus einem Rosenstocke eine unerschütterliche Säule zu machen im Stande ist. Wenn ich aber, ungetreu der Gnade, diese Beleidigung nicht christlich ertrüge, so lehrt das Evangelium Sie in der von Ihnen so eben angeführten Stelle, wo es die Prediger tadelt, welche sagen, aber nicht thun: zu thun, was jene sagen, aber nicht, was sie thun."

„Aber," versetzte der Calvinist, „der Heiland reichte doch dem Diener des Hohenpriesters, welcher ihm einen Backen-

streich versetzte, die andere Wange nicht." — „Wollen Sie," entgegnete Franz, „unsern Herrn unter die rechnen, welche sprechen, aber nicht handeln? Gott verhüte einen solchen Gedanken über den, welcher das Vorbild aller Vollkommenheit ist. Alle seine Werke sind vollkommen und wir haben kein Recht, sie zu beurtheilen oder Rechenschaft darüber zu fordern. Es ist indeß leicht einzusehen, weßhalb unser Herr nicht auch die andere Wange darreichte. Er glühete im Eifer für das Heil des ruchlosen Dieners; er wollte ihn durch Vorhaltung seines Fehlers zur Reue führen. Im Verfolg seiner Passion übte er aber in ausgezeichneter Weise seinen Rath, auch die andere Wange darzureichen, denn er bot seine Wangen den Backenstreichen und dem Anspeien, wie seinen ganzen Leib den Geißelhieben und Streichen dar."

Der Calvinist war durch diese Antwort befriedigt. Aber Franzens Glaubensgenossen waren ungehalten, daß er den frechen Menschen nicht derb zurechtgewiesen. Er aber mißbilligte Alles, was die Irrgläubigen verletzen konnte und vermied jede beschimpfende Bezeichnung. Nie ließ er sich, weder auf der Kanzel noch anderswo, im Tone des Zorns, des Unwillens oder der Verachtung wider sie vernehmen. Er ging nie darauf aus, sie durch Widerlegung ihrer Irrthümer zu beschämen, sondern bemühete sich, sie zu gewinnen, indem er ihnen ruhig die Wahrheit und dann die Schönheit der katholischen Lehre auseinandersetzte. Dabei legte er eine Sanftmuth und eine Güte in seine Worte, die ihnen bewies, wie sehr er sie liebte. Griffen sie ärgerlich seine Lehre an, behandelten sie seine Person unverschämt, so antwortete er mit unvergleichlicher Ruhe, ohne Streitsucht und Hader und befolgte den Grundsatz des Apostels: „Wenn aber Jemand glaubt, streiten zu müssen, der wisse, wir haben eine solche Gewohnheit nicht, noch auch die Kirche Gottes." Er nannte die Calvinisten seine Brüder nach Art der alten Väter, welche diesen Namen den Ketzern ihrer Zeit beilegten, „denn," sagte er, „die Protestanten sind unsere Brüder, sei es als

Christen oder als Menschen. Durch die Taufe sind wir ja alle Kinder desselben Vaters, welcher Gott ist, und durch unsere natürliche Geburt Abkömmlinge eines gemeinschaftlichen Vaters, Adams; obenein aber sind die, zu denen ich rede, meine Landsleute und Mitbürger, und es findet zwischen ihnen und mir noch eine andere Art von Verbrüderung statt."

Einige seiner Mitarbeiter glaubten, die hl. Schrift rechtfertige eine derbere Behandlung der Irrgläubigen. Franz aber zeigte ihnen, wie man die Menschen mehr durch Sanftmuth, als durch Gewalt gewinnt, wie man mit einem Löffel voll Honig mehr Fliegen fängt, als mit hundert Fässern voll Essig. Man müsse, sagte er, den natürlichen Stolz des Menschen schonen, namentlich bei den Anhängern eines Glaubens, der alle untrügliche Autorität verwirft und dessen charakteristisches Merkmal der Geist des Hochmuthes ist, den jedes herbe Wort ärgert, empört und in Wuth versetzt, aber nicht bekehrt. Er berief sich dabei auf seine Erfahrung und sagte: „Ueberall, wo ich mich zu einer Schmähung oder einem Vorwurfe habe hinreißen lassen, hatte ich Grund, solches zu bereuen; hatte ich das Glück, einen Irrgläubigen auf den rechten Weg zu bringen, so hat die Sanftmuth diese Eroberung gemacht. Liebe und Zuneigung üben mehr Gewalt über die Seelen als die Kraft der Gründe, geschweige Strenge und Bitterkeit."

Franzens Mitarbeiter konnten sich nicht überzeugen, daß er Recht habe. Sie meinten, seine Sanftmuth werde von den Irrgläubigen als Furcht ausgelegt und vermehre nur ihren Hochmuth. Nachdruck und Kraft seien bessere Bekehrungsmittel, als Schonung. Franz blieb bei diesen Entgegnungen ganz ruhig und sprach weiter nichts zu seiner Rechtfertigung, da er sicher war, damit bei Leuten nichts auszurichten, die, wie er später sagte, denen glichen, die durch ein gefärbtes Glas sehen und Alles in der Farbe erblicken, welche dieses Glas zeigt. Er fuhr aber durchaus in seiner sanftmüthigen Weise fort. Seine Collegen verklagten ihn

nun beim Bischofe von Genf. Sie sagten: Franz zerstöre an einem Tage mehr, als sie in einem Monate aufbauen könnten; er predige mehr, wie ein Prädicant, denn als ein Priester; vergesse sich sogar so weit, die Irrgläubigen seine Brüder zu nennen; die Protestanten betrachteten dieß als einen Triumph und gäben sich der Hoffnung hin, ihn zu ihrer Parthei hinüberzuziehen; sie liefen in Masse herbei, seine süßlichen Reden zu hören, die ihre Ohren kitzelten, und seine Sprache der Brüderlichkeit; als ob es eine Gemeinschaft geben könne zwischen Licht und Finsterniß, eine Genossenschaft zwischen den Kindern Christi und Belials. Der Bischof beschränkte sich darauf, die gute Absicht der Ankläger anzuerkennen, übrigens ihnen den Geist der Eintracht und des gegenseitigen Ertragens anzuempfehlen. Diese Lehre gab ihnen der Dompropst alle Tage praktisch. Franz, obgleich sie ihn täglich tadelten und mit Vorwürfen überhäuften, zeigte ihnen eine unverminderte Theilnahme, freute sich ihrer Erfolge und lobte, was zu loben war.

Von nothwendigen Geschäften nach Annecy gerufen, fand Franz diese Stadt in Folge einer ansteckenden Krankheit verödet, welche daselbst schwere Verwüstungen anrichtete. Er widmete sich ganz dem Dienste der Kranken und war Tag und Nacht bei ihnen thätig, bis er am 4. Juni 1598 in Folge seiner Anstrengungen von einem heftigen Fieber befallen wurde, welches sein Leben ernstlich in Gefahr brachte, so daß der Bischof vor Betrübniß über die Nachricht selbst krank ward. Kaum hatte Franz auf eine an's Wunderbare gränzende schnelle Weise seine Gesundheit wieder erlangt, als er wieder anfing, sich dem Dienste der Kranken zu widmen und seine Missionsarbeiten so lange ruhen ließ. „Es ist," sprach er, „vernünftig, da zu helfen, wo die Noth am größten ist. In Chablais finden sich jetzt Personen genug, welche geschickter sind, die Irrgläubigen zu bekehren, als ich. Dagegen sind die Pestkranken in Gefahr, von Allen verlassen zu werden. Die Furcht hält Väter von ihren kranken Kindern, Ehemänner

von ihren Ehefrauen zurück und treibt selbst die Hirten von ihren Schäflein hinweg. Daher sterben diese ohne die heil. Sacramente und werden der Hilfe beraubt, welche den Sterbenden ein glückliches Abscheiden versichert. Es liegt wenig daran, ob ich sterbe. Daß ich aber wohl sterbe, daran liegt Alles."

Als der Bischof von Genf von diesem Vorhaben Nachricht erhielt, beschloß er, dasselbe auf alle Weise zu hintertreiben, weil Franzens Leben das kostbarste und nützlichste in seinem Sprengel war. Er beschied also den Dompropst unter dem Gebote unverweilten Erscheinens vor sich nach Ville en Salaz, wohin er sich zurückgezogen. Mittelst des Gehorsams nöthigte er Franz zum Abstehen von seinem Vorsatze. Franz folgte willig, weil er es für eine strafwürdige Halsstarrigkeit hielt, dem Willen der Obern entgegen zu treten. Er erkannte, wie es eine Verblendung des bösen Feindes sei, wenn man sich einbilde, zu gewissen Verrichtungen einen besonderen Beruf zu haben, während dazu doch nichts treibt, als eine eigenwillige Neigung. Ehe Franz nach Thonon zurückkam, von dem er 3 Monate lang abwesend war, fand er, daß die Mission gute Fortschritte gemacht hatte. Ein Jesuiten-Collegium war in voller Thätigkeit. Es hatte dort inzwischen auch Pater Cherubim mit einem Prädicanten, Eignarius, der aus Genf seiner Herausforderung gefolgt war, am 15. März 1598 disputirt und denselben überwunden. Der Prädicant hatte die Flucht ergriffen. Seine Niederlage hatte wieder viele Bekehrungen zur Folge. Unter denselben war diejenige eines Edelmannes, Ferdinand Bouvier, an dessen Sinnesänderung Franz schon lange gearbeitet, besonders merkwürdig, weil sie Franz Gelegenheit gab, die Lügenhaftigkeit des Buches von du Plessis Mornay wider die Messe, das ihm Bouvier gebracht hatte, mit solcher Ueberlegenheit darzuthun, daß kein Prädicant auf seine Widerlegung, welche auch den Herrn von Bouvier von der Nothwendigkeit und Christlichkeit der Messe überzeugte, zu antworten vermochte.

Um diese Zeit befreite Franz auch den Pater Spiritus de Beaume aus einem lebensgefährlichen Tumulte. Dieser hatte außerhalb der Stadt eine Predigt des Prädicanten Viret angehört. Als derselbe die Kirche verlassen, redete ihn der Pater an und ersuchte ihn um den Beweis einiger in seiner Predigt aufgestellten Behauptungen. Viret antwortete mit Schimpfreden. Nun ward der Pater auch ein wenig lebhaft. Das aus der Predigt kommende Volk umgab die Streitenden. Einer nannte den Pater einen verlarvten Geistlichen und vergriff sich an seiner Person. Die Weiber hoben schon Steine auf, um den Pater damit zu werfen. Da kam Franz des Weges und gebot durch die bloße Majestät seiner Erscheinung dem Volke Ruhe, das er mit liebreichen Worten bald völlig beschwichtigte, indem er demselben vorhielt, wie die Missionäre auf Befehl des Fürsten gekommen, um zu predigen und zu disputiren. Es sei der angeblichen Reformation der Gegner sehr nachtheilig, wenn man dieselbe nicht mit Gründen, sondern mit Steinen verfechten wolle.

Nachdem er den Pater befreiet, ermahnte er denselben, sich nie rauher und angreifender Worte zu bedienen. Er selbst war so behutsam, daß er bei solchem Anlasse nie laut redete oder sich schmähender Worte bediente. Als er sich einst in einer Predigt eines schmähenden Ausdruckes wider Calvin bedient, fiel dieß als etwas Unerhörtes allen Zuhörern auf. Obgleich er das Wort ohne alle Leidenschaft und mit Sanftmuth gesprochen, bereute er es doch selber.

Weil Franz so in aller Weise dem Heilande folgte, ward er von diesem auch gewürdigt, Wunder zu wirken. Nachdem er sich mehrfach die Bekehrung einer hartnäckigen Calvinistin angelegen sein lassen, traf er sie einmal, als sie wegen des eben erfolgten Todes eines Söhnleins in schwerer Verzweiflung sich befand, namentlich weil sie denselben taufen zu lassen schuldbar vernachlässigt. Als sie Franzens ansichtig ward, warf sie sich ihm, als dem allge=

meinen Troste der Betrübten, zu Füßen, bat um Hülfe und betheuerte, katholisch werden zu wollen, wenn das Söhnlein wenigstens so lange zum Leben gebracht werden könne, als nothwendig sei, die Taufe an demselben zu vollziehen. Franz ging die Bedingung ein und betete so inbrünstig, daß Gott ihn erhörte. Das Kind ward lebendig, erhielt die Taufe und lebte noch zwei Tage. Die Eltern nahmen nach diesem vor Vieler Augen geschehenen Wunder den katholischen Glauben an und dieser Bekehrung folgten aus demselben Anlasse noch viele andere. — Wunder sind ja die wirksamsten Creditive dessen, durch welche Gott dieselben wirkt.

Nachdem durch den Vertrag von Vervins vom 2. Mai 1598 dem Herzoge von Savoyen Chablais und Ternier gesichert waren, hatte die katholische Kirche in diesen Landschaften Aussichten auf bessere Erfolge. Die Bevölkerungen waren nun von der Besorgniß frei, wieder unter das Berner Regiment zu kommen und wegen Begünstigung des Katholicismus gestraft zu werden. Diese Besorgniß war ein großes Hinderniß der Conversionen gewesen. Der Bischof ordnete zum Dank für den Wegfall dieses Hindernisses unter Zustimmung des Herzogs auch für Thonon das vierzigstündige Gebet an. Der Herzog versprach mit dem päpstlichen Legaten Medici selbst dabei zu erscheinen. Da ihre Ankunft sich aber verzögerte, so war mit Abhaltung des vierzigstündigen Gebetes am 20. September 1598 vorgegangen worden.

Am Morgen dieses Tages kam die Nachricht nach Thonon, der Herzog werde Nachmittags und der Legat am 1. October eintreffen. Zugleich ließ der Herzog wissen, er werde rechtlich wider diejenigen Irrgläubigen einschreiten, welche im Jahre 1594 zur Unterstützung ihrer Rebellion die Berner und Genfer in's Land gerufen, das Schloß Thonon zerstört und die katholische Besatzung desselben vertrieben hatten. Die bisherigen Kriegsunruhen hätten ihn verhindert, diesen Frevel zu verfolgen, was nunmehr nach eingetretenem

Frieden in aller Strenge geschehen solle. Eine allgemeine Bestürzung bemächtigte sich der Stadt. Das Consistorium versammelte sich und fand merkwürdiger Weise kein anderes Mittel zum Heil, als die Verwendung des Bischofs von Genf zur Beschwichtigung des herzoglichen Zornes in Anspruch zu nehmen. Das Consistorium mit Herrn von Vallon, einem angesehenen protestantischen Edelmanne an der Spitze, der das Wort führte, begab sich zum Bischof, wo man unter Thränen seiner Angst Luft machte. Wohlwollend und selbst zu Thränen gerührt, hörte der Bischof die Erschreckten an und versprach sein Bestes zu ihrem Vortheile zu thun. Er verließ die unbeendete Mahlzeit, um dem zürnenden Monarchen entgegen zu gehen und ihn zu besänftigen. Von seinem General-Vikar und Franz von Sales begleitet, bewegte er sich an der Spitze der Protestanten zur Stadt hinaus, die ihm als ihrem Anführer, Retter, Vater folgten.

Man war schon weit gegangen, als man den Herzog traf. Sobald dieser des Bischofs ansichtig ward, stieg er vom Pferde und reichte ihm mit auszeichnendem Wohlwollen die Hand. Der Kirchenfürst ließ sich auf seine Kniee nieder und bat beweglichst um Gnade für die Schuldigen. Er versicherte, nicht eher wieder aufstehen zu wollen, als bis er dieselbe erhalten. Das ganze Consistorium hatte sich gleichfalls niedergeworfen und erwartete bebend des Herzogs Antwort. Dieser, so unwillig er gekommen, gerieth durch die Ungewöhnlichkeit des Vorganges außer Fassung. Sein Zorn hielt vor einem so bewegenden Schauspiele nicht Stand. Gütig hob er den Bischof auf und versicherte, er wolle aus Rücksicht auf ihn seine Absicht aufgeben und allen Schuldigen verzeihen. Nun hielt der Bischof eine Rede, in welcher er dem Herzog dankte und dessen Liebe zu seinen Unterthanen pries. Er bat ihn, den Segen derselben dem Lande Chablais auch ferner zuzuwenden. Der Herzog versprach es gerührt. Das schöne Benehmen des Bischofs Granier gewann ihm alle Herzen. Selbst die Hartnäckigsten wurden

erweicht. Herr von Vallon zögerte nicht mehr, in die Kirche zurückzutreten. Die Eröffnung der vierzigstündigen Anbetung ward nun bis zum 1. October verschoben. Franz sollte dieselbe mit einer Predigt eröffnen. Er fühlte sich aber völlig außer Stande, eine solche auszuarbeiten. Nie fand er seinen Geist so unfruchtbar, so zerstreut. Dennoch empfand er darob keine Unruhe, weil er annahm, Gott werde ihn schon thun und reden lassen, was zu dessen größeren Ehre gereiche. Gleichwohl bereitete er sich aus Achtung vor der heiligen Aufgabe gründlich vor und kam erst am 30. September zum Vorschein, um dem Legaten mit dem Bischofe, welchem sich der von Saint-Paul-Trois chateaux angeschlossen, entgegen zu gehen. Der Herzog hatte die Kirchen St. Augustin und Hippolyt durch mitgebrachte Maler, so gut es in der Eile gehen mochte, restauriren lassen. Triumphbogen waren in den Straßen, durch die der Cardinal ziehen mußte, aufgeführt, und das Stadthaus war zu seinem Empfange herrlich eingerichtet.

Am letzten Tage des Herbstmonats 1598 empfing der Herzog, nachdem er den Legaten bereits an den Grenzen seines Landes bewillkommnet, denselben mit der ganzen Geistlichkeit vor den Thoren von Thonon und geleitete ihn in die Kirche St. Hippolyt, wohin er zuerst geführt sein wollte. In seine Herberge begab er sich auf Seitenwegen und vermied die Triumphbogen, weil er durch dieselben erst in Begleitung des hochwürdigsten Gutes gehen wollte, da es dieser Stadt, aus der es so lange Zeit verbannt gewesen, wie im Triumphe wieder zugeführt werden müsse. In seiner Wohnung empfing der Legat hierauf die Stadtvertretung, den Rath und die Regierung. Als der Herzog, welcher stets zur Seite des Legaten blieb, Franz, der sich bescheidentlich fern hielt, hinter einem Haufen Hofbedienten gleichsam verborgen stehen sah, ging er auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand, führte ihn zum Legaten und sprach: „Eminenz, derjenige, welchen ich Ihnen hier vorstelle, ist der Apostel von Chablais.

Sie erblicken in ihm einen von Gott gesegneten und uns vom Himmel zugesendeten Mann, welcher, von Seeleneifer entflammt, zuerst in diese Provinz gekommen ist, und mit augenscheinlicher Gefahr seines Lebens das Wort Gottes verkündigt, das Kreuz aufgerichtet und den Glauben in diese Länder, aus denen er so viele Jahre hindurch verbannt war, wieder zurückgeführt hat. Ich habe seine Unternehmungen zwar mit meiner Macht gefördert; man darf aber nicht verschweigen, daß die ganze Ehre dieses gottseligen Werkes ihm gebühre.“ Franz beugte seine Kniee und wollte den Saum von des Legaten Gewande küssen. Dieser aber hob ihn auf, umarmte ihn und sagte, es seien ihm seine Verdienste bekannt und er sei seinem Fürsten verbunden. Er ermahnte Franz, das große Werk fortzusetzen und versicherte, er werde dem hl. Vater seine Verdienste zu rühmen wissen. Die Demuth, womit der Heilige antwortete, machte ihn dem Cardinal noch werther. Seine Feinde, welche sich nimmer gedacht hatten, der Herzog werde demjenigen, den sie haßten, so besondere Gnaden erweisen, wurden völlig beschämt. Auch die Hofleute wollten Franzen ihre Ehrenbezeigungen darbringen. Um sich ihren Lobeserhebungen zu entziehen, entfernte er sich rasch und bat den Pater Cherubim, am folgenden Tage an seiner Statt die Eröffnungspredigt zu halten, weil, sagte er, „die Lobsprüche, welche man mir eben gespendet, mich so außer Fassung gebracht und verwirrt haben, daß ich nicht weiß, wie ich als Erster vor dieser erhabenen Gesellschaft zu erscheinen vermöchte.“

Am folgenden Tage führte der Cardinal-Legat, nachdem er den Pierre le Petit, einen calvinischen Prädicanten, und mehrere andere bekehrte angesehene Personen ihre Irrthümer hatte abschwören lassen und in den Schooß der Kirche wieder aufgenommen, selber in bischöflicher Kleidung, die Inful auf dem Haupte, die Procession, in welcher das allerheiligste Sacrament zur Kirche St. Augustin getragen ward. Le Petit trug vorher in einer überaus schönen eine

Stunde langen Rede die Gründe vor, welche ihn bewogen, den Calvinismus zu verlassen. Er hob insbesondere die drei Hauptkennzeichen hervor, welche ihn die römische Kirche als die Kirche Christi hatten erkennen lassen: ihre Einheit, da alle Nationen, welche sie ausmachen, die nämliche Lehre und ein einziges unwandelbares Glaubensbekenntniß haben; ihre Heiligkeit, da auffällige Wunder bezeugen, daß Gott mit ihr ist; ihre Apostolicität, da von der Apostel Zeiten bis zur Gegenwart die Aufeinanderfolge der Hirten nie unterbrochen worden.

In den Straßen, durch welche der Umzug ging, fehlte es nicht an andächtigen Ueberraschungen, welche durch künstliche Maschinen und Feuerwerke hervorgebracht waren. Bei der Procession trugen der Herzog und Don Amadeo von Savoyen und die beiden Abgesandten von Freiburg den Baldachin. Ihnen folgten der Nuntius, drei Bischöfe und ihre Hofbedienten mit brennenden Kerzen. Eine zahllose Menge Volkes war herbeigeeilt. Am Nachmittage schwuren in der Kirche des hl. Hippolyt viele Irrgläubige in die Hände des Cardinals ihren Calvinismus ab. Rührend war hierbei ein abgelebter Greis, welcher sich zu dieser Feierlichkeit hatte nach Thonon tragen lassen. Bis zu seinem zwanzigsten Jahre der katholischen Kirche angehörig, hatte er sich zum Calvinismus verleiten lassen, aber schon seit langen Jahren ein Hinausweh darin empfunden. Bei seiner menschlichen Schwachheit fehlte ihm bisher der Muth, der Sehnsucht zur Rückkehr in die Kirche Folge zu geben. Jetzt hatte er diese Schwäche überwunden. Wie verjüngt drängte er sich durch die Menge, warf sich dem Legaten zu Füßen, legte sein Glaubensbekenntniß ab und rief, nachdem er die Absolution empfangen, von Glücksgefühlen bewegt, wie ein anderer Simeon, er sterbe zufrieden, nachdem er geschauet, wonach er sich gesehnt. Es schwuren über 900 Personen in diesen Tagen zu Thonon ihre Glaubensirrthümer ab. Es mußte beständig ein Geistlicher diese

Abjurationen entgegen nehmen. Der Legat nahm deren eine große Anzahl an. Nachdem er erschöpft war, forderte er den Bischof und Franz auf, die übrigen Professionen ablegen zu lassen. Am folgenden Tage empfingen der Herzog und sein ganzer Hof das hochwürdigste Gut. Die Sodalität des allerheiligsten Sacramentes begab sich am Abend mit einem großen Kreuz in eine Gasse, wo ehedem ein solches Zeichen gestanden und richtete dasselbe dort auf, wobei der Herzog, welcher überhaupt in diesen Tagen ein Muster von Andacht abgab, selbst mit Hand anlegte und das Kreuz so inbrünstig umarmte, daß ihm die Thränen aus den Augen flossen. Die Calvinisten, welche von Cardinälen und Bischöfen nur wußten, was sie aus den beißenden Reden ihrer Prädicanten vernommen, waren überaus beschämt, als sie von der Eingezogenheit, Frömmigkeit und Andacht dieser hohen Würdenträger so in der Nähe sich überzeugen mußten.

Obwohl von der Reise sehr ermüdet, befand sich der Cardinal doch am Tage und in der Nacht bei dem Gebete ein, wohnte den Predigten bei, gab reichliche Almosen und wendete seine Autorität zum Frommen derer an, welche durch ihn beim Herzoge um eine Gnade anhielten.

Dieses Verhalten strafte alle Verläumdungen der Prädicanten Lügen. Alle Zeit des Cardinals war der Frömmigkeit gewidmet. Er verstattete sich nicht die unschuldigsten Ergötzlichkeiten. Franz bat ihn dringend, seine Anwesenheit nach Beendigung des vierzigstündigen Gebetes noch um einige Tage zu verlängern. Dieß konnte der Legat, den bestimmte Befehle schleunigst nach Rom riefen, nicht. Er versicherte Franz aber, der Herzog sei dem großen Werke der Bekehrung von Chablais so geneigt, daß derselbe des Antreibens nicht bedürfe. Gleichwohl empfahl er ihm diese Angelegenheit ganz besonders. Er hoffe, setzte der Cardinal hinzu, er werde ihm mehr in Rom, als in Thonon nützen.

Nachdem der Legat abgereist war, traten die Abgesandten von Bern und Genf auf und brachten die Friedensbedingungen von Nyon in Erinnerung. Sie baten, der Herzog wolle sich äußern, was in dieser Hinsicht seine Absicht sei. Der Herzog erklärte, von Thonon nicht eher abreisen zu wollen, als bis das Religionswesen geordnet sei. Er werde ihnen seine näheren Beschlüsse darüber mittheilen. Er hörte nachher unter Franzens Hinzuziehung seine Räthe über die Angelegenheit. Es ergab sich eine Verschiedenheit der Meinungen. Die meisten hielten dafür, die Sache möge in ihrer jetzigen Lage gelassen werden, damit die Schweizer nicht zu einer Zeit zu den Waffen griffen, wo man deren Freund, Frankreich, wegen der Ansprüche, welche der Herzog auf die Markgrafschaft Saluzzo erhebe, schonen müsse. Unter Vorbehalt der Ausführung seines jetzigen Vorhabens auf eine gelegenere Zeit, möge der Herzog es bei den bisher in Chablais angewendeten Mitteln bewenden lassen, weil keiner der Calvinisten sich darüber beschweren dürfe, und doch das Ziel mit der Zeit erreicht werden könne.

Diese Ansicht ward von Franz mit allen Kräften bekämpft, nachdem der Herzog ihn zu reden aufgefordert hatte. Er machte geltend, wie Einheit des Glaubens das einzige wirksame Mittel sei, ein Land in Ruhe zu erhalten. Im vorliegenden Falle sei dieses Mittel um so nothwendiger, als es sich um den Calvinismus handle, welcher den Keim des Republikanismus und des Auflehnens gegen den Monarchismus in sich trage. Sein Irrthum bestehe nicht in Versteigung der Speculation zu unschädlichen Höhen oder in gefahrlose Tiefen, die dem praktischen Leben fern lägen, sondern greife eben recht tief in das Leben und die Politik ein, wie die in den Niederlanden eben entstandenen neuen Republiken wieder ein Erzeugniß desselben seien. In Schottland habe der Calvinismus die Königliche Gewalt fast zu Boden gelegt. In England sei es fast nicht besser ergangen. Ganz neuerlich erst hätten die französischen Calvinisten zu

Nantes Dinge begehrt, welche darauf hinausgelaufen, mitten in einem bisher so unbeschränkten Königreiche eine Republik zu errichten. Man brauche aber nicht in's Ausland zu blicken. Ein Blick auf Genf und Chablais liefere dasselbe Ergebniß, wo man die von der Auflehnung der Calvinisten gegen den rechtmäßigen Landesherrn herrührenden Verwirrungen im Lande selbst noch vor Augen habe. Man habe Alles zu befürchten, wenn man diesen Irrglauben länger dulde, nichts aber, wenn man denselben zum Lande hinausweise. Einen katholischen Fürsten sehen die dortigen Calvinisten als einen Feind ihrer Glaubensvereinigungen an, welcher dieselbe zu Grunde richten könne; deßwegen haßten sie ihn und suchten mit seinen Feinden Verbündnisse. Der Irrglaube unterwerfe sich nicht freiwillig, sondern müsse durch Druck gedemüthigt werden. Uebrigens solle man nicht fürchten, das Volk werde Haus und Hof verlassen und in fremden Ländern nach Hülfe betteln gehen. Sollten dieß auch Einige thun, so werde man sie, nachdem sie im Auslande abgewiesen, bald des alten Fürsten Gnade anflehen sehen. Endlich sei es, nachdem man so weit gegangen, gefährlich, zurückzutreten oder still zu stehen, man werde sogleich aussprengen, der Herzog habe nicht den Muth, weiter zu gehen, und der Calvinismus sein Haupt dann um so kühner erheben. Er rathe deßhalb, den Calvinisten zu zeigen, wie sie von ihres Fürsten Güte Alles, von fremder Fürbitte, auf welche sie ihr Vertrauen zu setzen schienen, nichts zu erwarten hätten.

Bisher hatte Franz, um denen, welche vor ihm geredet, zu antworten, nur politische Rücksichten in's Auge gefaßt. Nun aber warf er den Blick auf die religiöse Seite der Sache und sagte, wenn es sich um Gottes Ehre handle, müsse man Einiges der göttlichen Vorsehung überlassen. Hätten Constantin, Theodosius und andere Fürsten nur die Politik zu Rathe gezogen, so würden bis auf unsere Zeiten, Heidenthum, Unglauben und Irrthum vorherrschend geblieben

sein. Gott unterstütze und befestige die Throne, auf denen die Fürsten säßen, welche durch ihre Gewalt ihre Unterthanen zu Unterthanen des Allerhöchsten machten. Er erfülle mit seinem Segen die Reiche, in welchen durch den Eifer des Landesherrn der wahre Glauben und die Gottesfurcht hergestellt würden.

Einer der Räthe entgegnete dem Dompropste, es scheine rathsam, im Lande drei Prädicanten zu lassen, wie der Vertrag von Nyon mit sich bringe, damit man die Gemüther nicht auf das Aeußerste treibe. Hierauf antwortete Franz, gegen den Herzog gewendet, mit erhöheter Stimme und heiliger Kühnheit: „Durchlauchtigster Fürst, wenn Euere Hoheit die Prädicanten in diesem Lande verbleiben lassen, setzen Allerhöchstdieselben Sich der Gefahr aus, die Erde und den Himmel zu verlieren, von welchem eine Spanne breit mehr werth ist, als alle Königreiche der Welt. Die Prädicanten sind nur bis auf weitere Verordnung geduldet, daher existirt für Euere Hoheit keine Verpflichtung, dieselben im Lande zu behalten. Es kann Christus mit Belial in keiner Weise sich vertragen." Durch die letzten Worte getroffen, sprach der Herzog: „So sollen sie denn hinaus, rede mir daher Niemand mehr von dieser Sache!"

Er verordnete also die Entfernung der Prädicanten, die Entsetzung der Calvinisten von ihren Aemtern und eine genaue Ermittelung der geistlichen Güter und Einkünfte, welche die Calvinisten oder auch Andere widerrechtlicher Weise besaßen und benutzten, damit aus denselben die Gotteshäuser wieder hergestellt und die Pfarrer und Missionäre erhalten würden. Auch genehmigte der Herzog die Errichtung des Jesuiten-Collegiums in Thonon und gebot, daß die Uebung keines anderen Glaubens, als die des katholischen, im Herzogthum Chablais und den Landvogteien geduldet werden solle.

Einem Leser des 19. Jahrhunderts, welcher mit den kirchenrechtlichen Grundsätzen des 16. und 17. nicht vertraut ist, wird diese Maßregel eine Tyrannei gegen das Gewissen

erscheinen. Allein die Zügellosigkeit in Glaubenssachen, welche jetzt schon jeder Unmündige als s. g. Gewissensfreiheit wie ein unveräußerliches Menschenrecht in Anspruch nimmt, ist erst eine Erfindung von neuerem Datum. Damals galt noch das s. g. Reformations-Recht, welches dem Landesherrn nach dem Grundsatze: cujus est regio ejus est religio, die Befugniß einräumte, die Religion seiner Unterthanen zu bestimmen. Diese Theorie ist ein Kind der Reformation. Luther selbst hatte sie zuerst 1520 in seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“ ausgesprochen, wo er ausführte, daß die weltliche Gewalt berechtigt sei, die Verbesserung der Kirche zu bewirken. Dieser Grundsatz wurde das leitende Princip der Reformation, und die Protestanten setzten es durch, daß im Religionsfrieden von 1532 dem Landesherrn das Recht zugesprochen ward, über die Religionsübung Bestimmungen zu treffen. Warum sollte, was als rechtlicher Grund der Reformation anerkannt war, nicht auch ein eben so berechtigender Grund für die Gegen-Reformation sein? Jener Grundsatz ward hauptsächlich durch protestantische Fürsten in Aufnahme gebracht und nachdrücklichst angewendet. Ohne denselben würde die Reformation es gar nicht zu den Fortschritten haben bringen können, die sie gemacht hat. Deßhalb antwortete der Herzog Carl Emanuel einem Rathe, welcher sich die Bemerkung erlaubte, die geäußerte Allerhöchste Absicht werde sich ohne starken Widerstand nicht ausführen lassen, mit Recht: „Nachdem die Berner, als sie das Land unrechtmäßig eingenommen, mit Gewalt das Volk genöthigt, die neue Lehre anzunehmen, kann es nicht befremden, daß ich, nachdem ich das Land als rechtmäßiger Fürst mit den Waffen wieder erobert habe, und die überwiegende Mehrzahl meiner Unterthanen den alten Zustand der wahren Kirche wieder hergestellt zu sehen sehnlichst Verlangen bezeigt, als ihr legitimer Herrscher mir das Recht beilege, die Angelegenheiten der Religion nach ihren Wünschen in der Weise, die mir gut scheint, zu ordnen.“

Die Berner Abgesandten hatten einen solchen Ausgang nicht erwartet. Als sie vom Herzoge zur Tafel gezogen waren, hielten sie auf's Neue bei ihm darum an, die Sachen in dem Stande, wie dieselben seien, zu belassen. Nachdem dieß abermals abgeschlagen worden, beriefen sie sich auf den Vergleich von Nyon und wollten, daß wenigstens drei Prädicanten im Lande gelassen würden. Der Herzog antwortete, daß, obwohl jener Vergleich nur bis auf weitere Verordnung Kraft habe, er doch in das gestellte Verlangen willigen wolle, wenn sie ihm drei katholische Priester in Bern gestatteten. Den Gesandten kam es aber schwerer an, drei Priester in Bern zu dulden, als Chablais ohne Prädicanten zu lassen. Sie reisten sogleich ab, um nicht Zeugen der Gegen-Reformation in diesem Lande zu sein.

Am folgenden Tage beschied der Herzog alle Calvinisten auf das Rathhaus von Thonon, während Militär die öffentlichen Plätze und Thore besetzte, um Unordnungen zu verhüten. Diese Anstalten erfüllten die Calvinisten mit Furcht und Schrecken. Der Herzog eröffnete den auf dem Rathhause Erschienenen: er habe sich vom Anfange an seiner Autorität füglich bedienen können, seine Unterthanen in Chablais in die katholische Kirche, aus welcher sie durch die Gewaltthaten der Berner hinausgedrängt worden, zurückzunöthigen. Er habe dieß aber nicht gethan, sondern die gelindesten und glimpflichsten Maßregeln, die zu erdenken waren, ergriffen: Predigen, Unterredungen, Ermahnungen. Diese seien vier Jahre hindurch von ausgezeichneten Geistlichen, unter denen dem anwesenden Dompropste von Sales vor Allen das höchste Lob gebühre, in liebevollster Weise geübt, um die Herzen der Unterthanen zu gewinnen und ihnen die Glaubenslehren darzulegen, damit sie freiwillig den bessern Theil erwählen könnten; namentlich habe der genannte Dompropst alle ersinnliche Mühe sich gegeben, ihnen die Wahl ihres Vortheiles zu erleichtern. Es sei ihm auch gelungen, den größern Theil der Abgefallenen der Kirche wieder zuzuführen. Weil aber doch

nicht Wenige die Stimme der Kirche, ihrer Mutter und ihres Landesherrn, der sie wie ein Vater liebe, noch nicht anhören, noch dem Vorgange der Uebrigen folgen wollten, hiermit sich aber in zeitliches und ewiges Unglück stürzten, so erkläre er, solche halsstarrige Unterthanen hinfort in seinen Landen nicht mehr dulden zu wollen. Es sollten sich also die Guten von den Bösen sondern, alle diejenigen, welche die Religion ihres Fürsten annehmen wollten, möchten auf die rechte Seite, alle die aber, welche in einem andern Glauben, als dem seinigen zu verharren beabsichtigten, sollten auf die linke Seite treten. Die Zeit, welche der Herzog den Erschienenen vergönnte, sich zu bedenken, benutzte Franz, um den Irrgläubigen die Strafen vorzuhalten, welche ihre Hartnäckigkeit nach sich ziehen würde. Seine Worte waren so kräftig und beredt, daß nur Wenige, unter diesen einer und der andere von den Vornehmern, auf die linke Seite traten. Von denen, die es gethan, bewog Franz durch eindringlich sanftes Zureden nicht Wenige, wieder auf die rechte Seite zurückzutreten.

Freundlich wendete sich der Herzog zu denen auf der Rechten und verhieß ihnen, sie hinfort als seine lieben und getreuen Unterthanen ansehen zu wollen; es werde, sagte er, keine Gnade sein, welche sie von seiner Wohlgewogenheit nicht zu erwarten hätten. Mit Unwillen leuchtenden Blicken aber wendete er sich zu denen auf der Linken und sprach: „So habt Ihr denn das Herz, Euch für meine Feinde, ja für Feinde Gottes in meiner Gegenwart zu erklären? Begebt Euch hinweg von mir, hinweg aus meinem Lande, ohne Hoffnung der Wiederkehr. Ich nehme Euch Eure Aemter und Würden. Ich will lieber keine Unterthanen, als Eures Gleichen haben, denen ich niemals trauen darf.“ Durch ein Patent vom 5. October 1598 hatte der Herzog die Aufnahme aller geistlichen Güter und Einkünfte, und die Verwendung derselben nach der Bestimmung des Bischofes und Dompropstes verordnet. An dieser Untersuchung nahm Franz Theil. Es erwies sich, daß in Chablais nebst den Klöstern, Kapellen,

Stiftskirchen und Spitälern sich über 60 Pfarren befanden. Franz arbeitete bei dieser Aufnahme, die er in Monatsfrist beendete, mit einem solchen Eifer und solcher Aufmerksamkeit, daß es menschlicher Weise unmöglich schien, dergleichen zu leisten.

Der Herzog wollte, daß die Güter alle zurück gegeben würden, und bestellte den s. g. Primicerius Claude von Angeville zu einem allgemeinen Verwalter der Einkünfte der Kirchen in Chablais und Ternier. Franz bat den Herzog, den Halsstarrigen noch einige Frist zu verstatten, und brachte von denselben noch Viele zum Gehorsam zurück, namentlich die angesehenen Herren von Brotty, von Joli und de Prè. Diese hatten sich über den See nach Nyon begeben. Sie bildeten sich ein, die Berner würden auf ihre Klagen die Waffen ergreifen und die Reformation in Chablais gewaltsam wieder einführen. Die Berner spürten dazu aber keine Lust. Zugleich bemerkten jene Herren, daß sie ihren Gastfreunden nicht allzu willkommen waren. Sie baten deßhalb Franz um Vermittelung ihrer Heimkehr beim Herzoge von Savoyen, die sie auch erlangten, worauf er sie bekehrte. Herr von Brotty hielt es für gerathen, vor diesem Schritte sich mit dem berühmten La Faye zu Genf zu besprechen, welcher ihm bekennen mußte, Beza habe in seinem Commentare zum Josue sehr geirrt, wenn er daselbst sage: nächst Gott gebühre Calvin der Ruhm, zuerst die richtige Weise erfunden zu haben, die Worte „das ist mein Leib" auszulegen. Man könne auch in der Römischen Kirche selig werden.

Die Conversionen gingen nun in allen Gemeinden von Chablais und den drei Landvogteien rasch von Statten. Die Leute drängten sich gleichsam zur Abschwörung ihrer Irrthümer und baten verschiedentlich, sie gegen die Zudringlichkeit der Genfer Prädicanten in Schutz zu nehmen.

Der Herzog war sehr erfreuet, das Herzogthum Chablais und die drei Landvogteien der Kirche wieder gewonnen zu sehen und traf die nöthigen Anordnungen, diesen Zustand

aufrecht zu erhalten und zu befestigen. So waren Franzens 15 Artikel erfüllt, aber auch zugleich der Traum, den sein Studiengenosse Jean Beauvard de Tuille von ihm gehabt, als er noch mit demselben in Paris lebte. Diesem träumte bekanntlich, er reise über den Mont Cenis aus Italien nach Savoyen. Er erblickte eine entsetzliche Schlange, welche eilends den Berg hinanzukommen sich bemühte, Franz aber, mit einem zweischneidigen, blitzenden Schwerte bewaffnet, verhinderte dieselbe, weiter zu kriechen. Er begann einen Kampf mit dem Unthier, verwundete dasselbe mannichfach und nöthigte es, sich nach Genf zu flüchten, um seine schweren Wunden zu heilen. Am andern Morgen theilte Beauvard dem Hofmeister Deage und dieser seinem Zöglinge den Traum mit. Letzterer sprach lächelnd: er bitte Gott, daß die Wirklichkeit einst diesem nächtlichen Bilde entsprechen und der Erfolg den Traum zur Wahrheit machen möge.

Eine große Förderung zur schließlichen Vollendung des Werkes gewährte das vom Herzoge während seines sechswöchentlichen Aufenthaltes zu Thonon seinen Unterthanen gezeigte Vorbild der Andacht und Frömmigkeit. Auch die Hartherzigsten erbauten sich an der Innigkeit seiner Gebetsverrichtungen und der Ergriffenheit, womit er das Allerheiligste Sacrament empfing. So lange er in Thonon weilte, wendete er alle Leutseligkeit und Milde an, um durch persönliche Einwirkungen die Irrgläubigen wieder für die wahre Kirche zu gewinnen. Seine Freundlichkeit bewog Viele zu der naiven Aeußerung, „sie wollten von der Religion ihres guten Fürsten sein.“ Von seinem reichen Almosen hatten die Empfänger noch lange Zeit zu zehren. Mit der Ausspendung desselben war Franz beauftragt. Nichts war so rührend und erbaulich, als die Art, wie er sich dieses Auftrages entledigte. Er erschien unter den Armen wie eine zärtliche Mutter in der Mitte ihrer Kinder. Die Güte seines Herzens, welche aus allen seinen Zügen sprach, die Sanftmuth seiner Worte, die Leutseligkeit seines Wesens, der Ausdruck seines

lebendigen Gefühles, erquickte das Herz der Unglücklichen und verdoppelte in ihren Augen den Werth des Almosens. Da er sie aber in Gott liebte, begnügte er sich nicht, sie in ihrem zeitlichen Elende zu trösten. Er benutzte die Gelegenheit, Worte des Heiles an sie zu richten, sie zu lehren, wie sie sich auch in ihrem Stande heiligen und Verdienste erwerben könnten. Dann ließ er sie niederknieen, das apostolische Glaubensbekenntniß, die Gebote Gottes, ein Gebet um Erhöhung des Kreuzes und um Erhaltung des Herzogs von Savoyen in dem glücklichen Stande seiner Herrschaft beten. Man erkannte, daß die Kunst zu regieren, wenn derselben sich die Andacht und Gottesfurcht zugesellt, Alles, was sie will, in das Werk setze. Friedlich ward durch dieses Mittel der wahre Glaube in Chablais und den benachbarten Landvogteien eingeführt.

Von fast vier und ein halbjähriger Arbeit erschöpft, begab sich Franz auf kurze Zeit zur Erholung nach Schloß Sales, wo er seine Familie durch seine Anwesenheit höchlichst beglückte. Er theilte seine Zeit hier in vier Abschnitte. Ein Viertel war dem Gebete, ein anderes dem Studium gewidmet; das dritte weihte er der Heiligung seiner Familie durch Unterweisung, Beichthören, Führung. Erst das letzte verwendete er zur Unterhaltung und Spaziergängen.

VIII.

Franz wird zum Coadjutor des Bischofs erwählt, geht zur Bestätigung nach Rom. Rückkehr. Begebenheiten in Chablais während des Französischen Krieges. Tod von Franzens Vater. Reise nach Paris. Aufenthalt daselbst und Verkehr am Hofe. Franz wird durch den Tod des Bischofs Granier sein Nachfolger.

Franz ward ausersehen, den Bericht über die Bekehrung dieser Landschaften persönlich in Rom zu erstatten. Der Bischof wollte ihm alle aus seinen Mitteln für die Mission gemachten Aufwendungen vergüten. Franz lehnte dieß ab, weil den Pfarrern zu viel dadurch entzogen werden würde. Da der Bischof sich aber verpflichtet hielt, Franzen einen nachdrücklichen Beweis seiner Dankbarkeit zu geben, beschloß er, ihn zu seinem Coadjutor zu erbitten. Ein Traum beschleunigte die Ausführung dieses Vorhabens. Es kam dem Bischofe eines Nachts vor, die Wölfe fielen in rasender Weise seine Heerde an. Er suchte dieselbe bestens zu schützen. Allein da ihm Niemand zu Hilfe kam, zerrissen die Bestien ein und das andere Schaf. Er schrie deßhalb drei Mal laut um Hilfe. Von diesem Rufe erweckt, eilte sein Caplan zu ihm und fand seinen Bischof in tiefer Traurigkeit. Der Caplan verwies ihn auf den wirksamen Beistand seines Dompropstes mit dem Bemerken, daß, so lange sich dieser in dem Bisthume befinde, nichts zu fürchten sei, indem er viele Andere ersetze. Da rief der Bischof: „Wo bist du, mein Sohn? Warum kommst du nicht, mein Alter zu beschützen?"

Hierauf beruhigte er sich. Er sendete in der Frühe nach Sales und ließ Franz zu sich entbieten.

Als dieser zum Bischof kam, eröffnete ihm jener, er fühle sich außer Stande, das durch Franzens Bemühungen erweiterte Bisthum ferner allein zu verwalten, da sein Alter und seine Kränklichkeit ihm nicht mehr gestatte, der Bisthumsverwaltung die volle nothwendige Thätigkeit zuzuwenden. Deßhalb wolle er ihn zum Coadjutor in seinem Leben wie zu seinem Nachfolger nach seinem Tode erbitten. Er wisse wohl, welche Einwürfe seine Demuth und Bescheidenheit bereit halten würden. Er bitte aber diese ihm zu Liebe schweigen zu lassen und den erbetenen Gefallen ihm, dem Bisthum oder vielmehr Jesu Christo zu erweisen, welcher durch seinen bischöflichen Mund rede und ihn erwählt habe. Franz gerieth durch diese Eröffnung in solche Bestürzung, daß er sich erst lange sammeln mußte, worauf er antwortete: „Er sei zwar bereit, überall mit seinen geringen Talenten auszuhelfen, doch vermisse er an sich nicht minder das Verdienst, als die einem Bischofe nöthigen Eigenschaften. Uebrigens sei er dem Bischofe wegen der zugedachten hohen Gnade höflich verbunden. Er bat dringend, der Bischof möge seine Gedanken auf einen Andern richten und einen würdigern und tauglichern Gehilfen ausersehen." Der Bischof entgegnete dem Dompropst: „Obwohl es eine Vermessenheit sei, wenn Einer gedenken könnte, ein so heiliges Amt, welches sicherer ausgeschlagen als angenommen werde, würdig zu versehen, müsse es doch als eine Halsstarrigkeit angesehen werden, dasselbe auszuschlagen, wenn Gott Einen dazu berufe. Moses habe auch anfangs aus Demuth die Führerschaft seines Volkes abzulehnen gesucht, aber doch aus Gehorsam das Amt nachmals angenommen. Man müsse sich dem Willen des Allerhöchsten mit der Hoffnung auf seine Hülfe unterwerfen. Diese fehle demjenigen nimmer, der sich auf ihn verlasse. Franz solle sich die Vorbilder der Heiligen zu Herzen nehmen und denselben nachfolgen; er seinerseits

habe sich mit Gott und den vorzüglichsten Männern berathschlagt, und sei immer mehr gewiß geworden, daß der Herr ihn zu einem Hirten des Volkes haben wolle."

Der Bischof hielt Franz schließlich die Worte des heil. Gregor vor, worin derselbe zwar hohe Aemter zu fliehen räth, doch auch verlangt, man solle eine solche Last annehmen, wenn man von unpartheiischen Personen dazu berufen werde. Er machte auch aufmerksam darauf, wie Volk, Adel und Geistlichkeit, ingleichen der Herzog ganz mit seinem Wunsche übereinstimmten und er den schriftlichen Ausspruch des letztern bereits in seinen Händen habe.

Franz beharrte bei Einwendung seines Unvermögens zur Verwaltung eines so schweren Amtes und machte darauf aufmerksam, wie Viele, welche in ihrem gewöhnlichen Leben hohe Tugenden gezeigt, nach ihrer Erhöhung dem Schwindel unterlegen. Diesen fürchte auch er und bitte daher, einen Andern als Nachfolger ins Auge zu fassen. — Der Bischof ließ für jetzt zwar ab, weiter in Franz zu dringen, und beauftragte seine Freunde, den Dompropst willfähriger zu stimmen. Dieselben richteten aber noch weniger aus. Franz begab sich, um diesen Zureden zu entgehen, nach Sales. Allein der Bischof folgte ihm dorthin und machte die Eltern zu Bundesgenossen seiner Bitten. Franz wußte aber auch hier so viele und entschiedene Ablehnungsgründe vorzubringen, daß der Bischof Granier unverrichteter Sache wieder heimreiste. Er ruhte aber noch nicht und sandte Pierre Critain, einen genauen Freund des Dompropstes, nach Sales, welcher alle Mittel der Ueberredung nochmals und mit tiefgehendem Nachdrucke aufbot. Franz war in seinen Einwendungen noch viel beredter als Critain, so daß dieser den letzten Trumpf, den er noch in den Händen behalten, ausspielen und ihm im Namen des Bischofs und in Kraft des demselben schuldigen Gehorsams gebot, das Schreiben des Herzogs, welches das Placet enthielt, anzunehmen.

Franz unterdrückte nun seinen Widerspruch und sprach zu Critain: „Lassen Sie uns nach Thonon gehen. Dort wollen wir die Messe vom heiligen Geiste lesen. Sie werden bei der meinigen, ich werde bei der Ihrigen die Stelle eines Meßners vertreten und nachdem wir Gott gebeten haben werden, lassen Sie uns thun, was er uns eingeben wird." Schon bei Franzens Messe strahlte sein Antlitz von überirdischem Glanze. Nach einem langen und eifrigen Gebete, wobei sein Antlitz noch heller leuchtete, gedünkte es ihm, wie es Gottes Wille sei, das verlangte Jawort zu geben. Er theilte nun Critain mit: „Wenn man ihm gefolgt wäre, würde er keinen andern, als den letzten Ort im Hause Gottes erwählt haben. Die Propstei habe er auf inständiges Anhalten seiner Freunde gleichsam gezwungen angenommen, da diese Würde weit über sein Verdienst gegangen. Er könne nicht begreifen, wie sein hochwürdigster Bischof sich getraue, ihn zu einer Würde zu zwingen, wozu er noch weit unwürdiger sei; wenn es aber der Bischof so verlange, sei er ungeachtet aller Bedenken bereit zu gehorsamen. Er bitte aber Gott, jenem zu verzeihen, daß er eine so untaugliche Person zu diesem Amte erwählt habe und dem Hochwürdigsten Herrn die Fehler nicht beizumessen, welche er (Franz) aus Unfähigkeit begehen werde."

Als der Bischof diese Erklärung erfuhr, versicherte er, er habe in seinem ganzen Leben nichts besonders Gutes gethan, als da er seinen Sohn, den Dompropst von Sales, zum Coadjutor und Nachfolger im Bisthume erwählt. — Ueberall im Bisthum war Frohlocken. Nur in Genf machte man zu der Neuigkeit finstere Mienen, da man neue Niederlagen fürchtete. Jemehr die Andern jubelten, desto tieferes Herzeleid nahm in Franzens Busen Platz. Er kam sich vor, wie hinausgestoßen auf ein wüthendes Meer, wo er tausend Felsen um sich her starren sah und noch weit mehr zu fürchten hatte, als er erblickte. Mit ganz betrübtem Herzen rief er: **Domine salva nos** (Herr hilf uns, denn wir gehen zu

Grunde). Besonders beschwerlich waren Franz die vielen Besuche und Glückwünschungen. Denen, die nach seiner Betrübniß fragten, antwortete er: Wie er für seine Seele Gott Rechenschaft genug schulde und noch für so viele andere Seelen die Verantwortung mit übernehmen solle. Er ging nach Annecy, wo er sich gegen den Bischof über die ihm durch den bischöflichen Befehl angethane Gewalt beklagte und äußerte: wenn der Bischof kein Mitleid mit seiner Schwachheit tragen wolle, so möge er wenigstens die schreckliche Rechenschaft bedenken, welche er Gott wegen Erwählung seiner Person zum Coadjutor werde geben müssen. Der Fehler könne noch gut gemacht werden, wenn der Bischof das herzogliche Placet zurücknehme und ihn vom Gebote des Gehorsams entbinden wolle.

Der Bischof umarmte Franz und bat ihn, seine Hoffnung auf Gott zu setzen. Er nahm nicht allein nichts zurück, sondern machte Franz bemerklich, wie die ganze Angelegenheit schon neulich mit dem Cardinal von Medici in Richtigkeit gebracht worden und er sich nunmehr auf die Reise nach Rom zu begeben habe, um das, was in Chablais beschlossen sei, zu erhalten. — Alle diese Zureden und Ermunterungen verfingen nichts. Die großen Gemüthskümmernisse stürzten Franz vielmehr in ein hitziges Fieber. Seine Mutter kam, um ihn in Person zu pflegen und alle seine Freunde waren in tiefer Besorgniß wegen des zweifelhaften Ausganges der Krankheit. Diese nahm täglich an Gefährlichkeit zu und die Aerzte verzweifelten bereits an seinem Leben. Sie ließen ihm durch seine Mutter, welcher eine solche Botschaft natürlich das Herz vor Betrübniß fast abdrückte, wissen, wie er sich darauf vorbereiten müsse, aus dem Leben zu scheiden. Franz erschrak. Die Schmerzen des Todes und die Furcht der Hölle überfielen ihn, weil er meinte, für seine Sünden noch nicht würdige Buße gethan zu haben. Er klagte mit den Worten des Königs Ezechias: „Laß mir zu, o Herr! daß ich meine Schmerzen ein wenig beweine ꝛc.,“ dann sprach

er mit David: „Herr, strafe mich nicht in deinem Grimme ꝛc.“ Unter diesen Gebeten und den Vorsätzen, sein Leben, wenn er etwa wieder gesunden sollte, besser anzuwenden, war Franz innerlich von einem göttlichen Lichte erleuchtet. „Ich hoffe,“ sprach er dann, „meine Seligkeit nicht anders, als durch den Herrn. Mir wird die göttliche Barmherzigkeit ein anderes Mal eben so nöthig sein, als jetzt, und dieselbe wird sich mir jetzt eben so gnädig erweisen, als ein anderes Mal.“ Darum ermunterte er sein Herz mit den Worten: „Alle Wege des Herrn sind Wahrheit und Barmherzigkeit, weßhalb bist denn du traurig, meine Seele? Hoffe auf den Herrn, denn ich werde jetzt und allezeit bekennen, daß er mein Heiland und mein Gott ist.“

Mit dem Maaße seiner Schmerzen wuchs aber Franzens innerer Friede, und sein Vertrauen auf Gott war nie größer, als da man an seinem Leben verzweifelte. Der Bischof ließ sich fast alle Augenblicke nach dem Ergehen des geliebten Kranken erkundigen. Das ganze Dom-Capitel erschien, Abschied von ihm zu nehmen und sich seinen Segen zu erbitten. Weinend standen alle um sein Bett und baten jeder noch um eine Lehre. Da redete er ihnen so nachdrücklich von der Welt Eitelkeit, von dieses Lebens Ungewißheit und des Todes Schönheit, daß alle erstaunt waren und bezeugten, er habe nie lebhafter, nie in schönerm Ausdrucke zu ihnen gesprochen. Er gab einem Jeden eine für ihn besonders passende Lehre, eröffnete ihnen ihre Fehler und schrieb einem Jeden wider dieselben taugliche Mittel vor. Nachdem er ihnen gedankt und sich ihrem Gebete empfohlen, gab er ihnen seinen Segen. Nach ihrem Weggange verfiel er in eine Ohnmacht und ward eine halbe Stunde lang fast für todt gehalten, da alle Mittel, ihn zur Besinnung zu bringen, den Erfolg verfehlten. Er aber war inzwischen innerlich bei vollem Bewußtsein und hatte eine der schwersten Versuchungen des bösen Geistes, welcher ihm eins der subtilsten Argumente wider die wesentliche und wahre Gegenwart

des Leibes Jesu Christi im allerheiligsten Altars-Sacramente vorhielt. Er konnte der Versuchung nicht anders als durch die mit aller Kraft des Willens herbeigeführte Anrufung des allerheiligsten Namens Jesu und die Betheuerung von sich weisen, er wolle auch Dasjenige glauben, was er nicht fasse. Nachdem er wieder zu sich gekommen, ward er sich der Entgegnung bewußt, welche dem arglistigen Argumente des Teufels hätte entgegengesetzt werden müssen. Er wollte letzteres nie offenbaren, um dadurch irgend einem schwachen Verstande keine Gelegenheit zum Falle zu geben. Er fürchtete, man würde die Schwierigkeit besser fassen, als die Lösung.

Als andern Tags die Krankheit ein wenig nachgelassen, baten die Dom-Musiker, ihren Propst mit einem geistlichen Gesange erquicken zu dürfen. Er ließ sie den Hymnus von der hl. Magdalena: ardens est cor meum videre Deum und dann auch aus dem 41. Psalm singen. Er vergoß häufige Thränen dabei und fiel, nachdem er das Miserere gebetet, in eine neue Ohnmacht. Einer der Aerzte gab ihm Goldtinctur unter Suppenbrühe. Als Franz dies bemerkte und den Arzt fragte, was er mache, antwortete dieser mit des Heilands Worten beim letzten Nachtmahle: Was ich thue, weißt du jetzt nicht; nachher wirst du es aber wissen. Franz verwies ihm trotz seiner äußersten Schwäche eine solche Art von Verunehrung der Worte des Heilandes.

Das Gold that die erwartete Wirkung und Franz erholte sich bald. Nachdem er seine Gesundheit völlig wieder erlangt, machte er sich im Februar 1599 auf den Weg nach Rom, wobei er in Turin einige Tage rastete und Schreiben des Herzogs und Nuntius an den hl. Vater in Empfang nahm. Auf der Weiterreise fiel das Pferd des Dompropstes und warf ihn in den Koth, daß seine Kleider sehr besudelt wurden. Im nächsten Wirthshause lieh ihm, da er wegen seiner freiwilligen Armuth keine doppelte Kleidung hatte, ein mit ihm zusammengetroffener französischer Edelmann ein

schwarzes Sammtkleid so lange, bis die Reinigung seines Anzuges erfolgt war. Die Rücksicht auf seine geistliche Würde gestattete ihm nicht, in dem geborgten Kleide das Zimmer zu verlassen. Plötzlich trat zu ihm eine sehr schöne und anscheinend sehr sittsame Dame ins Zimmer. Sie sah ihn in seinem adlichen Kleide nicht für einen Geistlichen an, ward aber durch seine Schönheit zu augenblicklicher Liebe hingerissen, die sie ihm sofort gestand, und der sie auch durch verlangende Blicke und wollüstige Reden eine Erwiderung zu verschaffen sich befliß.

Der Heilige, welcher sich über ein solches Benehmen bei anscheinend vorhandener Sittsamkeit verwunderte, suchte sie durch Ermahnungen und gute Lehren zur Besinnung zu bringen. Allein sie machte aus seinen Reden einen Scherz und setzte ihre Versuchungen fort. Nun drohte er ihr und ergriff, da er hiermit Nichts erzielte, die Thür, in welche eben sein Diener Rolland trat, als das Weibsbild ihn festhalten wollte, wodurch jener ein Augenzeuge ihrer Unverschämtheit und der Keuschheit seines Herrn ward. Er verwies dem Diener, daß er ihn allein gelassen, und gebot ihm, die Dame, welche sich im Zimmer geirrt haben müsse, auf das ihrige zu geleiten. Rolland aber bemerkte wohl, daß das Frauenzimmer, das eine vornehme Dame zu sein schien, mit bösem Vorsatze gekommen, und erzählte den Vorfall nachher den Mitreisenden. Franz suchte jene zu entschuldigen, indem allen Menschen gefährliche Stunden kämen, in denen sie sich nicht in der Gewalt zu haben schienen. Gott lasse das zu, damit wir unsere Schwachheit erkennen und auf uns selbst nicht bauen, auch die Nothwendigkeit einsehen möchten, uns selbst nicht zu trauen. Er nahm hieraus weitern Anlaß, zu ermahnen, daß man auch alsdann sehr auf der Hut sein solle, wenn man Anstands halber oder aus Nothwendigkeit mit weiblichen sonst tugendsamen Personen zusammenkommen müsse. Denn man gewinne namentlich zu andächtigen Frauenzimmern leicht eine Neigung, weil man an ihnen

wahrnehme, was achtungswerth und liebenswürdig sei. Dies sei aber oft arglistiger Trug, da man leicht von der Verehrung der Tugend zur Liebe der tugendsamen Person selbst übergehe, die Veränderung in der Liebe nicht bemerke und sich einbilde, diese böse Liebe sei noch die vorige gute. So werde aus der Neigung eine Kette, die man nachher nicht mehr zerbrechen könne. Zu solchen unordentlichen Neigungen kämen öfters Versuchungen unter den geistlichen Vätern und den Seelen, welche von ihnen zur Vollkommenheit geführt werden sollten. Daher müsse die Ermahnung des Apostels beachtet werden, welcher warnt, daß wir nicht, wenn wir mit dem Geiste anfangen, mit dem Fleische endigen. Mit solchen und ähnlichen erbaulichen Reden pflegte Franz seine Begleiter zu unterhalten. Ueber Modena, wo er seinen mit Ludwig von Sales ihm vorausgereisten Freund Favre nicht getroffen, reisend, holte er diesen erst in der ewigen Stadt ein.

Nach seiner Ankunft in Rom suchte Franz zunächst den Cardinal Medici auf, welcher ihm eine Audienz beim hl. Vater vermittelte. Dieser hörte ihn sehr liebreich an und stellte viele Fragen an ihn. Der Cardinal hatte ihn als den Apostel von Chablais und eine Säule der Kirche vorgestellt, der Heilige aber dieses Lob dadurch abgelehnt, daß er die Ehre seinen Genossen in der Mission und der Gnade Gottes, die den Bewohnern von Chablais so groß sich erwiesen, zuschob. Darauf hielt er dem hl. Vater Vortrag über den Stand des Bisthums, und wie der Bischof, das Dom-Capitel und die Pfarrer künftig gestellt werden möchten. Der Papst bewilligte einige der gemachten Vorschläge sogleich und verwies wegen der andern den Heiligen an den Cardinal Baronius und seinen Nuntius in Turin. Keine Bitte war dem hl. Vater aber angenehmer, als die ihm durch Franzens Begleiter, den Domherrn Chissé, im Namen des Bischofs vorgetragene, wegen Verleihung der Coadjutorschaft und Nachfolge im Bisthume von Genf an Franz. Diese

Bittschrift war dem Papste in Franzens Abwesenheit von Chissé überreicht. Der Papst wunderte sich über des Dompropstes Demuth, der dieser Angelegenheit in seinen eigenen Vorträgen gar nicht gedacht hatte. Er ward vor den Papst beschieden, welcher, um sich an Franzens Wissenschaften und Talenten zu erfreuen, ihn ausnahmsweise selbst prüfen wollte.

Der dazu gesetzte Termin (22. März 1599) von drei Tagen war viel zu kurz, als daß sich Franz besonders dazu hätte vorbereiten können. Auf dem Gange zur Prüfung passirte er die Kirche Scozza Cavalli und verrichtete da in tiefer Demuth folgendes Gebet: „Mein Herr, wenn Du voraussehen solltest, daß ich ein unnützer Diener in dem Bisthume sein und nicht taugen werde, Dir so liebe Seelen zu regieren, so bitte ich Dich, lasse nicht zu, daß ich wohl antworte, sondern füge vielmehr, daß meine Ungeschicklichkeit an den Tag komme und ich vor Deinem Statthalter mit Schanden bestehe und bei dieser Prüfung nur Spott davon trage." Außer dem Papste traf Franz in dem zur Prüfung bestimmten Saale 8 Cardinäle an, darunter die beiden künftigen Päpste Medici (Leo XI.) und Borghese (Paul V.), ingleichen Friedrich Borromäus nebst 20 Erzbischöfen, unter denen sich der gefeierte Bellarmin befand und noch viele andere Geistliche.

Der Heilige erschrak über die Majestät dieser Versammlung nicht im Mindesten, wogegen einem spanischen Bischofe, der an diesem Tage mit geprüft werden sollte, obwohl er im canonischen Rechte Jahre lang Andere unterwiesen und also wohl bewandert darin war, begegnete, daß er beim Anblicke einer so feierlichen Versammlung zusammensank und der Schreck so auf ihn wirkte, daß er nach einigen Stunden verschied. Franz ward zunächst befragt, auf welche Wissenschaften er sich gelegt, und demnächst, in welcher er examinirt sein wolle. Er stellte dieß dem hl. Vater anheim, und als ihm die Wahl wiederholt zugewiesen ward, wählte er die Theologie, welche sich für seinen Stand am Besten schicke.

Diese Prüfung fiel zu allgemeiner Bewunderung aus. Dieselbe hatte die schwierigsten Gegenstände umfaßt. Eine wunderbare Belesenheit, ein staunenswerther Scharfsinn und eine unglaubliche Bescheidenheit *) ward am Examinirten von Allen anerkannt. Hoch erfreut erhob sich schließlich der hl. Vater. Mit der Versicherung, daß unter allen bisher abgehaltenen Prüfungen ihn noch keine so wie die eben beendete, vergnügt, umarmte er Franz, netzte dessen Wangen mit seinen Freudenthränen, gab ihm den Friedenskuß und sprach Salomo's Worte: „Trinke Wasser aus deiner Grube und Flüssigkeit aus deinem Brunnen. Laß deine Brunnen herausfließen und theile deine Wasser auf den Gassen.“ Hierauf erklärte er ihn zu einen Coadjutor und ernannte ihn zum Bischof von Nicopolis. Die Cardinäle Medici, Borghese und Baronius erschöpften sich in Freundlichkeiten gegen Franz während seines Aufenthaltes in Rom. Baronius holte ihn öfter in seinem Wagen ab und lud ihn ein, obenan zu sitzen. Der demüthige Franz schlug dieses aus, blieb auf dem Schlage der Kutsche sitzen und sprach, es genüge ihm als Jünger zu den Füßen seines Lehrmeisters zu sitzen: „Ich werde zu Gamaliels Füßen sitzen.“

Niemand gewann aber zu Rom Franzens Freundschaft in höherem Grade und reichlicherem Maaße, als der eben zum Bischof von Saluzzo ernannte Priester der Congregation des Oratorii Juvenalis Ancina, welcher in allen Tugenden eine seltene Uebereinstimmung mit ihm zeigte. Ihre Freundschaft

*) Diese zeigte Franz auch in dem Briefe, den er über den für ihn unerwartet günstigen Ausgang der Prüfung an den Domherrn von Sales schrieb, worin er sagt, der General-Vicar Chissé habe dieselbe noch vergnügter, als er selber verlassen. „Dieser treue Freund, fährt er fort, wird sich nur zu sehr beeilen, die Beweise der väterlichen Güte, womit der Papst mich beehrte und welche mir die Verpflichtung auferlegen, mehr als je ein wahrhaftes Kind und ein guter Diener der heiligen Römischen Kirche zu werden, nach Savoyen zu melden. Was immer aber auch meine Freunde schreiben mögen, erinnern Sie sich, daß unsere Freunde eben so sehr unser Gutes übertreiben, wie unsere Feinde unser Böses, daß wir aber schließlich wahrhaft nichts sind, als was wir vor Gott sind.“

ward bald eine tiefe innige Liebe zu einander. Von allen Seiten erscholl zu Rom Franzens Lob. Von allen Seiten strömten ihm Männer gefeierten Namens zu, seine vielbegehrte Bekanntschaft ebenfalls zu suchen. Allein nichts war im Stande, seine Bescheidenheit zu beugen. Um diesen lästigen Ehrenerweisen zu entgehen, betrieb er die Ausfertigung der päpstlichen Schreiben, die er nöthig hatte. Nur die Bulle wegen Bestätigung als Coadjutor brachte er nicht in Anregung, weßhalb dieselbe erst lange Zeit nachher erfolgte. Weil er die Mittel nicht hatte, diese Bulle zu bezahlen, mußte der Papst ihm die Gebühren dafür erlassen.

Am 25. März empfing er aus der Hand des hl. Vaters die hl. Communion, und von Gott besondere Gnaden, deren Erinnerung er durch folgende Zeilen festzuhalten suchte: „Meine Seele war ungemein getröstet und mit einer lebendigen Erleuchtung über das Geheimniß der Menschwerdung erfüllt. Ich schaute auf eine unaussprechliche Weise, wie das Wort durch die Macht des Vaters und die Wirkung des hl. Geistes im keuschen Schooße Mariens einen Leib annahm, da es selber unter uns wohnen und ein Mensch sein wollte wie wir. Von hier aus schritt ich zu hohen und süß schmeckenden Erkenntnissen über die Transsubstantiation fort, über das Eintreten des Fleisch gewordenen Wortes in meine Seele mittelst der hl. Communion, und über den Dienst der Hirten der Kirche."

Nach huldvoller Entlassung aus Rom pilgerte Franz am 31. März nach seinem geliebten Loretto, wo er der Mutter Gottes für die Bekehrung so vieler Irrgläubigen seinen glühenden Dank darbrachte und seine früher hier gethanen Gelübde erneuerte. Bei Besichtigung des reichen Kirchenschatzes machte er die Bemerkung, wie zu wünschen wäre, daß der Papst einen ansehnlichen Theil desselben zum Kampfe wider die Feinde des Glaubens und zu andern gottseligen Werken bestimmen möchte, indem die allerseligste Jungfrau sicherlich ein Wohlgefallen daran haben werde, wenn man die ihr

dargebrachten Opfer zur Erlösung so vieler durch ihres Sohnes Blut erkaufter Seelen ausspendete, welche unter der türkischen Tyrannei in Gefahr, verdammt zu werden, lebten, während jetzt diese Reichthümer nur einen Köder zur Herbeileitung der Seeräuber abgäben, welche dieselben wohl gar noch entführen könnten.

Ueber Bologna und Mailand ging Franz nach Turin, wo er seinem Herzoge die päpstlichen Schreiben übergab und um Ausführung der für die bekehrten Landstriche erlassenen Verordnungen anhielt. Er fand aber hier unerwartete Schwierigkeiten. Es sollten nach der päpstlichen Verordnung die Ritter der vereinigten Orden des hl. Mauritius und Lazarus zum Unterhalte der neuen Pfarrer beitragen, und zu dem Ende die ihnen überwiesenen geistlichen Güter zurückgewähren. Diesem Orden hatte Gregor XIII., als die Reformation in Genf und Chablais eingeführt worden, die geistlichen Güter überwiesen, um dieselben vor der Besitzergreifung durch die Irrgläubigen zu bewahren, weil der Orden hierzu die Macht hatte. Diese Maßregel war auch gelungen. Der Orden, dessen Großmeister der Herzog war, prosperirte durch diese reichen Einkünfte sehr. Nun aber widersetzten sich die Ordensobern der Rückgabe und wußten den Herzog für ihre Widersetzlichkeit zu gewinnen. Sie beriefen sich dabei auf die Bulle Gregors XIII. und daß sie bereits 1598 einen Theil ihrer Einkünfte aus Chablais zur Unterhaltung der dortigen Pfarrer gewidmet und damit einen ihnen von Gregor gemachten Vorbehalt erfüllt hätten. Es ward nun behauptet, Clemens VIII. habe ohne Anhörung des Ordens nicht die Zusicherung seines Vorgängers aufheben und die unbedingte Rückgabe verfügen können. Die Einwilligung des Herzogs als Großmeister genüge dazu nicht. Franz erkannte, wie diese Widersetzlichkeit die mit Mühe errungenen Erfolge in Chablais leicht wieder in Frage würde stellen können, weil jetzt die Pfarrer daselbst nur den nothdürftigsten Unterhalt genossen und sich mit Büchern, Kirchengeräth und dem nothwendigsten Hausrath zu versehen

die Mittel nicht hatten, wodurch sie in Gefahr geriethen, zum Schaden ihrer geistlichen Verrichtungen sich nach dem Zeitlichen, oder um der Noth zu entrinnen, sich auswärts nach einträglichern Stellen umzusehen.

Der Herzog befand sich in einer übeln Lage. Er hatte nicht allein persönlich seine Zustimmung gegeben, sondern wollte auch Franz wohl und sah die Wichtigkeit der Ausführung der päpstlichen Verordnung ein. Auf der andern Seite mußte er den Adel, dessen Angehörige Ritter des Ordens waren, schonen, weil er seiner Hilfe bei den wegen der Markgrafschaft von Saluzzo in Aussicht stehenden Fehden nicht entrathen konnte. Er gab Franz von den Klagen der Ritterschaft Nachricht und forderte ihn auf, dieselben zu beantworten. Franz nahm, wie er gewohnt, zu den Füßen des gekreuzigten Heilands zunächst seine Zuflucht bei Gott und bat ihn, sein Herz zu stärken und zu erleuchten. Dann kam er zum Herzoge und sagte, wie er für seine Person sich keinerlei Recht auf die in der päpstlichen Bulle überwiesenen Güter anmaße, indem er nichts Anderes suche, als die Vermehrung des Reiches Gottes. Noch weniger sei er Willens, sich in einen Streit mit den Ordensrittern einzulassen, welche er alle als ein demüthiger Diener verehre. Auch stehe nicht ihm, sondern dem Herzoge die Vollziehung der Bulle zu; er habe als ein gehorsamer Diener dieselbe nur überbracht und ausgehändigt. Weil aber das nächste Absehen auf den Nutzen des Volkes gerichtet sein müsse und weil eine Seele und eine einzige Messe von einem größern Werthe sei, als alte Freiheiten und Rechte der Fürsten, müßten die Anordnungen des Papstes Clemens vollständig ausgeführt werden, obwohl die Ordensritter weder berufen noch gehört worden, zumal die Bulle Gregors, auf welche die Ritter sich beriefen, in der Clementinischen ausdrücklich und rechtmäßig widerrufen sei. Den Bischöfen gäbe das Concil von Trient und die Bulle Gregors selbst die Macht, den Pfarrern anständigen Lebensunterhalt anzuweisen, wenn auch die Einziehung geistlicher

Renten dazu erforderlich sein sollte. Diese Einziehung sei im vorliegenden Falle um so nothwendiger, als ihre vollständige Ausführung immer noch nicht den vollständigen Bedarf der Pfarrer decke.

Diese Antwort theilte der Herzog den Rittern mit. Da diese darauf nichts zu entgegnen wußten, suchten sie die Sache wenigstens hinauszuschieben. Dieß war auch die Meinung des Herzogs, welcher glaubte, daß mit der Zeit sich ein besserer Rath finden lassen werde. Er bot deßhalb inzwischen Franz eine ansehnliche Summe zum Ersatz seiner eigenen Unkosten bei der Mission an. Franz schlug dieselbe aus und führte, unbekümmert um den Haß der Ritterschaft, der ihn und seine Familie treffen mußte, wenn jener die fetten Einkünfte geschmälert wurden, dem Herzoge wiederholt zu Gemüth, wie mit dem Aufschube der Vollziehung des päpstlichen Befehles Alles zu Grunde gehen werde, was auf eigenes Verlangen des Herzogs mit so großer Mühe in Bekehrung der Irrgläubigen erlangt worden. Da sein längerer Aufenthalt in Turin den Geschäften, die ihn in der Genfer Diöcese erwarteten, nachtheilig sein werde, bat Franz um baldige Entlassung und Beigabe eines herzoglichen Beamten, welcher wegen Ausführung der päpstlichen Bulle mit dem Bischofe selbst weiter zu verhandeln ermächtigt sein möchte. Schließlich brachte er die gesicherte Errichtung des Jesuiten-Collegiums zu Thonon in Anregung. Franz drang durch, der Herzog befahl die Ausführung der Bulle und gab ihm zwei hohe Beamte dazu mit. Franz brachte auch die dem Nuntius vom Papste überlassenen Punkte in Ordnung und begab sich, da er nun in Turin weiter nichts zu thun hatte, über Chambery nach Annecy, wo er mit hohen Ehren empfangen ward und die getroffenen Anordnungen in's Werk gesetzt wurden.

Seiner Mutter hatte er seine Rückkunft in folgenden Zeilen angemeldet, worin er darauf anspielt, wie er in den ersten Zeiten seiner Mission zu Chablais den Briefwechsel

mit ihr vor seinem Vater hatte geheim halten müssen: „Ich schreibe Ihnen, meine theuere, gute Mutter, im Begriffe, mich zum Ritte nach Chambery hier in Turin zu Pferde zu setzen. Diese Zeilen kommen nicht heimlich. Denn durch die Gnade Gottes befinden wir uns nicht mehr in der traurigen Zeit, wo wir uns verbergen mußten, wenn wir uns ein Paar Worte der Freundschaft und des Trostes sagen wollten. Gott sei gepriesen, meine gute Mutter. Das Andenken an diese Zeit bringt stets in meiner Seele irgend einen heiligen oder süßen Gedanken hervor. Behalten Sie immer Freude an unserem Herrn, meine gute Mutter, und seien Sie versichert, daß Ihr Sohn sich durch Gottes Barmherzigkeit wohl befindet, sich auch anschickt, so bald als möglich Sie aufzusuchen und, so lange es ihm möglich sein wird, bei Ihnen zu bleiben. Denn ich gehöre ganz Ihnen. Sie wissen es."

Bald darauf ging Franz wieder nach Chambery, um den Herzog, welcher auf seiner unten näher zu erwähnenden Reise nach Frankreich dort rastete, zu sehen und den Antrag zu stellen, daß diejenigen seiner Unterthanen, welche geistliche Güter an sich gebracht oder seit dem ersten Einfall der Irrgläubigen in Besitz genommen, dieselben an die Kirche zurückgeben sollten. Der Herzog bewilligte das Gesuch, weil Jenen die Kirchenumwälzung in Chablais nie ein Recht über geistliche Güter habe geben können. Ueberdieß sei es billiger, daß die Menschen, als daß Gott und die Kirche an ihren Gütern Schaden litten. Dazu komme, daß die Käufer solcher Güter dieselben wider besseres Wissen und Willen an sich gebracht, denn wie hätten sie dieselben von Leuten rechtmäßig kaufen können, welche nur den Titel gewaltthätiger Usurpation für ihren Anspruch anzuführen vermochten? Doch wollte Franz solchen, die aus entschuldbarem Irrthume in den Besitz gelangt, eine billigere Behandlung zu Theil werden lassen. Auch dieses bewilligte der Herzog.

Franz faßte nun den Plan der Errichtung des hl. Hauses zu Thonon, welches dazu bestimmt sein sollte, daß alle Künste

und Wissenschaften darin gelehrt, auch diejenigen, welche den Irrglauben aufgegeben, darin auferzogen und nach katholischem Gebrauche zu leben gewöhnt würden. Die Errichtung dieser Anstalt, welche zugleich Universität, Real- und Gewerbeschule sein sollte, hatte zum Zweck, zu verhindern, daß die jungen Leute aus den katholischen Districten nicht mehr, wie bisher, um Künste, Wissenschaften und Gewerbe zu erlernen, nach Genf und Lausanne gehen und in Gefahr kommen müßten, in jenen Städten an ihrem Glauben Schaden zu leiden. Clemens VIII. gab unterm 13. September 1599 hierzu seine Genehmigung. Das Haus sollte von einem Präfecten und sieben Priestern geleitet werden, welche die Lebensweise der Väter des Oratoriums zu Rom beobachten sollten. Auch ertheilte der Papst dem Hause noch die Privilegien, welche andere hohe Schulen genießen und vereinigte drei Kloster-Priorate mit demselben, deren jetzige Inhaber aber erst aussterben mußten. Zum Präfecten ward Franz als Stifter bestellt. Auch Ablässe knüpfte der Papst an den Eintritt in dieses Haus. Franz eignete demselben die Kirche des heil. Hippolyt zu, nannte sie aber nun die Kirche Unserer Lieben Frauen vom Mitleiden. Die Kirche des hl. Augustin, welche zum Priorate des hl. Hippolyt gehörte, übergab Franz den Jesuiten. Zum Bau derselben schossen der Herzog 17,000, ein neu Bekehrter 8000 Scudi zu. Unter Zuziehung angesehener und einsichtsvoller Männer wurden sofort auch die Regeln für das hl. Haus aufgestellt, welche sich durch ihre Weisheit auszeichnen und auch nach dem Tode des Stifters lange Zeit den Wohlbestand der Anstalt aufrecht erhielten.*)

Zur Leitung der neuen Schule zu Thonon, welche durch die Liberalität des Herzogs mit Mitteln versehen war, wurden nun auch die Väter der Gesellschaft Jesu fest berufen, an deren Stelle später aus nicht bekannt gewordenen Gründen

*) Einrichtung und Regeln dieser Sainte-Maison sind in dem vom Pfarrer von St. Sulpice verfaßten „Vie de Fr. de Sales" I. S. 365 näher angegeben.

Barnabiten traten, welche Franz, nachdem er schon Bischof geworden, berief.

Um diese Zeit trugen sich zwei Begebenheiten zu, welche an das Wunderbare streiften. Das päpstliche Schreiben an den Bischof, worin demselben die Coadjutorernennung Franzens angezeigt war, ward vielmals abgeschrieben, weil Viele dasselbe interessirte. Als der Capellan des Bischofs Granier, Namens Fourier, eben auch eine solche Abschrift fertigte, trat Franz zu ihm und forderte ihn auf, Alles, was er ihn thun sehen werde, treu im Gedächtniß zu behalten, weil er einst darüber gerichtlich würde vernommen werden. Fourier ward an die dreißig Jahre später in dem Canonisations-Processe als Zeuge abgehört. Der andere Fall war folgender. Franz hörte in einem benachbarten Hause eine Frau, welche in Geburtswehen lag, überlaut schreien. Er sandte ihr durch seinen Bruder einen von Loretto mitgebrachten Gürtel mit der Aufforderung, ihr Vertrauen auf die Jungfrau Maria zu setzen. Kaum war der Gürtel der Leidenden umgelegt, als sie ohne fernere Schmerzen eines Kindes genas. Er hatte inzwischen eifrig für sie gebetet.

Franz war mit Ausführung der päpstlichen Anordnungen in den bekehrten Landen, worin bereits 35 Pfarrer eingesetzt und fast alle Einwohner bis auf drei oder vier Hartnäckige zur Kirche zurückgekehrt waren, beschäftigt, als 1600 der Krieg zwischen König Heinrich IV. von Frankreich und dem Herzoge Carl Emanuel um die Markgrafschaft Saluzzo ausbrach, die der Herzog während der innerlichen Religionsunruhen in Frankreich, mit Rücksicht auf einen alten Anspruch, den er darauf geltend machte, besetzt hatte. Nachdem Heinrich IV. König geworden war, verlangte er die Markgrafschaft für Frankreich zurück. Man konnte sich darüber nicht vereinigen und wollte dem Papste beiderseits die Entscheidung überlassen. Als der Herzog zu bemerken glaubte, daß der Papst sich auf die französische Seite neige, reiste er an den Hof Heinrichs IV., an welchem er mit allen

Ehren empfangen ward, der aber gleichwohl an ihm auszusetzen fand, daß er die Markgrafschaft Saluzzo ihm vorenthalte. Der Herzog bemerkte, daß Frankreich sich zur Wiedereroberung bereits rüste und ging eilends heim, um sich seinerseits zum Kriege vorzubereiten. Dieß geschah aber nicht so schnell, daß ihm Heinrich nicht zuvorgekommen wäre. Durch den Herzog von Lesdigueres und den Marschall von Biron ließ er einige Provinzen, darunter Chablais besetzen. Als er selbst mit seinen Truppen von dritter Seite sich Genf näherte, boten ihm die Schweizer Protestanten Kriegsvolk an, um zur Eroberung des Landes zu helfen.

Der König nahm dieses Anerbieten an. Die Calvinisten fielen nun mit gewaffneter Hand in Chablais ein. Die neuen Pfarrer wurden vertrieben, die geistlichen Güter eingezogen. Man mußte für die noch im Glauben schwachen Neubekehrten sorgen. Franz schrieb zunächst an den Cardinal Giojoso (Joyeuse), welcher in Frankreich viel galt und bat um dessen Verwendung beim Könige, dann reiste er nach Grenoble und ließ sich vom Herzog von Nemours Briefe an den König ertheilen, worin jener bat, daß den Prädicanten nicht gestattet werden möge, in Chablais zu predigen oder Veränderungen im Glauben herbeizuführen. Mit diesen Briefen traf Franz in demselben Augenblicke in Annecy ein, als Heinrich IV. ebendaselbst anlangte. Der Bischof überreichte sogleich des Herzogs von Nemours Schreiben mit einer eigenen von Franz concipirten Bittschrift. Der König versprach, es sollte in Chablais in Glaubensangelegenheiten keinerlei Veränderung vorgenommen werden, selbst wenn es ihm Blut kosten solle. Dagegen hatte der König gegen die Genfer, die eine Deputation mit Beza an der Spitze an ihn gesendet, die Gefälligkeit, das ihnen lästige Savoysche Fort Ste. Catharine demoliren zu lassen. In Religionssachen aber gewährte er ihnen nichts. Sie wendeten sich deßhalb an seinen zu Allinges stationirten Statthalter Montplan, welchen sie bewogen, die geistlichen

zurückgezogenen Güter wieder mit den Domainen zu vereinigen.

Kaum hatte der König Annecy verlassen, als die Nachricht kam, die Feinde hätten die Güter, welche der Mauritius- und Lazarus-Orden hatten zurückgewähren müssen, unter dem Vorwande, solche gehörten dem Könige, eingezogen. Auf diese Kunde ging Franz selbst nach Chablais, ward aber unterwegs von den Soldaten gefangen genommen, welche eine reiche Beute an ihm zu machen vermeinten. Er ward dem General-Lieutenant Marquis von Vitri vorgeführt. Nachdem derselbe erfahren, wer der Gefangene war, behandelte er denselben nicht allein auszeichnend, sondern hörte ihn auch ehrerbietig an. Sein Anerbieten, den Bischof nach Chambery zum König selbst führen zu lassen, lehnte Franz mit dem Bemerken ab, daß, so lange sein Souverain mit dem Könige im Kriege sich befinde, er demselben nicht wohl den Hof machen könne. Der Marquis von Vitri gab ihm daher nur ein Empfehlungsschreiben an den Statthalter Montglan mit, zu welchem sich Franz mit der Bitte begab, die Königlichen Verheißungen zu vollziehen. Montglan schenkte ihm geneigtes Gehör, so daß die eingezogenen Wohnungen und Güter zurückgegeben werden und die Calvinisten weichen mußten.

Der Statthalter entließ Franz, dessen Bekanntschaft gemacht zu haben, er für ein großes Glück erklärte, mit Beweisen größter Freundlichkeit. Franz machte sich die hierzu erhaltene Erlaubniß zu Nutz und nahm sogleich die Visitation des ganzen Bisthums Genf, namentlich aber der Pfarreien in Chablais mit glücklichem Erfolge vor. Ungeachtet des Krieges brachte und erhielt er dort Alles in Ordnung, setzte Missionäre gegen die Calvinisten ein und führte alle Pfarrer in ihre Pfarreien zurück. Auch nach dieser Visitation hielt er die neubekehrten Landschaften, so lange der Krieg währte, fleißig im Auge, erschien überall persönlich, wo eine Gefahr drohte, und ermuthigte die Priester. Es war

ein Wunder, daß es ihm gelang, den Calvinisten jeden Erfolg in diesen Landschaften zu vereiteln. Freilich blieb auch der König seinem Versprechen getreu, keine Veränderung in der bestehenden Religionsverfassung zuzulassen. Dieses Versprechen war aber auch nur ein Erfolg von Franzens Fürsorge. So wurde durch seine unausgesetzten Bemühungen der von ihm gepflanzte katholische Glaube, welcher in großer Gefahr gestanden, in den von ihm demselben gewonnenen Provinzen erhalten. Neben der Freude über diesen guten Erfolg seiner Bemühungen ward Franz im Jahre 1600 auch die angenehme Ueberraschung zu Theil, daß Gaspard de Favre, ein naher Anverwandter Calvins, welcher auf Beza's eigenen Rath nach Rom gegangen war, um der Feier des Jubiläums beizuwohnen, nachdem allerlei unglückliche Erlebnisse ihn dort auf's Krankenlager gebracht, durch den Pater Cherubim, welcher sich auf einer Wallfahrt eben in Rom befand, der Kirche wieder zugeführt ward. Derselbe trat nachmals in den Orden der unbeschuheten Carmeliter, bekleidete in demselben die wichtigsten Aemter und zeichnete sich bis zu seinem Tode durch ein erbauliches Leben und nachahmungswürdige Tugenden aus.

Durch die Bemühungen des Cardinals Aldobrandini ward der Friede zwischen Frankreich und Savoyen vermittelt, der am 7. Januar 1601 zu Lyon abgeschlossen wurde. Der Herzog behielt zwar die Grafschaft Saluzzo, mußte aber die Landschaft Bresse und was er jenseits der Rhone bis Genf besaß, an Frankreich abtreten. Einsichtsvolle urtheilten, der König habe gehandelt wie ein Krämer, der Herzog als ein Fürst. Das Wichtigste war, daß dieser Friede dem Könige Italien verschloß. Die Bewohner von Annecy hatten, nachdem der Friede zurückgekehrt, keinen größern Wunsch, als ihren Dompropst wieder von der Kanzel zu hören, dessen Predigten sie über fünf Jahre lang hatten entbehren müssen. Vorerst wurde Franz an Erfüllung dieses Wunsches durch eine schwere Krankheit seines Vaters verhindert, welche ihn

nach Sales rief. Er nahm dem Kranken die Generalbeichte ab und reichte ihm die letzte Wegzehrung. Später unterredete er sich Tag und Nacht mit ihm über geistliche Angelegenheiten zu großer Erbauung und Erquickung des Alten, seiner Mutter und des ganzen Hauses. Der Zustand des Kranken besserte sich und die Aerzte verhießen, daß er sein Leben noch bis Ostern bringen werde, weßhalb Franz mit Genehmigung seines Vaters nach Annecy zurückging, um die Fastenpredigten dort abzuhalten, was er mit so unvergleichlichem Erfolge that, daß die meisten Zuhörer die Worte der Juden vom Heilande auf ihn anwendeten: Noch niemals hat ein Mensch so geredet. Es erfolgte auch eine zahllose Menge heimlicher Erstattungen ungerecht besessenen Gutes.

Als am 5. April 1601 Franz, um über den Tod und die Erweckung des Lazarus zu predigen, die Kanzel besteigen wollte, erhielt er die Nachricht von dem am Tage zuvor erfolgten Tode seines Vaters*) mit der Einladung, das Leichenbegängniß zu leiten und seine gebeugte Mutter zu trösten. So zärtlich Franz seinen Vater geliebt, so gehorsam unterwarf er sich Gottes Willen, der ihm denselben genommen. Er sammelte sich einen Augenblick, opferte seinen Verlust dem Herrn auf, bestieg die Kanzel und redete so eindringlich und eifrig, daß Niemand seinen Trauerschmerz inne ward. Nach Beendigung der Predigt sprach Franz: „Meine Geliebten, als ich die Kanzel bestieg, erhielt ich die Nachricht vom Tode dessen, gegen den ich auf Erden die größten Verpflichtungen gehabt. Mein Vater, Euer Freund, ist nicht mehr. Da ihr ihm die Freundlichkeit erwiesen, ihn zu lieben, so bitte ich Euch, für die Ruhe seiner Seele zu beten und zu entschuldigen, daß ich mich auf einige Tage entferne, um ihm die letzten Pflichten zu erweisen." Jetzt konnte sich sein so lange im Zwang gewesenes Herz nicht mehr halten. Seine Thränen brachen hervor; sein Schmerz

*) Er war 78 Jahre alt geworden und gottselig im Herrn, dessen Bild am Kreuze er sterbend in der Hand hielt, entschlafen.

ging auf die ganze Versammlung über. Ein allgemeines Schluchzen ward vernommen. Alle begaben sich in's Gebet für den Verstorbenen. Franz, welcher seine Messe bereits vor der Predigt gehalten, ließ deren nun zwei lesen, welche er knieend in tiefster Anbetung am Fuße des Altars anhörte. Im Grunde seiner Seele empfing er von Gott die süße Hoffnung vom Heile dessen, für den das heilige Opfer dargebracht wurde.

Franz eilte nach Sales, wo er dem feierlichen Leichenbegängniß beiwohnte und die Seinigen tröstete, denen er sammt allen Hausgenossen nach der von ihm gehaltenen Trauermesse die heilige Communion reichte. Hatten seine Zuhörer seinen Starkmuth bewundert, so nahm ihr Staunen und ihre Ehrerbietung aber noch mehr zu, als sie den Heiligen am nächsten Sonntag, nachdem er Tags zuvor dem Begräbnisse beigewohnt, wieder auf der Kanzel sahen, um keine Predigt ausfallen zu lassen. Er konnte nicht schweigen von dem, wovon sein Herz so voll war. „Wie," sprach er unter Anderm, „Gott dem Abraham gebot, ihm seinen Sohn Isaak zu opfern, sich aber mit seinem guten Willen begnügte, da er nur das Opfer des Willens und des Geistes von ihm hätte haben wollen, so hat Gott auch von mir dasselbe Opfer gefordert, indem er mir die Pflicht auferlegte, das Leichenbegängniß meines Vaters zu halten."

Nach Beendigung der Fastenpredigten begab sich Franz nach Chablais, in welches die Calvinisten mit gewaffneter Hand eingefallen waren und die mitgebrachten Prädicanten einzusetzen suchten. Nachdem er vom Gouverneur von Allinges eine angemessene Kriegerschaar erhalten, führte er seine Soldaten in Person wider die Calvinisten, schlug dieselben und vertrieb sie aus zwei Dörfern, in denen sie sich verschanzt hatten. Er berief dann die vertriebenen Pfarrer zurück und stärkte durch seine eigenen Predigten die Einwohner verschiedener Pfarreien.

In Gex hatte der katholische Glaube noch wenig Fortschritte gemacht, weil die Lage des Ländchens jenseits der Rhone den Zugang erschwerte und die Nähe von Genf dem Einflusse der dortigen Prädicanten einen stärkern Rückhalt gegeben hatte. Diese Landschaft, welche 30,000 Einwohner zählte und 37 Pfarreien enthielt, war im Lyoner Frieden mit an Frankreich abgegeben. Obwohl sie unter das Bisthum Genf gehörte, hatte Franz in Folge der Abtretung dort jetzt weniger Autorität als zuvor. Mit Besorgniß blickte er auf die 37 in diesem Lande befindlichen Pfarreien. Er veranstaltete daher, daß ihn sein Bischof und der gesammte Clerus des Bisthums im Januar 1602 nach Paris als Gesandten abschickten, um die Autorisation zur Bekehrung der im Lande Gex noch befindlichen Calvinisten zu erhalten. Es begleiteten ihn der Präsident Favre mit seinem ältesten Sohne und sein Diener Rolland. Mit Lebensgefahr und wie durch ein Wunder, das auch die Schiffenden Franz zuschrieben, gerettet, gelangte bei Macon die Gesellschaft über die reißende Saone und ging nach Dijon, wo er Gelegenheit fand, sich die allgemeine Liebe der Einwohner zu erwerben und von seinem Gönner und Freunde, dem Statthalter von Dijon, Freiherrn von Luz, welchem der König die Restauration der kirchlichen Verhältnisse im Lande übertragen und welcher am Hofe zu Paris viele einflußreiche Bekannte hatte, wirksame Empfehlungsschreiben an dieselben erhielt.

In Folge derselben und der Empfehlung des päpstlichen Nuntius zu Paris ward Franz, welcher am 22. dort ankam, von Heinrich IV. überaus huldreich empfangen. Seine Persönlichkeit und seine liebenswürdige Weise im Vortrage seiner Angelegenheit nahmen den König noch weit mehr für ihn ein, als die günstigen Empfehlungen. Die Hofleute beneideten bald den Ankömmling um die schnell erworbene hohe Gunst ihres Herrschers. Da der Monarch seinen ehemaligen Glaubensgenossen immer noch viele Gnaden erwies, waren die Calvinisten hoch angesehen und hatten großen Einfluß.

Franzens Begehren fand daher vielen Widerspruch. Der Minister von Villeroy, an welchen der König ihn verwiesen, schlug ihm sogar das Gesuch rundweg ab. Franz war aber nicht der Mann, welcher sich einschüchtern ließ. Er machte dem Minister so nachdrückliche Vorstellungen, daß dieser den dargelegten Gründen in so weit nachgab, daß er ihm gestattete, das Gesuch schriftlich bei ihm abzugeben. Franz drang in diesem Gesuche auf zwei Hauptpunkte: 1) Einführung des wahren Glaubens im Lande Gex, in welchem die Calvinisten auch sogar die Freiheit des Gewissens und die Annahme des katholischen Glaubens nicht zulassen wollten, was doch in keinem andern Theile des Königreichs geduldet werde; 2) Nöthigung der unrechtmäßigen Besitzer geistlicher Güter, dieselben dem rechtmäßigen Herrn wieder zurückzugeben.

Herr von Villeroy widersetzte sich, obwohl er sie erst zugelassen, beiden Anträgen, weil es bedenklich und in einer erst neu erworbenen, fern gelegenen Provinz gefährlich sei, Religions-Neuerungen zuzulassen. Die Regierung würde sich dadurch verhaßt machen, den neuen Unterthanen Anlaß zum Aufruhr geben und den Schweizern Gelegenheit bieten, ihren Glaubensgenossen Beistand zu leisten. Zudem gewährleiste das Edict von Nantes den Calvinisten Glaubensfreiheit. Herr von Villeroy betheuerte zwar, ein guter Katholik und von allem Eifer, seinen Glauben auszubreiten, erfüllt zu sein, hielt aber durchaus für nöthig, von dem Beginnen jetzt Abstand zu nehmen und eine Sache lieber nicht anzufangen, deren Schwierigkeiten schon das Mißlingen voraussehen ließen. Der heilig eifrige Coadjutor, den sein Freund Favre bestens unterstützte, entgegnete, er könne nicht begreifen, wie der großmüthige französische König eine Sache nicht selber zu Stande bringen könne, welche dem Herzoge von Savoyen so glücklich gelungen sei. Dieselben Einwürfe, welche er hier vernehme, habe er auch in des Herzogs Rathsversammlung, der er, als die Bekehrung des Landes Chablais berathen

worden, beigewohnt, gehört; allein der weise Fürst habe dieselben der Berücksichtigung nicht werth befunden. Wäre das Land Gex daher noch in Savoyischer Gewalt, so würde Franz sich dem herzoglichen Befehle gemäß bemühen, das Land ohne Gefahr und Aufruhr zu bekehren. Das Volk sei ein ruhiges Leben zu führen gewohnt und nicht im Stande, einen Aufruhr mit Hoffnung glücklichen Erfolges anzufangen; es fehlten demselben ein Anführer, Macht, Waffen und Erfahrung im Kriege. Auch Genf werde sich nicht widersetzen, denn dieser Stadt sei an Frankreichs Schutze zu viel gelegen. Noch weniger aber würden die Schweizer um der Religionshändel eines solchen Ländchens halber ein Bündniß zerreißen, das sie ihren Feinden furchtbar mache. Sie hätten nicht einmal gewagt, den Flüchtlingen aus Chablais wider ihren Herzog beizustehen. Er verlange ja übrigens auch nicht, daß irgend einem Menschen Gewalt angethan werde, es sei nur billig, daß in Gex die nämlichen Gesetze in Anwendung kämen, welche in ganz Frankreich gälten. Es beruhe nur in der Billigkeit, daß die Befehle, welche den Calvinisten die freie Glaubensübung verstatten, auch die Wiederherstellung des katholischen Glaubens in allen Provinzen zulassen. Franz bat daher wiederholt um königliche Autorisation, an Bekehrung der Irrgläubigen im Lande Gex zum katholischen Glauben arbeiten zu dürfen, wie er es bereits gethan, als das Land noch unter Savoyischer Herrschaft gestanden. Es gezieme sich, darin den Glauben herzustellen, welchem der König selbst zugethan sei.

In Folge dieser mit Eindringlichkeit und beredt vorgetragenen Einwendungen versprach der damals allmächtige Minister von Villeroy des Coadjutors Gesuch beim Könige zu befürworten. Da dieser aber in Fontainebleau abwesend war, mußte Franz seinen Aufenthalt zu Paris verlängern. Hier stieg sein Ansehen und sein Ruf inzwischen von Tage zu Tage. Seine bisherige Wirksamkeit ward durch vielseitiges

Besprechen immer bekannter. Namentlich machten seine Verhandlungen mit dem berühmten Beza, den er, obwohl nicht bekehrt, doch überwunden, einen großen Eindruck. Ferner war die Herzogin Marie von Mercoeur, eine Fürstin von Luxemburg, welche sich zu Rom befunden, als Franz dort war, in Verbreitung seines Lobes unerschöpflich und wußte in ihren hohen Cirkeln ihm durch ihre Erzählungen die höchste Achtung zu verschaffen. Nichts aber machte den Heiligen in den Augen der Pariser preiswürdiger, als sein musterhaftes, heiliges Verhalten, dessen tägliche Augenzeugen sie waren und das die Lobeserhebungen, die über ihn umliefen, noch übertraf, wie jede Wirklichkeit das bloße Reden über dieselbe. Alle wünschten, daß dieser Mann für Frankreich gewonnen und ihm einer der höchsten Bischofssitze verliehen werden möchte. Während der Krankheit des königlichen Hofpredigers ward er ersucht, dessen Stelle in der Kapelle des Louvre zu vertreten, was er endlich nach langem Widerstreben seiner Bescheidenheit deßhalb that, weil er glaubte, dadurch vielleicht den Zweck seiner Sendung fördern zu können. Am Hofe befanden sich nicht allein viele Irrgläubige, sondern auch viele Personen von einem unmoralischen Wandel. Auch diese nahm er sich vor, an ihrer empfindlichen Seite durch seine Predigten zu treffen, um sie zu bessern und zu bekehren. Er begab sich daher eifrig an das Studiren und an das Gebet. Namentlich studirte er die hl. Schrift, welche er stets knieend und mit einer so großen Ehrerbietigkeit las, als ob Gott in Person mit ihm redete. Mit hohen Gedanken durch diese heilige Lektüre erfüllt, züchtigte er voll majestätischer Kühnheit die Irrthümer und Laster der Menschen, um seinen Zuhörern eine Furcht vor dem göttlichen Gerichte einzuflößen und ihnen die Nothwendigkeit zu beweisen, die ein Jeder hat, auf seine Seligkeit bedacht zu sein, sein verstocktes Herz zu brechen und durch Besserung des Lebens sich zu Gott zu bekehren.

Ungeachtet durch diese Predigten sich Mancher unangenehm getroffen fühlen mochte, erhielten dieselben dennoch einen immer zahlreichern Zulauf. Unter den Zuhörerinnen befand sich auch eine Gräfin von Pedrauville, eine der eifrigsten und hartnäckigsten Calvinerinnen, welche schon mehrere der gelehrtesten Männer, die sie hatten bekehren wollen, müde gemacht, indem sie sich wider die bündigsten Beweise mit vier übel verstandenen Schriftstellen, die ihr eingebläuet waren, zu schützen pflegte. Obwohl nur aus eitler Neugierde in Franzens Predigt gekommen, ward sie doch schon durch die erste, welche vom jüngsten Gerichte handelte, namentlich durch die bewegliche Schilderung des Glückes derer, welche sich auf der rechten Seite, und des Jammers derer, welche sich auf der linken Seite befinden würden, so bewegt, daß sie bereits an ihre Bekehrung dachte, welche durch mehrere Unterredungen mit Franz zum festen Entschlusse ward. Mit ihrer ganzen sehr zahlreichen Hausgenossenschaft schwor sie trotz der Gegenanstrengungen der Prädicanten den Calvinismus ab. Paris erstaunte. Franzens Zuhörer vermehrten sich nun noch stärker. Es fanden sich viele Calvinisten ein. Seine Predigten bekehrten Viele. Eine Frau von Racconis ward durch eine Predigt über die Freuden des Paradieses und die Qualen der Hölle besiegt. Ihr folgte die ganze adeliche Familie von Racconis, deren einer selbst in den Kapuziner-Orden trat, in welchem er als Pater Angelus ein berühmter Prediger wurde.

Der Cardinal du Perron sagte aus Anlaß dieser Bekehrung zum Könige, es habe wenig gefehlt, daß er nicht alle seine über Glaubensstreitigkeiten handelnden Schriften dem Feuer übergeben, nachdem er mit allen ersinnlichen Bemühungen die Familie von Racconis nicht habe bekehren können, deren Ueberzeugung von der Wahrheit der katholischen Lehre der Coadjutor von Genf so leicht herbeigeführt habe. Dieser Cardinal äußerte auch: „Gott hat dem Monseigneur von Genf die Schlüssel der Herzen gegeben. Wenn es sich nur darum handelt, zu überführen, so bringe man

die Irrgläubigen zu mir, ich fühle mich stark genug, ihnen zu widerstehen. Gilt es aber, sie zu bekehren, so bringe man sie dem Bischofe von Genf.“ In Folge dessen wies er Irrgläubige, welche ihm zugeführt wurden, fortan an den Diener Gottes, so nannte er Franz von Sales. Selbst die Calvinisten, welche den Coadjutor als eine Geißel ihrer vermeintlichen Glaubensverbesserung ansahen, konnten sich nicht enthalten, ihn zu lieben und zu schätzen. Er fuhr fort, die übernommenen Fastenpredigten zu halten, in deren einer eine vornehme Dame überlaut aufschrie und verkündete, es rede nicht mehr der Bischof von Genf, sondern der heilige Geist aus ihm; man werde bald die Wirkungen erfahren. Und so war's. Ein calvinistisches Fräulein wurde von der Lehre des Heiligen so ergriffen, daß es nach mehrtägigen Unterredungen mit ihm seine religiösen Irrthümer abschwur. Sie war nur aus Neugier in die Predigt gekommen und bis dahin für eine eifrige Calvinistin gehalten.

Vor allen Dingen aber suchten fromme Seelen die Rathschläge und Unterhaltungen des Coadjutors. Sie fanden darin zugleich Licht, Trost und Gnade. Eine der bemerkenswerthesten war Madame Marie Aurillot Acarie, nachmals Carmeliterin unter dem Namen Maria von der Menschwerdung, und Oberin des ersten Klosters dieses Ordens zu Paris, welche im Jahre 1791 von Pius VI. selig gesprochen ward. Diese ausgezeichnete Dienerin Gottes beichtete während Franzens Anwesenheit zu Paris oft bei demselben. Aus seinem Munde erfuhr sie einen Satz der Moral, den sie, so erleuchtet und heilig sie sonst war, bisher nicht gekannt hatte, nämlich: daß die Unvollkommenheiten, zu welchen sich die menschliche Schwäche ohne überlegte Zustimmung des Willens hinreißen läßt, keine Sünden sind, und folglich keinen Stoff zur Absolution darbieten können, da diese nur auf gewollte und bedachte Fehler Anwendung findet. Ueber diese für ihren Geist ganz neue Lehre erstaunt, suchte sie in ihrem Verhalten irgend einen Fehler, der dieser Regel zufolge den

Charakter einer läßlichen Sünde trüge. Sie konnte aber keinen finden, so daß sie, um diesem glücklichen Unvermögen abzuhelfen, die Anklage wegen irgend eines alten Fehlers erneuern mußte, wenn sie der Gnade der Absolution theilhaftig werden wollte. Der hl. Apostel anderer Seits fand sein Heil durch den Verkehr mit einer so reinen Seele sehr gefördert. Es erfüllte ihn mit einer unvergleichlichen Freude, sie von Gott sprechen zu hören. Sein Herz ward, wenn er sie hörte, von göttlicher Liebe entflammt. Je mehr er sie liebte, desto mehr noch hätte er sie lieben mögen. Er bedachte sich nicht, täglich eine Strecke von 4000 Meter bei Regen und Winterwetter oder Sommerhitze zu Fuß zurückzulegen, um zur Wohnung der Madame Acarie zu gelangen und durch die Unterhaltung mit derselben den Wachsthum seiner Inbrunst zu fördern. Bei diesen himmlischen Zusammenkünften befragte er diese heilige Seele nie etwa aus frommer Neugierde, um die Geheimnisse Gottes kennen zu lernen. Er beschränkte sich darauf, sie mit Verehrung anzuhören und war nur damit beschäftigt, aus Allem, was er hörte, geistlichen Nutzen zu ziehen. „Denn," sagte er später, „ich betrachtete sie nicht als mein Beichtkind, sondern als ein Gefäß, das der heil. Geist zu seinem Gebrauche geweiht hatte. Wenn ich mich ihr nahte, flößte sie mir eine solche Ehrerbietung vor ihrer Tugend ein, daß ich nie die Kühnheit hatte, nach dem zu fragen, was in ihr vorging. Ich mochte auch von ihrem Innern nichts mehr wissen, als was sie mir aus eigener Bewegung ohne Einladung von meiner Seite mittheilen mochte. Sie redete lieber von ihren Fehlern, als von den Gnaden, welche sie empfing. Ach! wie gereut es mich, nicht näher in die Kenntniß dessen eingedrungen zu sein, was der Geist Gottes in ihr wirkte. Sie hätte mir gern ihre ganze Seele aufgedeckt!"

Diese frommen Unterhaltungen hinterließen in Franzens Seele einen so tiefen Eindruck, daß das Andenken daran in seinem Herzen wie ein Duft der Tugend stets lebendig blieb.

„Ich denke," schrieb er 18 Jahre später an eine Carmeliterin, „nie an Ihre selige Mutter, ohne dabei einen geistlichen Nutzen zu verspüren." Als ihm Herr von Marillac 1621 ein Bild der Seligen gesendet, schrieb er diesem: „Ich konnte nichts für meine Seele Nützlicheres und Angenehmeres erhalten, denn einerseits habe ich eine so ehrerbietungsvolle Liebe für diese heilige Person, und andererseits drängt mich eine so starke Nothwendigkeit, in meinem Geiste oft die frommen Empfindungen wieder zu erwecken, welche ihr Anblick und ihr heiliger Umgang einst in mir hervorriefen."

In allen Geschäften und Zerstreuungen zu Paris vergaß Franz nie den Dienst des göttlichen Wortes. Eines Tages predigte er in einer Klosterkirche. Es wandelte ihn plötzlich eine Unruhe an. Um sich aus der Verlegenheit zu reißen, ging er in eine Digression über eine streitige Lehre über, behandelte dieselbe aber mit solchem Nachdrucke und solcher Sicherheit, daß ein Zuhörer, welcher inne geworden war, daß Franz von seinem Thema abschweifte, so laut, daß seine Nachbarn es hörten, sagte: „In diesem Augenblicke ist es nicht mehr der Bischof von Genf, welcher redet, sondern der heilige Geist ist es, der aus seinem Munde spricht. Irgend eine auffallende Thatsache wird die Wahrheit dieser Ansicht bestätigen." Also geschah es. Kaum war die Predigt zu Ende, so kam eine irrgläubige Dame von hohem Range zu Franz, welche durch dasjenige, was er gesagt, gerührt und überzeugt worden war und ihn bat, ihr zur Rückkehr in den Schooß der Kirche behilflich zu sein.

Nicht allein die Calvinisten, sondern mehr noch die Sünder suchte Franz zu bekehren, indem er jedem Stande dazu besonders angemessene Mittel vorschrieb. So gewann er unzählige Seelen dem göttlichen Heilande wieder, nachdem sie sich längere Zeit auf dem Wege des Lasters in Gefahr, ververloren zu gehen, befunden hatten.

Einmal hörte ein vornehmes junges Mädchen eine seiner Predigten. Dasselbe zeichnete sich aus durch ihre Anmuth

des Geistes und des Benehmens. Leidenschaftlich eingenommen für Romanlesen und Putz, hatte diese Dame eine zügellose Gefall- und Vergnügungssucht. Von ihren Reizen bezaubert, beteten alle jungen Männer sie an. Ungeachtet aller dieser Bekehrungshindernisse ward sie von Franzens Predigt so überwältigt, daß sie am folgenden Tage, in Thränen gebadet, vor ihm erschien und ihn beschwor, sich ihrer Seele anzunehmen. Er nahm sie gütig auf, prüfte sie und war von der Sanftmuth und Güte ihres Charakters bald sehr eingenommen, aber erschreckt durch ihr leichtfertiges unternehmungslustiges Naturell. „Ich sehe wohl, meine theuere Tochter," sprach er, „Sie werden nie geraden Weges zu Gott kommen. Nur auf dem Wege durch die Geschöpfe werden Sie zu ihm gelangen." Dieser Durchgang war schwer, aber Dank seinen heilsamen Rathschlägen, für welche sie sehr gelehrig war, und Dank dem Plane zu leben, den er ihr vorgezeichnet, trug sie den Sieg über die Gefahren ihrer Lage wie ihres Charakters, der durch das gefühlvolle Naturell nur zu leicht sich hinreißen zu lassen geneigt war, davon. Mitten im Hofe lebend, wußte sie Gottes Gesetze zu beobachten und ward ein Vorbild der Tugend. Nichts beunruhigte den heiligen Führer so sehr, als das Benehmen der Damen von solchem Charakter. „Ich ziehe," sagte er, „daran, was ich vermag, muß aber oft lange Zeit warten, ehe ich ihnen nur ein gutes Wort in den Weg werfen kann." Einmal kam eine Dame dieser Art, ausgezeichnet durch Geburt und Geist, von seinen Reden gerührt zu ihm, um ihn über den von ihr gefaßten Entschluß, in einen Orden zu treten, zu hören, wobei sie ihm keineswegs verhehlte, was in ihr selber einem solchen Vorhaben Alles entgegen stand. „Ich möchte," entgegnete Franz, „auch nicht ein Getraidekörnlein in die Waage Ihres Entschlusses, Klosterfrau zu werden, legen. Ich wünsche nur Ihnen behilflich sein zu können, eine gute Christin zu werden." Er ließ ihr volle Freiheit, leitete sie aber so geschickt, daß sie immer mehr reifte, ihren ersten Entschluß ausführte und eine heilige Ordensfrau ward.

Die Herzogin von Longueville übersandte durch einen Edelmann nach Beendigung der Predigten dem Heiligen einen Beutel voll Goldstücke, weil sie wußte, wie gering sein Einkommen war und wie sehr er dasselbe noch durch sein Almosen erschöpfe. Franz sah den Beutel an, lobte die Arbeit, verweigerte aber die Annahme, indem ihm durch die stete Anwesenheit der hohen Dame in seinen Predigten eine nicht bezahlbare Ehre erwiesen worden und sie durch ihr Beispiel zur Frucht dieser Predigten außerordentlich mitgeholfen. Diesen Lohn allein erwarte er in der Welt; er müsse umsonst geben, was er von der göttlichen Güte empfangen; er sei unzufrieden, nicht so geredet zu haben, wie es ein solcher Predigtstuhl, eine solche Versammlung verdient hätten. Diese Bescheidenheit und Uneigennützigkeit, deren Erzählung wie ein Lauffeuer durch Paris lief, elektrisirte die ganze Bevölkerung zu einer allgemeinen Bewunderung des Coadjutors von Genf.

Nu nging Franz nach Fontainebleau, wohin ihm sein Ruhm vorangedrungen war, welcher den König bestimmte, auf den Sonntag nach Ostern eine Predigt von Franz zu verlangen. Er predigte über die Seligkeit und Ewigkeit und riß den König zu der Aeußerung hin, daß er nie vortrefflicher habe predigen hören. Er mußte noch öfter predigen. Nach einer dieser Predigten soll der König einen der unter den Zuhörern von ihm bemerkten Abgesandten von Genf gefragt, was er von der Predigt des Bischofs halte? und dieser geantwortet haben: wenn der Herzog von Savoyen so überzeugende Beweise liefern würde, wie dieser Bischof, die Genfer die bischöfliche Residenz bald wieder in ihrer Stadt gestatten und vielleicht alle seinen Glauben annehmen würden. Dem Könige gefiel diese Antwort und er versicherte, nie einen Prediger gehört zu haben, der das Herz mehr bewege und dessen Worte mit seinem tugendlichen Leben so sehr übereinstimmten. Je mehr Heinrich mit Franz umging, desto höher stieg seine Liebe zu ihm. Er nannte ihn den Phönix unter den Bischöfen und sagte, der Coadjutor von Genf habe

etwas ganz Besonderes, indem derselbe zugleich gelehrt, adelich und heilig sei.

Nach Paris zurückgekehrt, erhielt der König die Trauerbotschaft vom Tode des Herzogs von Mercoeur aus dem Hause Lotharingen, welcher nach großen, in Ungarn für den Kaiser Rudolph II. erkämpften Vortheilen*) und verrichteten tapfern Großthaten auf der Reise nach Frankreich in Nürnberg erkrankt und am 19. Februar 1602 gestorben war. Da der Verstorbene ein Vetter Heinrichs III. gewesen, so verordnete der König, daß er wie ein Prinz von Geblüt beim Begräbnisse geehrt werden solle. Auf den Wunsch der Herzogin hielt Franz, so politisch schwierig für ihn die Situation auch war, am 27. April zu Notre-Dame die Leichenpredigt, welche großen Beifall fand. Dieselbe ward von Kennern für ein Muster in ihrer Gattung erklärt. Sie entschied auch seinen Ruhm bei den Franzosen vollends und ward auf den Wunsch der Herzogin alsbald dem Drucke übergeben.

So lange Franz noch in Paris weilte, ging kein Fest vorüber, an welchem er nicht auf vielseitiges Ansuchen gepredigt hätte. In den 9 Monaten seines dortigen Aufenthaltes hat er mehr als hundert Mal gepredigt. Man hatte ihn kaum speisen und schlafen lassen. Ein Parlamentsherr sagte, freilich habe der Bischof von Sales bei ihm viel Gutes geschafft, allein zugleich ihm sehr geschadet, da er, nachdem er ihn gehört, keinen Prediger mehr mit Wohlgefallen anzuhören vermöge. Alle Gattungen von Personen besuchten ihn und begehrten seinen Rath und seine schiedsrichterliche Meinung. Unter diesen befand sich auch der damalige Abbé Berulle, nachmaliger Cardinal Petrus Berullus, welcher die unbeschuhten Carmeliterinnen nach der Reform der heiligen Theresia in Frankreich einzuführen beabsichtigte, wozu die

*) Mit 15,000 Mann hatte er Ibrahim Pascha angegriffen, der ihrer 60,000 befehligte, und ihn zum Rückzuge genöthigt, noch später aber mit 13,000 Mann 150,000 Türken geschlagen.

Herzogin von Longueville und Madame Acarie zunächst die Anregung gegeben hatten. Dieses gottselige Werk hieß Franz nicht allein gut, sondern beförderte dasselbe auch nach Vermögen, indem er sich seines Ansehens beim päpstlichen Hofe und seiner Freunde in Rom bediente, um die dem Abbé Berulle entgegentretenden Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Nebst Berulle betrieben diese Angelegenheit vorzugsweise der Doctor der Sorbonne, Duval, und ein Herr von Santueil, welche mit Franz alle drei Tage im Hause der erwähnten Maria Aurillot Acarie zusammentrafen.

König Heinrich IV., welcher selbst in hochwichtigen Sachen dem Heiligen sein Gewissen eröffnete, wünschte sehr, denselben in Frankreich zurückzubehalten, und bot ihm hohe Würden und Einkünfte an. Franz schonte seiner nicht und der König bekannte nachmals einem Edelmanne, er liebe Franz vorzüglich deßwegen, weil derselbe ihm niemals geschmeichelt habe. Am Hofe lebte damals der Herr Deshayes, dessen bei Franzens Unterredung mit Beza gedacht worden. Derselbe war einer von den Wenigen, welche der König seine Freunde nannte. Er liebte aber auch den König auf das Innigste. Dieser Herr schloß mit Franz die herzlichste Freundschaft. Dem Könige fiel diese Zuneigung auf und er fragte den Herrn Deshayes, wen er mehr liebe, den König oder den Coadjutor von Sales. Nachdem der Gefragte eine Ausweichung durch die Erklärung gesucht, daß er als Unterthan eine Treue und Ergebenheit ohne Maaß und Ziel gegen den König habe, der König aber geantwortet, daß er nicht erfahren wolle, was Deshayes als Unterthan zu schulden vermeine, sondern einfach zu wissen verlange, ob er eine größere Zuneigung zum Coadjutor von Sales oder zum Könige empfinde, konnte Deshayes nicht mehr ausweichen, sondern gestand, daß er den Herrn von Sales inniger liebe. Der König, weit entfernt, diese Antwort übel zu nehmen, erwiederte: Ich mißbillige Ihre Neigung nicht, sondern bitte Sie Beide, mich wenigstens in Ihrem Freundschaftsbunde

den Dritten sein zu lassen. Dabei bemerkte er, wie er Franz werde ersuchen lassen, in Frankreich zu bleiben und das erste erledigte Bisthum, inzwischen aber 4000 Livres anzunehmen, worüber Deshayes vor Freuden wie außer sich war und sich dem König zu Füßen warf, ihm dafür zu danken. Dieser hob ihn auf, umarmte und beauftragte ihn, dem Coadjutor diese Anerbietungen zu überbringen, welche er auch durch den Herzog von Espernon an denselben gelangen ließ. Franz lehnte dieselben aber bescheiden mit dem Bemerken ab, daß er, wider seinen Willen zum Genfer Bisthum gelangt, dasselbe auch bis zu seinem Tode beizubehalten sich vorgesetzt. Auch die angebotenen Einkünfte schlug Franz aus, weil er an seinen jetzigen zum Auskommen genügend habe. Der König bewunderte diese Antwort und sagte, diese Verachtung der Ehre und des Geldes sei etwas Höheres, als die Bewältigung eines Königreiches.

Eine so allgemein gefeierte Tugend, wie die des Coadjutors von Genf, konnte vom bösen Feinde nicht unangefochten bleiben. Derselbe erweckte ihr Neider und Verfolger. Es ward ausgesprengt, Franz führe wider den König und den Staat Anschläge, und habe zu dem Ende mit dem Marschall Biron unerlaubte Verbindungen unterhalten; seine äußerlich gezeigte Tugend sei eine verstellte Gleißnerei; man müsse vor einem Ausländer sich in Acht nehmen, welcher Unterthan eines Monarchen sei, der schon so oft wider Frankreich das Schwert geführt und sicher mit den geheimen Händeln Franzens nicht unbekannt sei. Dieser wisse sich in alle Herzen einzuschmeicheln, um seine eigentlichen Absichten zu verdecken. Die Einführung des katholischen Glaubens in Gex sei nur ein Vorwand. — Alle diese Einflüsterungen gelangten auch an den König. Dieser hatte aber seine zu gute Meinung von dem Coadjutor, um denselben Glauben beizumessen. Man wußte aber die Sache so glaublich hinzustellen, daß der König wenigstens eine ganz geheime Ueberwachung seines Thuns und Treibens anordnete, um dem

Verdacht auf den Grund zu kommen. Einer seiner Freunde am Hofe erhielt Nachricht von der erfolgten Anschwärzung beim Könige und suchte deshalb Franz sofort auf. Er fand ihn in der Pfarre des hl. Benedict, wo er die Frohnleichnams-Octav hindurch predigen sollte und eben die Kanzel zu besteigen im Begriff war. Die Ungeduld und Liebe konnte nicht bis nach der Predigt warten und entleerte sich der Nachricht in Franzens Ohr, der Marschall von Biron, der Baron von Luz und mehrere andere Edelleute hätten sich mit dem Könige von Spanien und Herzoge von Savoyen verschworen, sie wollten im Namen dieser beiden Fürsten sich der Provence, der Dauphiné, Burgunds und La Bresse's bemächtigen und Franz werde mit unter den Verschwörern genannt und als der Emissär des Herzogs von Savoyen bezeichnet, der von Paris aus die Fäden der Verschwörung leiten solle. Seine Verbindungen mit dem Baron von Luz und die von demselben mitgebrachte warme Empfehlung machten ihn noch verdächtiger.

Der Heilige, dem seine Unschuld und die Güte und Klugheit des Königs bekannt war, und welcher auf Gottes Schutz vertraute, bestieg die Kanzel und predigte mit solcher Ruhe, daß der Freund erstaunt war. „Beunruhigt Sie es denn gar nicht, was ich Ihnen mitgetheilt?" fragte der Freund nach der Predigt: „Man beschuldigt Sie des Verbrechens der beleidigten Majestät, und Sie zeigen Sich so gleichgültig?" „Ich würde mich," entgegnete Franz, „beunruhigen, wenn ich schuldig wäre. Ich würde an die Flucht denken, wenn mir mein Gewissen etwas vorwürfe. Da ich mich aber unschuldig weiß, setze ich mein Vertrauen auf Gott." Er eröffnete dem Freunde, er werde sich geraden Wegs zum König in's Lager begeben und bedaure nur, daß er sich ohne Nachtheil seiner Verläumder nicht werde verantworten können, jedoch werde er sich bemühen, seine Entschuldigung so zu führen, daß er Andere nicht anzuklagen brauche.

Der König war inzwischen schon von sich selbst besserer Meinung über Franz geworden und empfing freudig den Coadjutor, da ihm von dessen Antlitz eine so heilige Unschuld entgegen leuchtete, daß alle ihm zugetragenen Verläumdungen vor derselben zerrannen. Der König kam seiner Entschuldigung mit dem Bemerken zuvor, wie es derselben nicht bedürfe, da er, je größer das Verbrechen, dessen er angeklagt worden, erscheine, um so weniger daran habe glauben können. Franzens edle Vertheidigung hatte die Folge, daß Heinrich ihn umarmte und in's Ohr sagte: „Ich glaube unbezweifelt Alles, was Sie mir mittheilen. Ich kann es aber nicht verhindern, daß mir vielerlei gesagt wird. Wir wollen fortan noch bessere Freunde sein, als bisher." Nun verordnete der König, daß dem Coadjutor eine bestimmte jährliche Zulage zu seinem Bischofseinkommen gezahlt werde. Franz wagte nicht, die wiederholt angebotene Gnade geradezu auszuschlagen, bedankte sich für dieselbe, bat aber, da er augenblicklich keinen Mangel habe, die Summe so lange in des Zahlmeisters Händen lassen zu dürfen, bis er derselben bedürfen werde. Der König, welcher diese Worte für das, was sie waren, eine höfliche Verweigerung, nahm, sagte, es habe sich noch Niemand auf eine so artige und verständige Weise bei ihm bedankt. Sein Verlangen, Franz in Frankreich zu behalten, ward aber von Tag zu Tage stärker und er suchte ihn durch die verschiedensten Personen dazu willfährig zu stimmen, aber vergeblich. Heinrich erschöpfte sich in lauter lobenden Anerkennungen seiner großen Eigenschaften und Tugenden, von denen viele aufbehalten sind. So sagte er unter Anderm: wenn man Franz nur anblicke, werde man an ihm alle Vollkommenheiten der Engel ohne den geringsten menschlichen Fehler finden; wie die Sonnenstrahlen, welche sich in tausendfachen Theilungen in der Luft ausbreiteten, alle in der Sonne zusammenträfen, so leuchteten an Franz allen Vollkommenheiten, welche in allen Gerechten vertheilt seien.

Ein anderes Mal sprach Heinrich: „Ich habe vor dem Bischof von Genf eine ganz besondere Achtung, weil er alle Tugenden vereinigt und keinen Fehler hat. Nie habe ich eine Person kennen gelernt, welche im höhern Grade geeignet wäre, dem geistlichen Stande seinen alten Glanz wieder zu verleihen. Er ist sanft, umgänglich, demüthig, allezeit sich selber gleich, hat eine zarte unaffectirte Frömmigkeit, eine glühende scrupelfreie Andacht, kurz, er ist der Mann, welcher am besten geartet ist, den Irrglauben auszurotten und die katholische Kirche fest aufzurichten." — Heinrich dachte auch im Ernste daran, den heiligen Vater zu ersuchen, Franz nach England zu senden, um an der Bekehrung Jacobs I. zu arbeiten, da der Coadjutor von Genf seines Erachtens in der ganzen Kirche der am meisten befähigte Mann war, der mit einem so gelehrten König verhandeln konnte.

Diese Gnade des gefeiertesten Königs seiner Zeit diente dem hl. Bischof nur dazu, Gott zu loben, den er als den Quell des etwaigen Guten, das man an ihm ehre, erkannte und die Ehre dafür gab. Die gegen ihn ausgesprengt gewesene Verläumdung sah Franz übrigens als eine Warnung an, sich vom Hofe zu entfernen, obwohl ihm der Segen, den er hier schaffte, nicht entgehen konnte. Er drang daher auf Bescheid wegen seines Antrages in Bezug auf die Einführung der katholischen Kirche in Gex. Der König hatte inzwischen den Baron von Luz begnadigt und ihm seinen alten Posten in Dijon wieder übertragen. Diesem gebot er nun, die katholische Religion in allen Orten des Landes Gex wieder herzustellen, wo eine hinreichende Anzahl von Katholiken sich befinden würde. Dabei ward nur die Bedingung gestellt, allmählig zu Werke zu gehen. Die Protestanten sollten nicht durch die Bestellung einer zu großen Anzahl von Pfarrern auf einmal beunruhigt werden. Franz reiste nun von Paris ab. Nachrichten über die sehr wankende Gesundheit des Bischofs Granier nöthigten ihn zur eiligen Rückkehr. Allein schon in Lyon erhielt er die Nachricht von dem am

17. September erfolgten Hinscheiden des Bischofs, den er als seinen größten Wohlthäter verehrte und welcher das Bisthum Genf 25 Jahre musterhaft geleitet hatte, aber so arm dabei geblieben war, daß bei seinem Tode nur 6 Sous in seinem Hause gefunden wurden.

Franzens erste Empfindung bei dieser Nachricht war Ergebung und Opferwilligkeit. Er weihete sich aus der ganzen Fülle seines Herzens dem Dienste Gottes und der seiner Leitung anvertrauten Seelen, und versprach dem Himmel nur für diesen edeln Zweck zu leben und demselben jedes andere Interesse, selbst sein Leben zu opfern. Diese Selbstaufopferung war so völlig und inbrünstig, daß die Stärke derselben, weit entfernt, durch die Zeit geschwächt zu werden, ihm stets im Herzen eben so deutlich und durchdringend gegenwärtig blieb, wie sie es am ersten Tage gewesen war.

Dieser Empfindung gesellten sich noch zwei andere hinzu: das Vertrauen und die Furcht. Vertrauen, „denn meine Erhebung," sagte er, „ist nicht mein Werk, sondern das der Vorsehung; ich habe daher auch alle Bürden derselben in die Hände Gottes gelegt. Ich bin Bischof durch seine väterliche Güte und die fürsorgende Liebe meiner Freunde. Dieser Gedanke macht mir die Last leichter, wie er mich auch verpflichtet, Gott und dem Nächsten Liebe für Liebe und Eifer für Eifer zu widmen." Auch Furcht wandelte ihn an, denn er konnte sich des Erzitterns nicht erwehren, wenn er an die Last dachte, welche Graniers Tod auf seine Schultern gebracht hatte. — Von diesem heiligen Schrecken erfüllt, ging er nach Annonay, wo Peter von Villars, der alte Erzbischof von Vienne, nach Aufgabe seines bischöflichen Stuhles in seinem hohen Alter zurückgezogen lebte.

Von diesem erfahrenen Prälaten ließ Franz für seine neue Laufbahn sich Rathschläge geben. Des Erzbischofs Grundsatz war gewesen: ein Bischof müsse täglich am Altare, sehr oft auf der Kanzel, nie aber in Gesellschaften oder bei Vergnügungen sich einfinden. Franz legte ihm eine General-

Beichte ab. Die Reinheit seiner Seele erbaute den Erzbischof so, daß er oft sagte, diese Beichte würde ihm zeitlebens zur eigenen Beschämung gereichen.

Ueber Lyon begab sich Franz nach Gex, um mit dem Baron de Luz an Wiederherstellung der katholischen Religion zu arbeiten. Er konnte aber nur die Wiederherstellung dreier Pfarren erlangen. Er beklagte in einem Briefe an Heinrich IV. lebhaft, daß diese Zahl weit unter seiner Erwartung bleibe, sprach aber die Erwartung aus: daß die königliche Hand, welche keines ihrer Werke unvollendet lasse, auch der Herstellung der Kirche in Gex die Vollendung nicht vorenthalten wolle. In Folge dieses Schreibens kam die Ermächtigung, den katholischen Cult auch in noch zwei andern Pfarreien herzustellen. Er dankte dem Könige im Namen der armen Bevölkerungen, deren Heil er so befördert hatte, und machte darauf aufmerksam, wie auch noch andere Gemeinden die gleiche Gnade erwarteten. Gleichzeitig berichtete Franz an den Papst, gab ihm Rechenschaft über das, was er in Paris erreicht, und zeigte den durch Graniers Tod der Kirche gewordenen Verlust an. Er erkannte dessen große Fürsorge und Verdienste um den Sprengel an und sagte in Bezug auf sich selbst, daß er sich gänzlich in die Arme der göttlichen Vorsehung werfe und dem hl. Vater für die unendlichen Wohlthaten danke, die er auf ihn gehäuft, indem er ihm alle Unkosten und Lasten erlassen.

Nachdem Franz seine Geschäfte im Lande Gex beendet, begab er sich im November nach Sales, um sich daselbst durch geistliche Exercitien zur bischöflichen Weihe vorzubereiten. Die anmuthigen Gärten und Umgebungen dieses lieblich gelegenen, sehr geräumigen Schlosses gaben ihm zu gelegentlicher Erholung in freier Natur eine bequeme Gelegenheit. Seine Zurückgezogenheit ward einige Tage durch Besuche und Glückwünschungen der Geistlichkeit und des Adels der Umgegend, denen er sich nicht entziehen konnte, unterbrochen. Von hier schrieb er auch den vom 22. November datirten

Brief an die Filles-Dieu zu Paris, worin er gegen verschiedene Mißbräuche mit sanftem Nachdruck eifert, welche im Klosterleben dieser Damen hervorgetreten waren. Den geistlichen Exercitien widmete er 20 Tage. Der Jesuit Pater Fourrier leitete dieselben. Obwohl er das Gewand seiner ersten Unschuld nicht durch eine schwere Sünde befleckte und die in der hl. Taufe empfangene Gnade niemals verloren, beweinte er doch mit häufigen, aus einem von der Gottesliebe ganz entzündeten Herzen entsprungenen Thränen seine Fehler und legte eine Generalbeichte darüber ab. Während dieser Uebungen sah man ihn oft so vertieft in Gott, daß er halbe Tage vor dem allerheiligsten Sacramente zubrachte, ohne zu bemerken, was um und mit ihm geschehe, so daß die Mücken ihn bis auf das Blut unverhindert stachen. Je näher der Tag seiner Weihe heranrückte, desto mehr wuchs in ihm die Furcht, er werde seinen bischöflichen Pflichten nicht in gebührender Weise entsprechen können, und es gingen ihm die zur Führung einer so hohen Würde erforderlichen Eigenschaften ab. Seine Demuth ließ ihn nichts Anderes, als seine Mängel sehen. Er kam sich vor, wie ein Schiffer, der auf unbekanntem Meere ohne Wissenschaft und Erfahrung umhertreibt, weßhalb er öfter ausrief: „Errette mich, o Herr, sonst bin ich verloren." Der Pater Fourrier mußte ihm dann Muth einsprechen, was ihm auch gelang.

Durch verdoppeltes Fasten, strenge Behandlung seines Leibes und ununterbrochenes Gebet bereitete Franz sich demnächst auf den Empfang des Geistes vor, welcher ihn in der Regierung seines Bisthums leiten sollte. Er hatte hierbei viele innerliche Erleuchtungen. In Folge derselben setzte er eine für den bischöflichen Stand eingerichtete Lebensordnung schriftlich auf, welche noch heute jedem Vorsteher einer kirchlichen Gemeindegenossenschaft von hohem geistlichen Nutzen sein kann. „Ich halte," schrieb er damals an eine vertraute Person, „über meine Seele Schau, und fühle im Grunde

meines Herzens ein neues Vertrauen, Gott in Heiligkeit und Gerechtigkeit alle Tage meines Lebens noch besser zu dienen. Ich empfinde die großen Verpflichtungen, die ich gegen ihn habe, nur zu tief. Ich bin entschlossen, mich ihm mit aller möglichen Treue zu opfern und meine Seele unausgesetzt in seiner Gegenwart mit einer zwar nicht ungestümen, aber, wie mir scheint, um ihn zu lieben, recht wirksamen Weise festzuhalten. Denn in der Welt ist nichts unserer Liebe würdig. Diese gebührt ganz dem Heilande, welcher uns Alles, was sein ist, gegeben hat. Alle irdischen Freuden erscheinen mir wie ein wahres Nichts neben dieser herrschenden Liebe, für welche ich gern und willig sterben oder wenigstens ausschließlich leben möchte. Wie lang wird mir die Zeit, bis dieses Herz, das Gott mir gegeben, unzertrennlich und einzig mit ihm verbunden sein wird! Ein großes Verlangen habe ich nach dieser kostbaren Liebe. Um mich auf dieselbe vorzubereiten, habe ich mir auch folgende Lebensordnung entworfen."

Diese Ordnung, welche in seinen Werken nachgelesen zu werden verdient, beginnt mit Vorschriften über die Kleidung. Sodann handelt sie von der Dienerschaft des Bischofs, seinen Hausofficianten und deren Lebensweise. Hierauf folgen die Vorschriften über die Art des Empfanges von Personen, welche mit dem Bischofe zu verhandeln haben, über seine Tafel und was an derselben zu beobachten, über die Spendung der Almosen, die Haltung der Festtage, wobei bestimmt ist, an welchen derselben der Bischof das Hochamt halten wird. Dann kommen Bestimmungen, wie sich der Bischof innerlich verhalten soll, namentlich über sein Studiren und Gebet. Der nächste Abschnitt handelt vom Meßlesen; der folgende von der Beichte (welche alle zwei bis drei Tage zuweilen in der Kirche erfolgen soll) und den Bußwerken. Zuletzt ist eine regelmäßig wiederkehrende längere Einsamkeit und innerliche Sammlung des Geistes vorgeschrieben.

Leider ist von dieser herrlichen Lebensordnung derjenige Theil nicht auf die Nachwelt gekommen, welcher sich auf die Leitung der Diöcese und sein Verhalten gegen das Volk bezog. Im Allgemeinen suchte er dieser Ordnung immer getreulich nachzuleben. Die Pflichten seines Amtes nöthigten ihn aber zu mannichfaltigen Abweichungen. „Die Masse seiner Geschäfte," schreibt sein Bruder Graf Ludwig von Sales, „lehrte ihn bald, wie so genaue Reglements nur für Leute passen, welche Herren ihrer Zeit sind, daß aber für Bischöfe das höchste Reglement die Liebe sein soll." In einem Briefe an den Erzbischof von Bourges sagt der Heilige selbst: „Es möchte wohl unzweifelhaft wünschenswerth sein, daß unsere bischöflichen Häuser nach diesem Reglement eingerichtet wären. Allein ich weiß aus Erfahrung, daß man sich nach der Nothwendigkeit der Zeiten, Orte und Gelegenheit richten muß! Ich mache mir kein Gewissen daraus, von diesem Reglement abzuweichen, wenn der Dienst meiner Heerde es erfordert. Denn alsdann muß die Liebe stärker sein, als unsere Neigungen. Als ich diese Schrift abfaßte, war meine Absicht nicht, mir einen Zwang aufzuerlegen, sondern, ohne mir das Gewissen zu binden, mein Verhalten zu regeln; denn Gott hat mir die Gnade erwiesen, daß ich die Freiheit meines Geistes eben so sehr liebe, als ich die Ungebundenheit desselben hasse. Kurz, wir müssen mit dem großen Bischofe von Hippo sagen: Amor meus, pondus meum. (Nach meiner Liebe wäge ich Alles.)"

IX.

Weihe des hl. Franz zum Bischof. Wunderbarer Hergang dabei. Beginn seiner bischöflichen Verwaltung. Seine neuen Anordnungen in Betreff des Clerus. Verschiedene Reisen. Wiederherstellung des katholischen Glaubens in der Landschaft Gex. Versuch einer Vergiftung des Bischofs. Reformation des Klosters Sixt. Synode. Franzens Eifer und Liebe im Beichtstuhle. Einladung nach Dijon, um daselbst die Fastenpredigten zu halten. Reise dahin und Bekanntschaft mit der Frau von Chantal.

Als sich der Tag der Weihe nahte, langte auf Schloß Sales von allen Seiten hoher Besuch an, welchen die Frau von Boisy, die für ihren Sohn die Wirthin machte, standesgemäß zu bedienen, sich angelegen sein ließ. Zur Vornahme der Weihe trafen der alte Erzbischof von Vienne, Vespasian Gribaldi, der Bischof zu St. Paul, Thomas Pobel, und der Bischof von Damascus, Jacob Maistret, ein. Viele Domherrn und Musici erschienen, um das Fest zu verherrlichen. Dasselbe fand in der von Franzens Mutter reichgeschmückten Kirche von Thorens Statt, am Tage der Empfängniß Mariä (1602), der auf einen Sonntag fiel. Franz hatte gerade diesen Tag gewählt, weil ihm derselbe seit seiner zartesten Jugend ein vorzugsweise festlicher gewesen war. Seine reine Seele hatte stets am Geheimnisse der Makellosigkeit Mariens eine besonders andächtige Freude gehabt. Es war für ihn das hohe Fest der Keuschheit. Franz war während des feierlichen Actes verzückt. Sein Antlitz strahlte und flammte

zugleich vom göttlichen Lichte, das ihn innerlich erfüllte. Die Bischöfe, welche vermeinten, es sei ihm eine Unpäßlichkeit zugestoßen, wollten schon die Feierlichkeit abkürzen. Allein er ließ es nicht zu und wendete ein, wie die Kirche nichts Unnützes angeordnet habe und jede Ceremonie einen besondern Segen bringe, weßhalb nichts daran gekürzt werden dürfe. Eine halbe Stunde lang war Franz völlig außer sich, darnach fiel er in eine Ohnmacht, tröstete aber, wieder zu sich gekommen, selber seine Freunde. In der innern Erleuchtung, welche Franz während seiner äußern Bewußtlosigkeit hatte, erkannte er, wie die drei göttlichen Personen bei seiner Weihung sich gegenwärtig befanden. Zugleich ward er von der Jungfrau Maria, so wie von den heil. Aposteln Petrus und Paulus ihres Schutzes und Beistandes versichert. Und so hatte er bei jeder einzelnen Ceremonie eine Erleuchtung über deren Bedeutung für sein Amt. Die drei assistirenden und consecrirenden Prälaten versicherten, wie sie während der ganzen Ceremonie eine solche Fülle innerer Süße empfunden, daß sie im Paradiese zu sein vermeinten. So drückte die Heiligkeit sichtlich ihr Gepräge in der gesammten Person des Consecrirten aus oder vielmehr warf die Gottheit, welche unsichtbar in seiner Seele wirkte, gleichsam die Strahlen ihrer Gegenwart nach Außen.

Diese Erleuchtungen drangen so tief in Franzens ohnehin von der Gegenwart Gottes eingenommenes Herz, daß er sechs Wochen hindurch aus seinem verzückten Zustande fast gar nicht herauskam, indem er für nichts, was sich in der äußern Welt begab, Sinn zu haben schien. An dem Erfolge erkannte man mit Gewißheit, wie eine jede der drei göttlichen Personen ihm von ihrer Vollkommenheit etwas mitgetheilt haben müsse. Gott wollte nicht, daß die seinem Diener ertheilten Gnaden unbekannt bleiben sollten und fügte es, daß er in seiner ersten vor dem Volke gehaltenen Predigt gleichsam wieder in einer Verzückung ohne sein Vermerken alle diese wunderbaren Hergänge und Verleihungen

erzählte. Er schämte sich nicht wenig, als er von Andern aufmerksam auf das gemacht wurde, was er gepredigt hatte, da er bei sich den Entschluß gefaßt hatte, von diesen wunderbaren Erleuchtungen nichts zu verlautbaren. Fortan sah sich Franz für einen der Welt ganz abgestorbenen, allein zur Ehre Gottes lebenden Menschen an. Er schrieb in dieser Beziehung in einem vertraulichen Briefe: „Nachdem ich die bischöfliche Weihe empfangen, eine Generalbeichte abgelegt, auch aus der Gesellschaft der Engel und der Heiligen, unter denen ich meine neuen Vorsätze gefaßt, zurückgekommen war, redete ich von der Welt nicht anders, als ein Fremdling; denn Gott nahm mich von mir selbst hinweg, auf daß ich sein sei, obwohl er mich nachmals dem Volke wiedergab, indem er fügte, daß ich Alles, was ich hatte, zum Nutzen des Volkes anwenden mußte. Da ich mich nun dem Allerheiligsten aufopferte, nahm ich mir so fest vor, seinen lieben Seelen zu dienen, daß mir dieser Vorsatz nachher niemals aus dem Sinne gekommen ist.

Nachdem die Bischöfe, welche ihn geweiht, und die übrigen Gäste wieder abgereist waren, widmete Franz noch einige Tage der Einsamkeit, um sich zur Uebernahme der Geschäfte vorzubereiten. Sein Einzug in Annecy erfolgte am 14. December 1602, einem Samstage, also einem der allerseligsten Jungfrau geweihten Tage unter Erweis hoher Ehren und Veranstaltung bedeutender Festlichkeiten. Namentlich war die Kirche des hl. Franciscus, welche als Domkirche diente, mit Sinnbildern und sinnreichen Sprüchen reichlich geziert. Am folgenden Sonntag, welches der dritte Advent war, verkündigte Franz seinem Volke die Ankunft des Weltheilandes und da begegnete es ihm, daß er, wie bereits erwähnt worden, in seiner Vertiefung in Gott, nicht beachtete, wie ihn der Geist, der über ihn gekommen, die Geheimnisse seiner Weihe verrathen ließ.

Sein Hauswesen richtete er nach seinem Reglement ein. Er hatte zwar zum Empfange einen wohl geeigneten Saal,

den er das Zimmer des Bischofs nannte. Zu seiner Wohnung aber hatte er ein kleines, schlecht erleuchtetes Zimmerchen sich auserſehen, das eher einem Grabgewölbe, als dem Aufenthalte eines Lebenden glich. Dieses nannte er Franzens Zimmer. Das Haus, welches er bewohnte, war nicht sein Eigenthum, sondern nur gemiethet. Als man in ihn drang, ein Haus zum bischöflichen Palast anzukaufen, sagte er: „Ach, ich verlange keins; gerade der Gedanke, daß ich kein eigenes Haus habe und der Herr desselben mich beliebig hinausweisen kann, macht mich glücklich. Ich erkenne darin eine Gleichförmigkeit mit Jesu Christo, meinem Meister, der auch nicht hatte, wohin er sein Haupt legen konnte. Ich will mit dem Ruhme sterben, nichts für mich gehabt zu haben. Darin besteht mein Ehrgeiz. Mag die Welt reden, was sie will. Mit Gottes Gnade werde ich nie von diesem Entschlusse lassen." Die bischöflichen Einkünfte betrugen nach unserem Gelde nur etwa 3700 Francs. „Meine Bissen," sagte er selbst, „sind karg zugeschnitten. Allein die Apostel hatten bei weitem nicht so viel, und Jesus Christus war noch viel ärmer. Ach, möchte Gott uns auch noch dessen berauben, was wir haben, wenn wir nur erlangten, daß die katholische Religion in Genf eben so frei geübt werden dürfte, als in La Rochelle! Wollte Gott, wir hätten nur eine kleine Kapelle! Seine Religion würde dann in kurzer Zeit große Fortschritte machen!" Der beste Schmuck des bischöflichen Palastes waren die darin herrschenden Tugenden. Das Haus machte den Eindruck eines Aufenthaltes von eifrigen Klosterleuten. Alle Pracht in Kleidung und Geräthen war daraus verbannt. Den Verkehr darin leiteten Liebe, Sanftmuth, Frömmigkeit. Nie hörte man ein Wort des Streites oder unziemlichen Scherzes. Alles, was man vernahm, war würdig, ehrbar, christlich. Alle Stunden hatten ihre gewisse Bestimmung. Auch das Stillschweigen hatte seine Zeit. Als ein Diener einst zur geistlichen Erquickung in dieser Zeit sich einen Psalm sang, trat Franz aus seinem Zimmer und

sprach sanft zu dem Singenden: „Aber mein Herr Michel, was machst denn du da? Jetzt ist nicht die Zeit, Gott zu lobsingen.“

Nachdem er die Geschäfte übernommen, berief er das Domcapitel und bestellte die nothwendigen Beamten, wobei er seinen Erzieher Deage zum Domherrn machte. Nach seinem Grundsatze: man solle umsonst geben, was man umsonst empfangen habe, setzte er die Taxen für die bischöflichen Ausfertigungen auf ein Geringes herab. Die Ordinations-Urkunden, welche 40 Sous gekostet, ließ er nur mit 10 bezahlen. Er ging davon aus, daß der zeitliche Nutzen, den man für Ertheilung von geistlichen Gnaden und Freiheiten sucht, die geistliche gute Zucht und Ordnung unfehlbar zu Grunde richtet. Er führte die Katechismen des Cardinals Bellarmin und des Pater Canisius ein und gebot, daß durch das ganze Bisthum allsonntäglich die Christenlehre gehalten würde. Er übernahm diese Unterweisung, so oft es ihm möglich war, selbst, um zu zeigen, wie hoch er dieselbe schätze. Es war rührend, einen Bischof, über dessen Gelehrsamkeit Rom und Paris, über dessen schöne Beredsamkeit der französische Hof erstaunt gewesen, jetzt mitten unter Kindern, sich in ihre Weise schicken und sie mit unglaublicher Geduld unterrichten und examiniren zu sehen. Als er wahrnahm, wie die Anzahl seiner Zuhörer, unter denen nicht selten auch seine Mutter erschien, sich vergrößerte, theilte er dieselbe nach Alter und Geschlecht in drei Classen. Nach der Vorschrift des hl. Bischofs ward es mit dieser Christenlehre in seinem Sprengel also gehalten: Um Mittag ging ein junger Mensch in einem Rocke von violetter Farbe, auf welchem die Namen Jesus und Maria gezeichnet waren, mit einem Glöcklein durch die Gemeinde oder Stadt und rief von Zeit zu Zeit: „Kommt zur christlichen Lehre; man wird euch darin den Weg zum Himmel zeigen.“ Darauf begab sich Jedes in die Kapelle oder das Local, wohin es gewiesen worden. Der Katechet rief mit zwei Sängerknaben den hl. Geist an mit

dem gewöhnlichen Gesange: „Komm, heiliger Geist!“ Nach dem Gebete ließen sich abgesondert von einander Knaben und Mädchen auf die Bänke nieder und der Katechet examinirte dieselben von der Kanzel oder ließ sie sich unter einander befragen, worauf er das, wovon an dem Tage gehandelt ward, ausführlicher erklärte. Diejenigen, welche sich durch treffende Antworten ausgezeichnet, entließ man mit geistlichen Schenkungen. Nach einer Stunde ward ein geistliches Lied oder ein Psalm gesungen. Franz faßte zu Zeiten selbst solche Lieder ab.

Zweimal im Jahre fand eine Procession der Jugend Statt, in welcher er selbst in Begleitung seiner Capläne und anderer Geistlichen in solcher Andacht folgte, daß durch diesen kindlichen Umzug nicht selten sündige Herzen zur Reue bewegt wurden. Der Vorgang ihres Bischofs bewog alle Pfarrherrn seines Sprengels, ein Gleiches zu thun. Mit der Zeit stellten sich die angesehensten Personen zur Christenlehre ein.

Auf seine Hausgenossenschaft verwendete Franz eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Personen weiblichen Geschlechtes durften nie in die Zimmer kommen, sondern er empfing dieselben entweder im Saale oder auf dem Gange und fertigte sie dort auch ab. Nicht einmal seine Mutter durfte in seinem Palaste wohnen. Dieselbe nahm vielmehr, wenn sie nach Annecy kam, ihren Aufenthalt in einem nahe gelegenen Hause. Dieß geschah deßhalb, weil die Mutter doch von weiblicher Umgebung begleitet war oder weiblichen Besuch erhielt. Franz sagte: „Wenn auch Frau von Boisy meine Mutter ist, sind doch die Frauenzimmer, welche zu ihr kommen, meine Mutter nicht.“ Er brachte in der Besorgniß der gefährlichen Annäherung, in welche derselbe beide Geschlechter bringen konnte, auch einen alten Fastnachtsbrauch ab, welcher darin bestand, daß am Valentins-Tage Zettel aus einer Urne gezogen wurden, auf denen die Namen von Jünglingen und Jungfrauen, ja selbst von Ehemännern und Ehefrauen ver-

zeichnet waren, die man „wackere“ nannte. Einem jeden der ersteren, welcher Valentin genannt ward, lag ob, die Dame, welche ihm bezeichnet war, und welche seine Valentine hieß, das ganze Jahr zum Tanze zu führen und ihr in jeder Art aufzuwarten, wofern er nicht für unhöflich und unmanierlich gehalten werden sollte. Franz eiferte mit aller Macht seiner Beredtsamkeit auf der Kanzel wider diesen Mißbrauch,*) und arbeitete demselben durch Verbot und Aufrufung des weltlichen Armes entgegen. Er theilte dagegen die Namen der Heiligen aus, welche man im übrigen Theile des Jahres besonders verehren solle. Der Sturm, den er durch diesen Schritt heraufbeschworen, legte sich glücklicher Weise bald wieder.

Franz hatte überhaupt eine große Abneigung wider alle Faschingskurzweilen. Die Faschingstage nannte er der Unordnungen wegen, die sie mit sich brachten, seine schlimmen Tage. Er führte für diese Zeiten verschiedene Andachten ein. „Wie bin ich getröstet,“ schrieb er später einmal an die Frau von Chantal, „daß ich der Fastnacht die Federn ausgerupft, so daß man dieselbe an unserm Orte kaum noch erkennt! Wie sehr habe ich meinem lieben Volke an dem Sonntage Glück gewünscht, das am Abende in ungemeiner Menge sich zu meiner Predigt einstellte, und, um mich zu hören, andere Lustbarkeiten verließ! Dieß hat mir sehr wohl gethan, besonders weil die Frauen in der Frühe zum Tische des Herrn gegangen sind, welches sie sich doch ohne meine Erlaubniß zu thun nicht getrauet. Ich bin aber nicht strenge gegen sie; es würde auch nicht recht sein, wenn ich es wäre, weil sie so fromm und andächtig sind.“

Durch ein bischöfliches Schreiben empfahl er allen seinen Diöcesanen das Gedächtniß des Leidens unseres Heilands als ein Mittel, das große Kraft hat, die Christen vom Sündigen abzuhalten und dieselben zur Andacht aufzumuntern. Er lobte zu diesem Ende auch die Gewohnheit, das heilige

*) Der sich übrigens auch in Frankreich, England und Schottland eingeschlichen hatte.

Kreuz zu machen. Er forderte auf, wann die Uhr schlägt, sein Gemüth durch einen andächtigen Gedanken zu Gott zu erheben, damit also die in der abgewichenen Stunde begangenen Sünden ausgelöscht und die Gegenwart Gottes erneuet werde, uns auch der höllische Feind, welcher umhergehet und sucht, wen er verschlinge, auf guter Hut finde. Noch mehr als solche Weisungen wirkte aber des heiligen Bischofs Vorbild namentlich in einer unausgesetzten Thätigkeit. Keine Wahrheit war in ihm so lebendig, als daß aller Laster Anfang der Müßiggang ist. Er wünschte, daß, wie die alte Kirchenordnung vorschreibt, jeder Geistliche die Verpflichtung haben möchte, eine anständige Handarbeit oder Verrichtung vorzunehmen, wovon auch die gelehrtesten und wissenschaftlich gebildetesten nicht ausgenommen sein dürften. Kein Geistlicher unserer Zeit, sagte er, könne sich mit dem hl. Paulus vergleichen, und dieser habe doch mit eigenen Händen zu arbeiten nicht unterlassen. Weil ein müßiger Geistlicher so vielen Gefahren unterworfen, sah er ihn lieber das Land bauen, als unthätig auf dem Platze stehen. Er selbst nahm zwar keine Handarbeit vor, aber ertheilte Audienzen, hielt Conferenzen mit seinen Geistlichen, besuchte die Spitäler und Kranken, welche häufig nach seinen Besuchen wie in wunderthätiger Weise sich besser befanden. Besonders aber gab er den Pfarrern und Ordensgeistlichen die Weisung, ihm Arme und Gebrechliche zuzusenden, um sie zu trösten und Beichte zu hören, namentlich solche, die an ekelhaften Uebeln litten. „Das sind," sagte er, „meine vorzugsweise geliebten Schafe. Diese will ich für mich, weil sie gewöhnlich vernachlässigt werden und der Unterweisung und des Trostes insgemein nicht so viel haben, als ihr Zustand erfordert. Meine Pflicht ist, gerade sie kennen zu lernen und ihren leiblichen und geistlichen Bedürfnissen abzuhelfen." Ein vorzügliches Augenmerk hatte er auf die verschämten Armen und sonst heimliches Leid Tragenden.

Binnen Kurzem war er so beliebt, daß, wenn er durch die Stadt ging, Jedermann aus dem Hause trat, um seinen Segen zu empfangen. Die Mütter brachten hierzu ihre unartigen und oft unwilligen Kinder mit heraus. Oft ward wahrgenommen, daß, wenn der heilige Mann sie auf der Stirn mit dem Kreuze bezeichnete, ihnen schön that oder mit der Hand ihr Haupt berührte, diese Kinder zu weinen aufhörten und artig wurden. Er ging auch in die Häuser der Handwerker und Armen, hörte deren Anliegen und Klagen, tröstete dieselben und ging ihnen mit seiner Hilfe zur Hand. Ueberall stiftete er Frieden und glich Zerwürfnisse aus. Seiner unvergleichlichen Anmuth und herzlichen Eindringlichkeit vermochte kein auch noch so verstocktes Herz auf die Dauer zu widerstehen.

Eine der größten Sorgen ließ Franz sich die Heranziehung tüchtiger Geistlicher sein. Er bat Gott inständigst, ihm seine für den geistlichen Stand Auserwählten zu erkennen zu geben, damit er nicht verwerfe, was Gott auserwählt, und nicht annehme, was Gott verworfen habe. Bevor er Einen annahm, stellte er die genauesten Nachforschungen nach seinen Gaben und Wandel und innerem Beruf zum geistlichen Stande an. Doch war er nachsichtiger gegen einen unlöblichen Wandel als gegen den Mangel der Wissenschaft. Unwissende waren ein für alle Male ausgeschlossen von der Weihe. Er hatte sich überzeugt, wie es leichter sei, die Sitten zu verbessern, als der Unwissenheit abzuhelfen. Deßhalb verschob er die Weihe solcher, die ausgelassen gelebt, bis sie Zeichen ernstlicher Besserung gegeben. Unwissende entließ er aber sogleich und völlig. Verhältnißmäßig erhielten Wenige die Weihe, obwohl es namentlich für die neubekehrten Länder an Priestern fehlte. Er sagte aber, es seien dem Bisthume Geistliche nicht so nothwendig, daß nicht gute Geistliche noch nothwendiger seien. Um mehr Geistliche zu haben, dürfe man unwürdige nicht zulassen.

Am Quatember-Samstag der Fasten des Jahres 1603 weihete Franz mit großem Gepränge zum ersten Male.

Dabei ereignete sich etwas sehr Merkwürdiges mit einem der Geweiheten. Diesem hatte Gott die Gnade gegeben, seinen Schutzengel zu sehen. Als er nach empfangener Weihe zur Kirche hinausgehen wollte, machte er Geberden und Bewegungen, als befände er sich mit einer unsichtbaren Person, der er den Vorrang lassen wollte, in einem Höflichkeitsstreite. Franz, welcher Zeuge dieser Scene war, nahm den jungen Priester bei Seite und fragte ihn um den Grund seines räthselhaften Verweilens an der Kirchenthür. Jener bekannte, er besitze die Gnade, seinen Schutzengel zu sehen, sei aber eben im Streit mit demselben gewesen, denn dieser Engel wäre, ehe er Priester geworden, ihm stets vorauf gegangen, nun aber wolle der Engel, daß er vorangehe, und habe ihm gesagt, er sei sein und aller Priester Diener. Hieraus entnahm Franz von Sales, wie der hl. Franz von Assisi sich in seinem Urtheile nicht getrogen, als er sagte, wenn er einen Priester und einen Engel antreffen sollte, würde er erst den Priester und sodann den Engel grüßen. Den heiligen Bischof setzte diese Mittheilung in tiefe Bewegung und er erwähnte derselben bei Weihungen häufig, um die Würde und Hoheit des priesterlichen Standes zu bezeichnen.

Unerträglich war es Franz von Sales, wenn Geistliche sich in den Dienst großer Herren begaben. Seinen Wunsch, ein Priester-Seminar in Annecy zu errichten, konnte er aus Mangel an Mitteln nie in Erfüllung gehen sehen, so sehr er dafür arbeitete und selbst die Mitwirkung des heiligen Stuhles in Anspruch nahm. Erst einem seiner Nachfolger war diese Freude vorbehalten. Als eine mangelhafte Einrichtung bezeichnete es Franz, daß, während alle Ordensgeistlichen ein Noviciat bestehen müßten, um aufnahmefähig gemacht und bewährt zu werden, obschon die Aufnahme in den Orden doch nur die eigene Seligkeit bezweckte, während keinem Handwerker die selbstständige Ausübung seines Gewerbes gestattet würde, der sich nicht durch eine Meisterprüfung bewährte, nicht eine gleiche Sorge getragen werde, taugliche

Arbeiter in den Weinberg des Herrn und zur Regierung der Seelen zu erzielen, einer Kunst, deren Ausübung die schwerste unter allen sei.

Nicht minder sorgfältig, als in der Zulassung von Befähigten zu den Weihen, war Franz bei der Verleihung von geistlichen Pfründen. Nicht zu dulden vermochte er, daß solche Beneficien aus menschlichen Beweggründen oder anstatt eines Lohnes für geleistete Dienste in Weltgeschäften oder gar wegen gottloser Händel Jemanden verliehen würden. Ein solches Verfahren nannte er einen Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte und den allgemeinen Ursprung der Unordnungen in der Kirche. Um dem Ansinnen großer Herren in dieser Beziehung vorzubeugen, erklärte er ein für allemal, er werde nie eine Seelsorge auf andere Art verleihen, als das Concil von Trident vorgeschrieben. Bei Verleihung solcher Aemter mußten die Bewerber vor Franz ihre Tauglichkeit durch Disputationen mit einander darthun, worauf er ohne Ansehen der Person dem Tauglichsterkannten die Stelle übertrug. Weder Fürbitte guter Freunde, noch Fürstenverwendung konnten ihn zum Abgehen von dieser Regel bewegen. Bei dem übeln Lichte, in welchem bei ihm die Unwissenheit stand, ist nicht zu verwundern, daß er die Geistlichen oft und nachdrücklich zum fleißigen Studiren anhielt.

Ueber alle diese und dahin einschlägigen Punkte finden sich in den Schriften und Sendschreiben des Heiligen häufige und ausführlichere Erörterungen, welche seine Ansichten darüber des Näheren darlegen. Einen wesentlichen Dienst leistete er seinen Pfarrern durch ein Circular, in welchem er licht- und liebevoll die Grundsätze entwickelte, deren Befolgung die Verwaltung des Buß-Sacramentes wirksam und segensvoll macht. Diese kleine Schrift hat nicht nur in Savoyen, sondern auch in Frankreich und Italien einen unermeßlichen Nutzen gestiftet und ist in verschiedenen Sprachen übersetzt. — Einem weiteren Bedürfnisse half er ab, indem er seiner Diöcese ein Ritual gab und dasselbe drucken

ließ. Franz hatte an diesem Werke bereits unter seinem Vorgänger lange gearbeitet. In häufigen Conferenzen, die er mit seinen Geistlichen hielt, gab er denselben heilsame und lehrreiche Anweisung, ihren mühsamen Beruf fruchtbar zu machen.

Bald nach dem Antritte seiner bischöflichen Regierung verbreitete sich das Gerücht: der Herzog von Savoyen halte sich an einem Orte in Franzens bischöflichem Sprengel auf. Dieß war auch richtig. Der Herzog hatte mit wenigen Truppen in der Nacht vom 12. Dezember 1602 eine Ueberrumpelung des durch Rebellion einst abwendig gewordenen Genf versuchen lassen. Weil aber die schon eingedrungenen Soldaten eine gehörige Besetzung nicht vorzunehmen vermochten, einige sogar sich auf's Plündern legten, gewannen die Genfer Zeit, sich zu besinnen und zu sammeln und den Streich zu vereiteln. Als Franz bedauert wurde, daß die Gelegenheit, reicher Bischof von Genf zu werden, da ihm ohne Zweifel die Revenuen aus Genf wieder zugewendet sein würden, hierdurch vereitelt sei, sagte er: eine weit wichtigere Sache wäre es gewesen, daß durch die Eroberung der Stadt die Einführung des katholischen Glaubens wieder möglich geworden. Daß Franz um diese Ueberrumpelung gewußt, ist eine mit nichts erwiesene calvinische Hypothese.

In der Fastenzeit hörte Franz beständig die Predigten des Paters Fourrier und gab dadurch dem Volke ein nachdrückliches Beispiel im Anhören des Wortes Gottes. Nach dem Osterfeste begab er sich an den Hof, um demselben für die Ernennung zum Bischof seinen Dank abzustatten. Auf dem Wege dahin hielt er im Schlosse Crest an und copulirte daselbst seinen Bruder Ludwig mit der Tochter des Barons von Cusy. In Turin ward er allgemein gefeiert. Der Herzog, welcher dem Heiligen von jeher wohl gewollt, bewilligte ihm viele verlangte Gnaden, weil er die Ueberzeugung hatte, jener werde dadurch nur die Ehre Gottes

in seinem Bisthume fördern. Viele Freunde riethen ihm, den guten Willen des Herzogs zu benutzen, um eine bessere Dotirung seines Bisthums zu erlangen. Franz aber lehnte eine solche Zumuthung mit dem Versichern ab, wie er in solchen Absichten nicht gekommen, und erntete durch diese bald überall bekannt gewordene Aeußerung neue Bewunderung. Von Turin aus ging Franz nach Carmagnola im Sprengel Saluzzo, um seinen innigen Freund, den Bischof Juvenalis Ancina, zu besuchen. Als er im Wirthshause des kleinen Ortes abgetreten war, kam einer der angesehensten Männer des Ortes und sagte ihm, es gäbe in der ganzen Stadt keinen einzigen Einwohner, der ihn nicht bereits in seinem Herzen beherberge. Er aber bäte um die Ehre, auch in seinem Hause Herberge zu nehmen. Einer so verbindlichen Einladung folgte Franz und übernahm auch dem Gebrauche der alten Bischöfe gemäß, welche, wenn sie einander besuchten, in der Kirche ihres Wirthes predigten, am Namenstage Juvenals die Predigt, welche er italienisch begann, weil er diese Sprache für die landläufige hielt. Während des Ave Maria nach dem Eingange ließ ihm Juvenal sagen, die Einwohner verständen das Französische besser, und nun hielt Franz mit gleicher Gewandtheit den andern Theil seiner Predigt französisch. Dieselbe handelte vom hl. Kreuz und gab beim Herausgehen aus der Kirche dem Bischof Juvenalis zu dem artigen Wortspiel Anlaß: **vere tu sal es.** Franzens Demuth antwortete: **imo tu sal et lux.** Das Erste spielte auf den Namen Sales, das Zweite auf den Namen Saluzzo an.

Als Franz nach Annecy zurückgekommen war, erregte die Frage einen Streit: wer in der Frohnleichnams-Procession vorangehen sollte, die Chorherren der Stiftskirche Unserer lieben Frauen oder die Domherren. Die Chorherren wollten unter Berufung auf die bisherige ihnen günstige Observanz dem Bischof als einem in Annecy eigentlich Fremden sogar die Befugniß, das Sanctissimum zu tragen, nicht zugestehen.

Franz antwortete denselben auf ihre Beschwerde: „Ich hätte von Ihrer Seite eine solche Sprache nicht erwartet. Es ist in meiner Diöcese kein Ort, wo meine Domherren und ich fremd wären. Was meine Vorgänger, weil sie alt oder schwächlich waren, haben geschehen lassen, kann mir von meinem Rechte nichts entziehen und da ich durch die Gnade Gottes kräftig und gesund bin, warum sollte ich in der Procession nicht den Leib meines Heilandes und Herrn tragen? Bedenken Sie, ich bin Ihr Bischof und werde alle Verrichtungen desselben vornehmen! Die Domherren meiner Kathedrale sind überall meine nächsten Beistände, und mir steht das Recht zu, mich von ihnen in allen Ceremonien des Gottesdienstes unterstützen zu lassen. Die Einrichtung, welche ich getroffen, wird befolgt werden. Ihnen steht aber frei, Sich, wenn Sie Sich dadurch beschwert erachten, gehörigen Ortes zu beklagen."

Die Chorherren appellirten zwar an den Metropolitan und den Herzog von Nemours, allein Franz beharrte mit allem Nachdrucke bei seinen und seines Capitels Gerechtsamen und setzte seinen Willen durch. Dieß bewog die Chorherren, von der Procession ganz hinweg zu bleiben. Franz mußte sich deßhalb viele üble Nachreden gefallen lassen. Es gewann das Ansehen, als ob eine allgemeine Verschwörung wider ihn angezettelt worden. Beide Parteien suchten nun durch schriftliche Ausführungen ihre behaupteten Rechte in den höhern Instanzen zur Geltung zu bringen. Alle Entscheidungen fielen aber zu Gunsten des Bischofs von Genf aus, welcher mit Scharfsinn und Kraft die Argumente der Gegner zu entwerthen wußte. Nachdem sein Recht ausgesprochen war, berief Franz, um dem Streite ein Ende zu machen, die Gemüther zu besänftigen, die Herzen zu vereinigen und alle Bitterkeiten daraus zu entfernen, die Chorherren zusammen und eröffnete ihnen, wie er, obwohl er Gewalt gebrauchen dürfe, sich doch lieber der Bitte bedienen wolle. Er bitte sie deßhalb, ihn nicht zu nöthigen, jene strengen

Mittel anzuwenden, womit die Kirche gegen Härtnäckige verfährt. Mit wahrhaft väterlicher Liebe ermahnte er sie deßhalb, sich zu unterwerfen. Seine heilige Beredsamkeit gewann Herz und Willen der Widerspänstigen. Es ward eine Urkunde aufgesetzt, in welcher, gegen Einräumung gewisser anderer Ehrenrechte an sie, die Chorherren des Recht des Capitels und Bischofs anerkannten und der Streit, welcher zwei Jahre lang dem Bischof so vielen Verdruß bereitet, beigelegt ward.

Nachdem Franz die Angelegenheiten seines Sprengels geordnet, gedachte er an Einführung des katholischen Glaubens im Lande Gex, der sich die calvinischen Prediger bis hierher mit Aufbietung aller Kräfte widersetzt hatten. Auf die Kunde, daß der Statthalter, ein Herzog von Bellegarde, und sein Freund, der Freiherr von Luz, sich zu Belley befanden, begab er sich mit einigen Geistlichen dahin, um seinem Plane näher zu treten. Er ging mit jenen Herren nach Gex und verlangte, daß die Befehle des Parlaments von Dijon nach des Königs Willen dort zum Vollzuge gebracht würden. Obwohl die calvinischen Prädicanten mit äußerster Anstrengung sich widersetzten, drang Franz, welchem der Herzog von Bellegarde durch persönliches Erscheinen an Ort und Stelle überall förderlich war, durch, und führte nicht allein den alten Glauben wieder ein, sondern erlangte auch, daß die, welche geistliche Pfründen besaßen, zur Erhaltung der Prädicanten nichts beizutragen brauchten, was ihm freilich viele Mühe machte.

Von den Tugenden des hl. Prälaten gerührt, schloß ihm der Herzog sein ganzes Herz auf und legte ihm eine Generalbeichte von seinem ganzen Leben ab. Franz faßte, um ihm die Sache zu erleichtern, eine Anweisung zu einer Generalbeichte ab und fügte auf seine Bitte die Vorschrift einer Lebensordnung hinzu. Der Herzog war von seiner väterlichen Güte so hingerissen, daß er fortan von ihm nur Sohn genannt sein wollte. „Um Euer Durchlaucht zu gehorchen,“

antwortete Franz, „werde ich Höchstdieselben fortan meinen Sohn nennen. Allein Sie werden, um Sie zu ehren und aus ehrbietiger Dankbarkeit mein Sohn Joseph sein, mein Sohn Benjamin aber aus Liebe und Wohlgefallen."

Ohne die Anwesenheit des Herzogs und des Herrn von Luz würde es übrigens wahrscheinlich zu einem Aufstande gekommen sein, indem die Eifrigen unter den Calvinisten es nicht verhindern konnten, daß durch Franzens Predigten und Disputationen viele von ihrer Partei, darunter zwei Edelleute aus dem Gefolge des Herzogs von Bellegarde, von der katholischen Wahrheit überzeugt, ihre Irrthümer abschwuren und zur alten Kirche zurückkehrten. Aus Haß wider ihn brachten sie dem Bischof durch ein von ihnen gewonnenes Frauenzimmer in einem Trinkgeschirr Gift bei. Was vermag dergleichen aber wider den, der nichts Anderes, als die Ehre des Herrn suchte, der seinen Gläubigen versprochen, es solle ihnen nichts schaden, was sie Tödtliches trinken würden? Die Aerzte erkannten aus den Symptomen, welche sich nach dem Genusse des Giftes bei dem Bischof einstellten, sofort die Anwesenheit der tödtlichen Substanz und wußten dieselbe wieder heraus zu schaffen, so daß Franz nach einigen Tagen mit Gottes Hülfe wieder gesund war. Doch blieb seitdem eine gewisse Schwäche bei ihm zurück, welche vielleicht zu seinem frühen Tode mitgewirkt.

Auf dem höchsten Punkte seiner Vergiftungskrankheit war Franzens eifrigstes Geschäft, für seine Feinde zu beten und zu verhindern, daß dieselben nicht strafrechtlich verfolgt würden. Solche Geduld und Sanftmuth stärkte die Neubekehrten und öffnete vielen Irrgläubigen über ihre Verkehrtheit die Augen, wozu die Vergleichung seines Verhaltens mit den Sitten ihrer hoffärtigen Prädicanten sehr viel beitrug. Gleichwohl ging es im Lande Gex mit Ausbreitung der Kirche nicht so vorwärts, wie die Geneigtheit der Einwohner für dieselbe und die Gunst der Umstände hoffen ließen. Die französische Regierung fürchtete, durch Concessionen an die

Kirche die Protestanten zu reizen, und trug Bedenken, ihr Edict, das Gewissensfreiheit vorschrieb, zu Gunsten der Katholiken zum Vollzuge zu bringen. So gelang es den unausgesetzten Bemühungen der calvinischen Geistlichen, zu verhindern, daß selbst da die katholischen Pfarren wieder hergestellt wurden, wo die Mehrzahl der Bevölkerung es verlangte. Der Geistliche La Faye ging so weit, ein Pamphlet zu veröffentlichen, worin er dem Bischof von Genf seinen Ehrgeiz, seinen Müßiggang, seinen Luxus, die große Anzahl seiner Jagdhunde, die Pracht seiner Pferdeställe und Anderes vorwarf, das bei denjenigen nur Lachen erregen konnte, die Franz kannten. Er selber aber schrieb edelmüthig an einen Freund (61. Brief): „La Faye beachtet die große Menge meiner wirklichen Unvollkommenheiten nicht und tadelt mich nur wegen solcher, die ich nicht habe und die nicht allein meiner Neigung ganz widersprechen, sondern auch mit der Nothwendigkeit meiner Geschäfte und der Lebensweise, die mein Amt mir auflegt, ganz unverträglich sind. Gott sei gelobt, daß er meine Krankheiten nicht kennt, da er sie sonst nicht durch Lästerungen zu heilen, unternehmen würde. Ich stehe im Zweifel, ob ich ihm antworten soll. Wenn meine Freunde nicht das Gegentheil wollten, würde ich für die Unterlassung sein, zumal ich eine weit nützlichere Arbeit unter den Händen und nicht einmal Zeit zum Studiren habe." Franz antwortete aber wirklich doch nicht.

Es würden übrigens der Bekehrungen in Gex noch mehr erfolgt sein, wenn das Volk Gottes Wort eifriger anzuhören gekommen wäre. „Es ist aber," schrieb Franz an einen Freund, „ein verwunderlich Ding, wenn man betrachtet, wie diese Schlangen ihre Ohren verstopfen, damit sie die Stimme des Beschwörers nicht hören, obwohl dieser sie heilig beschwören will." Nachdem er eine Anzahl Capuziner als gute Hirten bei den gewonnenen Schafen zurückgelassen, kehrte er nach Annecy zurück, von wo er, trotz der großen Hitze und eines beständigen Fiebers, zu Fuß die während seiner

Vergiftungskrankheit gelobte Wallfahrt nach dem 30 italienische Meilen entfernten Thonon zur allerseligsten Jungfrau vom Mitleiden zum Dank für die wiedererlangte Gesundheit unternahm. Das Volk, welches ihn als seinen Apostel verehrte, weinte vor herzlicher Liebe und Bedauern, als es seinen Bischof vom langen Wege schwer ermüdet erblickte. Obwohl im Schweiße gebadet und kaum auf den Füßen sich zu halten vermögend, begab er sich doch sofort in die Kirche vor das Bild der Jungfrau, welches das Ziel seiner Wallfahrt war. Augenblicklich fühlte er alle Kräfte sich zurückgegeben. Von allen Seiten mit Besuchen bestürmt, kräftigte er viele im Glauben noch Schwache, nahm von Anderer Herzen den Unwillen hinweg, welche über vermeintlich harte Behandlung klagten, und bekehrte Andere, welche bisher der Wahrheit hartnäckig widerstanden hatten, namentlich den Claude Fourestier, Herrn von Yvoire, durch welchen er auch mit den Prädicanten von Genf verhandeln ließ, um ihnen eine Disputation anzubieten. Dieselben antworteten: in Glaubenssachen bedürfe es keines Disputirens, man müsse ohne weiteres Nachgrübeln glauben. Die Papisten könnten nur trügliche Schlußfolgerungen vorbringen. Diese liederliche Antwort war der Hauptgrund, welcher den Herrn Fourestier vom Calvinismus abwendig machte.

Franz nahm viele Firmungen vor, weihete Gottesäcker und hatte namentlich eine Freude an dem Fortgange des hl. Hauses zu Thonon, dessen Stiftung er bekräftigte und dem er sich von Neuem widmete. Von Thonon wandte sich Franz nach der Landschaft Faucigny, in welcher zwischen rauhen Felsen in der höchsten Region, umgeben von starrenden Massen ewigen Eises, ein Freiherr Pontius (Ponce) v. Faucigny im 12. Jahrhundert das Kloster Sixt gegründet hatte. Seine Verfassung war durch laxe Befolgung und Handhabung der Regeln in Verfall gekommen, indem die Klosterherren im Trunke, Spiele und der Jagd ihre Hauptbeschäftigung suchten und ein Jeglicher nach seinem Willen zu leben

sich gewöhnt hatte. Der Vorgesetzte, welcher keine Gewalt besaß, folgte der Weise seiner Untergebenen, und so war dieses Klosterleben selbst dem Volke anstößig. Bei der Meldung dieses Zustandes sagte Franz: man sehe wohl, wie wahr es sei, daß aus einem guten Weine ein scharfer Essig werde, daher, wenn Ordensleute einem bösen Leben sich ergeben, dieselben darin weniger Maaß und Ziel hielten, als Weltleute, indem sie Sünden auf Sünden häuften.

Franz begab sich sofort, als er diesen Stand der Dinge erfahren, nach dem gedachten Kloster und fand die Dinge noch übler, als deren Schilderung. Der kluge Seelenarzt wußte, daß einem auf solche Art Erkrankten nicht minder als einem leiblich Kranken nur Mittel verschrieben werden dürfen, welche sein Zustand vertragen kann, und daß daher auch diesen Geistlichen nicht sogleich ein gar zu schweres Joch auferlegt werden dürfe, welches sie nur bei erster bester Gelegenheit wieder von sich geworfen haben würden. Er beschloß daher, nur zunächst erst das Herz der Kranken zu gewinnen. Von seiner freundlichen, nachsichtsvollen Weise gewonnen, unterwarfen sie sich der von ihm als Recht in Anspruch genommenen Visitation, zumal er ihnen ausdrücklich die Erlaubniß gewährte, überall ihre Einwendungen zur Sprache zu bringen und geltend zu machen. Er hielt nach beendetem Geschäft den Klosterleuten die Abweichungen von den Regeln, welche er vorgefunden, mahnend und warnend vor und ordnete erst das Nöthige zur Abstellung der schlimmsten Mißbräuche an, um die Reformation allmählich anzubahnen. Der von ihm hinterlassene Frieden währte aber nicht lange. Auf Anstiften einiger von denen, welchen es zu schwer ankam, nach der neuen, wenn auch noch so milden Ordnung zu leben, erklärte später der Vorsteher, sich darin nicht fügen zu können, und brachte vor dem Rathe zu Chambery das Anführen an, dem Bischofe, dessen Jurisdiction über das Kloster er bestritt, stehe eine solche Reformation nicht zu. Außerdem stieß er scharfe und verletzende Reden gegen den

Bischof aus und bemühte sich, durch Geld und gute Freunde von der dem Bischofe schuldigen Unterthänigkeit los zu kommen. Mit Sanftmuth und Standhaftigkeit behauptete Franz sein Recht. Er gab in Sachen der Kirche und seines Amtes nie nach. Dazu führte er solche triftige Beweise über die seit 1162 vom Bischofe geübte Jurisdiction, daß seinen Gegnern immerwährendes Stillschweigen auferlegt und ihm Gelegenheit gewährt ward, die Reformation fortzusetzen. Diese brachte er denn auch 1608 endlich persönlich zu Stande, wo er den Ordensgeistlichen neue Satzungen vorschrieb, nachdem er sie mit sanfter Klugheit fast sämmtlich für sich zu gewinnen gewußt, die Unverbesserlichen aber in andere Klöster untergebracht hatte.

Bei dieser letzten Anwesenheit des Bischofes im Kloster ereignete sich etwas Wunderbares, das vom Obern und sieben Klostergeistlichen später ausdrücklich bezeugt und als eine Folge von Franzens Gebet gedeutet worden, dem es Leid that, daß er dem Kloster Unkosten verursachte. Es wurden nämlich nie zuvor so viele und große Fische im benachbarten Flusse gefangen, als während seiner Anwesenheit im Kloster. Auch nahmen die Vorräthe in dieser Zeit nicht ab. Obwohl mehr als 240 Portionen Essen an Personen verschiedener Stände verabreicht wurden, fand man doch, daß noch nicht so viel Brod und Wein darauf gegangen sei, als zu gewöhnlichen Zeiten im Kloster verbraucht ward. Als Franz das erste Mal in diesem Kloster war, kamen viele Leute aus der Nachbarschaft, ihm aufzuwarten, darunter zwei Abgeordnete aus einem drei Meilen entfernten Thale, das zur Pfarrei Sixt gehörte. Diese erzählten ihm, wie durch einen Bergrutsch zwei Gipfel eines Berges sich losgelöst und mehrere Dörfer sammt deren Einwohnern und einer Menge Viehes verschüttet hätten. Weil sie nun durch dieses Unglück in die äußerste Armuth gerathen, hätten sie um Steuererlaß gebeten. Sie wollten den Bischof ersucht haben, Jemanden zu ihnen zu senden, welcher sich durch den Augenschein von ihrem

Elende überzeuge und es demnächst dem Herzoge bezeuge, weil man vielleicht ihren Bericht bei Hofe übertrieben finden dürfte. Franz erbot sich, in Person diese Besichtigung vorzunehmen. Die Abgeordneten suchten diese übergroße Güte durch die Einwendung abzulehnen, die Wege seien so schwer zu passiren, daß man auch nur zu Fuße mit genauer Noth auf denselben fortkomme. „Seid denn nicht ihr selbst,“ entgegnete Franz, „von dort hierher gekommen?“ „Freilich,“ antworteten Jene, „wir sind aber auch ein armes, an die Arbeit gewöhntes Volk. Es wird genügen, wenn Sie einen der Ihrigen senden wollen.“ „Ich bin,“ war des Bischofs Antwort, „euer Vater und verbunden, euch in eigener Person zu trösten und für euere Nothdurft zu sorgen.“

Alles Einredens ungeachtet reiste er mit ihnen ab. Die Wege waren noch schlimmer, als die Leute angegeben, und man brauchte für die drei Meilen einen ganzen Tag. Franz fand die Lage der Dinge viel trauriger, als er sich dieselbe vorgestellt. Er tröstete die Einwohner, weinte mit ihnen, schenkte ihnen so viel Geld, als er auftreiben konnte, und versprach ihnen alle mögliche Bemühung, um die erbetene Gnade auszuwirken. Dieß hat er auch redlich gehalten. Niemand hatte in dieser Gegend jemals einen Bischof gesehen. Vielleicht war seit Jahrhunderten keiner dorthin gekommen. Es kam den armen Landleuten verwunderlich vor, daß ein so hoher Herr sich ihre bäurischen Reden und Speisen gefallen lasse. Franz aber war unaussprechlich glücklich, daß in diesen Gegenden der katholische Glaube unversehrt geblieben war und daselbst noch eine so große Einfalt und Unschuld der Sitten herrschte. Er fand dort nichts zu bessern, als einen alten Aberglauben in Heilung der Krankheiten.

Auf den 2. October 1603 hatte Franz eine Versammlung der Geistlichkeit seines Sprengels ausgeschrieben. Er vereinbarte mit derselben die neuen Anordnungen, welche er in tiefer praktischer Weisheit sich ausgedacht, und schrieb sie demnächst vor. Eine sehr belangreiche Einrichtung war, daß

die Diöcese in 20 Sectionen unter dem Namen Surveillances abgetheilt ward. Einer jeden stand ein Pfarrer vor, dem es oblag, 1) alle 6 Monate sämmtliche Pfarreien seiner Surveillance zu visitiren, die vorgefundenen Mißbräuche abzustellen, Zwistigkeiten beizulegen und Fehlende zur Pflicht zurückzubringen; 2) zweimal im Jahre alle Pfarrer der Section zu versammeln, um gemeinschaftliche und übereinstimmende Maaßregeln gegen allgemeine Mißbräuche zu verabreden; 3) dem Bischofe solche Mißbräuche anzuzeigen, welche er weder durch seinen eigenen noch der Mitpfarrer Einfluß zu beseitigen vermochte; 4) alle 6 Monate an den Bischof einen ins Einzelne gehenden Bericht über den Zustand zu erstatten, worin er jede Kirche gefunden, sowie über das Verhalten jedes Pfarrers. Diese schöne Einrichtung machte den Bischof in Kurzem mit dem Zustande der Diöcese gründlich bekannt. Eben so weise sind die Synodal-Statuten, die er veröffentlichte, so wie die übrigen Einrichtungen, die er traf. Alle diese Anordnungen verrathen sämmtlich eine eben so tief sehende pastorale Klugheit als dieselben dem Vermögen auch der minder begabten Geistlichen angemessen sind. Bei dieser Gelegenheit empfahl er auch die Beachtung des von ihm verfaßten und herausgegebenen Buches, das von den Kirchengebräuchen handelt. Zugleich regelte er die Festordnung seines Sprengels. Die Versammlung dauerte mehrere Tage und war von sehr großem Nutzen.

Franz fuhr fort, alle Jahre dergleichen Versammlungen zu halten, welche Veranlassung gaben, immer noch Mehreres in dem Kirchenleben und den kirchlichen Verhältnissen zu bessern. Damit die Verordnungen nicht in Vergessenheit geriethen, mußte davon in der Sacristei einer jeden Pfarrei eine Abschrift vorhanden sein. Ausgezeichnet und lange Zeit auch außerhalb der Diöcese von Beichtvätern und Beichtenden benutzt sind aber die Anweisungen, welche Franz den Confessionarien ertheilte. Die Lehren, welche er den Beichtvätern einschärfte, befolgte er selbst gewissenhaft. Zahllosen

Seelen half er durch seine weisen, lieblichen und von der reinsten Zuneigung zu den Gefallenen eingegebenen Ermahnungen, Lehren, Warnungen und heilsamen Bußen aus dem Verderben. Je nach Beschaffenheit des Beichtenden verrichtete er das Amt eines strengen Richters, eines nachsichtigen Vaters, eines liebenden Bruders, eines vorsichtigen Arztes, eines aufopfernden Freundes. Ganze Tage brachte er im Beichtstuhle zu und versagte Niemanden diesen geistlichen Dienst. Er hörte lieber die Beichte der Geringen als der Angesehenen. Einst ließ er eine Fürstin warten, um die Beichte einer Dienstmagd zu hören. Die Fürstin dachte so hoch, daß sie dem Diener Gottes dieß als ein besonderes Zeichen der Heiligkeit auslegte. Des Zudranges zu seinem Beichtstuhle war kein Ende. Die Beichtlustigen verfolgten ihn in die Wohnungen derer, die er besuchte. Er bekannte Einem im Vertrauen, er getraue sich nicht mehr, seine Freunde zu besuchen, da, wenn er zwei oder drei Stunden bei denselben zu weilen gedenke, er vier bis fünf Tage zu bleiben genöthigt würde, um diejenigen, welche bei ihm beichten wollten, anzuhören; wenn er aber nicht länger als einen Tag bleiben könne, müsse er bis zwei Stunden nach Mitternacht wachen.

Als er, wie schon gedacht, befahl, ihm die armseligsten, mit ekelhaften Krankheiten behafteten, übelriechenden und sonst widerwärtigen Personen zum Beichthören zuzusenden, verbarg er seine Liebe unter dem Vorwande: „Ich bin dauerhaft und stark. Ich habe von solchen Leuten nichts zu fürchten und leide davon keine Unzuträglichkeit.“ Ein schöner Zug dieser Liebe kommt im Leben der Schwester Jacqueline Coste vor. Er hatte in Rumilly einst den ganzen Vormittag über Beichte gehört. Als er hinausgehen wollte, erblickte er einen alten, mit Geschwüren bedeckten Mann, der weithin den übelsten Geruch verbreitete. Weil er sich mühselig heranschleppte, trat Franz ihm entgegen. Er half ihm niederzuknieen und richtete ihn nach der Beichte wieder empor. Auf das

geringste Zeichen fand Franz sich in dem Beichtstuhle ein. Als ein alter Mann ihn am Fenster ersah und mit der Hand winkte, begab er sich ungesäumt in den Beichtstuhl. Er verschob, schon mit den priesterlichen Kleidern angethan, die Messe, unterbrach das Mittagsessen, verließ halb krank das Bett und alles Andere, um Beichte zu hören. Sehr unzufrieden war er mit seinen Hausgenossen, wenn diese einen Beichter auf eine andere Zeit bestellten. Als er vernahm, ein berüchtigtes Weib sei abgewiesen, befahl er, dasselbe zu ihm zu führen; seine tägliche Speise sei, bei solchen Gelegenheiten seinem Nächsten zu dienen; wer eine Seele vom Sündigen abhalte, diene Gott. Als ihm ein einem schweren Lasterleben ergebenes Fräulein mit zurückhaltender Schamhaftigkeit beichtete, munterte er sie auf, alle ihre Sünden, welche sehr schwer waren, zu offenbaren, indem er ihr sagte: „Gut, meine liebe Tochter, das ist eine anders beschaffene Beichte, als diejenigen, welche alle Wochen mit geringer Reue und noch schlechterem Vorsatze der Besserung geschehen.“ Diese Worte ermuthigten die Beichtende so, daß, wie sie nachher bekannt, wenn es nicht neue Sünde gewesen wäre, sie sich als schuldig von Sünden, die sie gar nicht begangen, hätte haben anklagen können.

Einem Andern, der sich aller Sünden seines Lebens aufrichtig anklagte, sprach Franz zu seiner Ermunterung so zu, daß er beschämt sagte: „Wie können Sie doch eine Seele achten, welche so viele Sünden begangen?“ worauf der Heilige nach erfolgter Lossprechung sprach: „Ihre Seele erscheint mir in hellerer Weiße als der Schnee. Ich sehe Sie an als Einen, den ich in Christo Jesu geboren habe oder vielmehr, in welchem Christus Jesus von mir abgebildet ist. Gewiß in Ihrem ganzen Leben haben Sie niemals eine solche Gnade gehabt.“ Diese Worte weckten in dem Absolvirten solche Ehrfurcht vor der Beichte, daß er nachmals nichts Lieberes gehabt, als das Beichten.

Von einer anderen Person vernahm er, wie sich dieselbe niemals hatte entschließen können, eine gewisse schwere Sünde

zu beichten, und gesagt habe, lieber sterben, als diese Sünde offenbaren zu wollen. Franz ging zu ihr und sprengte durch sein Zureden die halsstarrig verschlossen gehaltenen Pforten ihres Herzens. Sie klagte sich aufrichtigst und vollständig ihrer großen Missethat an und betheuerte, nachdem sie von Franzens Füßen, zu denen sie sich in tiefster Reue schmerzvoll niedergeworfen, sich wieder erhoben hatte, der Bischof von Genf sei zu ihrer Seele Heil gekommen; ohne seine Hilfe würde sie ewig verdammt sein.

Nachdem er einst die Beichte eines Priesters, der im näheren Umgange mit ihm stand, angehört, sagte ihm dieser anderen Tages beim Spazierengehen: „Hochwürdigster Herr, Sie haben mir bisher die Ehre erwiesen, mich zu lieben, weil Ihnen nun aber alle meine Fehler bekannt sind, fürchte ich, Sie werden mich nicht mehr lieben.“ Statt aller Antwort führte Franz den Freund unverzüglich in seine Kapelle und beichtete ihm alle Sünden, deren er sich erinnern konnte, womit er ihm auf das Unzweideutigste die Fortdauer seines frühern Vertrauens an den Tag legte.

Noch glänzender zeigte seine Hirtentreue sich, als er bei seinen Visitationen einen Geistlichen traf, der sich schwer versündigt hatte, aber seine Sünde mit einer trostlosen Dreistigkeit abläugnete. Franz hatte ihn mit Güte empfangen. Als er aber sah, wie kühn er sich vertheidigte, erröthete er vor Scham darüber, daß der Unglückliche sich nicht schämte. Die Scham des Bischofs überwand den Schuldigen. Er fiel dem Heiligen zu Füßen und legte in tiefer Reue eine Beichte ab, „Was denken Monseigneur nun von mir?“ fragte der Geistliche verzagt nach der Beichte. „Ich denke,“ entgegnete Franz, „daß der Herr über Sie, mein Bruder, Seine große Barmherzigkeit ausgegossen hat. Sie glänzen in meinen Augen von Gnaden.“ — „Sie wissen doch aber nun, wer ich bin?“ — „Sie sind, was ich sage, und um zu bezeugen, daß ich Sie ganz erfüllt erblicke mit himmlischen Gnaden, bitte ich Sie, mich derselben theilhaftig zu machen, indem Sie mir

Ihren Segen ertheilen." — Damit kniete er vor Jenem nieder. Ganz verwirrt, wußte der Geistliche nicht, was er thun sollte. „Ich rede zu Ihnen in allem Ernst," sprach Franz, „ja, ich gehe noch weiter. Ich bitte Sie, mir denselben Dienst zu leisten, den ich Ihnen selbst eben gethan, und meine Beichte zu hören." Als der Priester sich eines Dienstes weigerte, dessen er sich unwürdig erachtete, nöthigte ihn der Bischof ihm zu willfahren. Um zu zeigen, wie aufrichtig er ihn schätze, beichtete er ihm auch mehrmals vor Vieler Augen, welche nicht wußten, ob sie mehr die Demuth des Bischofs, oder die wunderbare Bekehrung des Priesters bewundern sollten.

So sehr Franz demüthig Beichtende zu heben suchte, so sehr schmerzte es ihn, vermessene Beichtende zu sehen. Eine Person von hohem Ansehen beichtete ihm eines Tages schwere Sünden. Sie gab kein Zeichen der Reue von sich, ja erzählte ihre Verbrechen wie eine fremde Geschichte. Franz that dieß so wehe, daß der Beichtende es bemerkte und ihn befragte, ob er sich übel befinde. „Nein," sprach Franz, „aber Sie befinden Sich gar übel!" Als jener ohne Zeichen der Reue seine Beichte fortsetzte, konnte Franz sich des Seufzens und Weinens nicht enthalten. Der Beichtende fragte auf's Neue. „Ach, ich weine, weil Sie nicht weinen," antwortete der Gefragte. Diese Worte trafen des Sünders Herz wie ein scharfer Pfeil mit schwerem Schmerze. Er warf sich zu des Heiligen Füßen nieder und ward hinfort ein ganz anderer Mensch.

Franz besaß die Kunst, aus den größten Abtrünnigen kleine Apostel zu machen. Gegen die schwersten Sünder war er am liebevollsten. Er nahm verstoßene Ordens-Personen und unfreiwillig entfernte Geistliche in sein Haus auf und verschaffte ihnen, wenn er sie gebessert, ein anderes Unterkommen. So vereinigte er in jeder Weise abgesonderte Glieder wieder mit der Kirche. Bewunderungswürdig war seine Weise, die Herzen zu gewinnen. „Sagen Sie es im

Vertrauen!" sprach er zu denen, welchen vor Scham der Mund verschlossen war. „Machen Sie keinen Unterschied zwischen meinem und Ihrem Herzen. Ich bin ganz der Ihrige. Wenn Sie alle Sünden der Welt begangen hätten, würde ich mich darüber nicht verwundern. Ihre Seele liebe ich um alles dessen willen, das Sie mir gesagt haben. Die Engel freuen sich über Ihre Veränderung." Dann wußte er so kräftige Beweggründe zu finden, daß er damit Felsen hätte erweichen können, und ermahnte die Beichtenden, diesem Sacramente mit Aufmerksamkeit und Ehrerbietung zu nahen. Mit wenigen Worten rührte er die Herzen zum Hasse der Sünde und zur Liebe der Tugend. Er erkannte auch oft mittelst innerer Erleuchtung die Sünden und Geheimnisse der Herzen. Darum sprach er zu Manchem: „Sie entdecken Ihr Gewissen nicht aufrichtig, Sie wollen mir diese oder jene Sünde verschweigen. Ich spüre in mir einen heftigen Widerwillen gegen Ihre Lossprechung. Denken Sie ernstlich nach über das Vergangene und sagen Sie Alles, dessen Sie Sich erinnern. Geschiehet dieses nicht, so werden Sie Gott schwer beleidigen." So gelang es ihm, fast jedes Herz zu öffnen.

Seine große Macht, die Gemüther zu beruhigen, kam bald in solchen Ruf, daß aus entlegenen Ländern Personen kamen, ihm ihr Gewissen zu eröffnen, weil sie nicht das Herz hatten, einem Andern die heimlichen und veralteten Wunden ihres Herzens zu entdecken. Mit einer geistvollen und geschickten Manier wußte er die christlichen Herzen von der Zuneigung und Liebe zu irdischen Dingen abzulösen, und sie in die wahre Freiheit der Kinder Gottes einzuführen, indem sie nichts Anderes zu suchen Lust hatten, als Gottes Willen zu erkennen. Ueber die Zeichen jener Freiheit äußert er sich also: „Ein also freies Herz hängt sich nicht an die Tröstungen und nimmt das Leiden mit aller Geduld an, so gut es in diesem Leben möglich ist. Ich sage nicht, daß es die Tröstungen nicht verlangen und lieben soll, sondern daß es dieselben nicht

zu viel und zu unmäßig liebe. Es sollen auch einem solchen Freien die geistlichen Uebungen nicht so lieb sein, daß, wenn er daran durch eine Krankheit oder auf andere Weise verhindert ist, er sich deßwegen betrübe. Ich sage aber auch hier nicht, daß derselbe die geistlichen Uebungen nicht lieben solle, sondern daß er daran nicht kleben müsse. Wer die christliche Freiheit hat, ist allezeit fröhlich, denn kein Verlust irdischer Dinge betrübt den, welcher nicht daran hängt. Ich behaupte nicht, daß ein solcher die Fröhlichkeit nie und nimmer verliere, sondern ich will nur sagen, daß, wenn er die Freude verliert, solches nicht lange währt." Als eine Hauptwirkung dieser innerlichen Freiheit des Geistes bezeichnet der Heilige einen großen innerlichen Trost, eine Süßigkeit, eine Willfährigkeit zu Allem, was keine Sünde ist. Als Beispiel führt er eine Seele an, welche am Gebete verhindert wird. Diese bleibt, wenn sie jene Freiheit hat, dabei ruhig, wird nicht ungeduldig, wenn man sie überläuft; ohne jene Freiheit betrübt sie sich und wird unwillig. Alles, was wider unsere Neigung geschieht, giebt Gelegenheit, diese innere Freiheit zu üben. Wer nur seiner Neigung folgt, bekümmert sich, wenn er derselben nicht genug thun kann. „Dieser Freiheit," sagte Franz, „stehen zwei Dinge entgegen: Unbeständigkeit und Abhängigkeit. Mittelst der ersten fehlt, wer um jeder geringen Ursache halber seine Tagesordnung unterläßt oder verändert, und einen anderen Stand des Lebens, ohne sich des Willens Gottes zu vergewissern, antritt. Mittelst des andern fehlt, wer da vermeint, es sei Alles verloren, wenn er seine Andacht nicht abwarten kann und deßhalb wider denjenigen, der ihn darin stört, indem er zu ungelegener Zeit kommt, unwillig wird."

„Diese heilige Freiheit und Gleichgültigkeit," schrieb Franz einst an Frau v. Chantal, „hilft in allen Dingen. Dieselbe bewirkt, daß ein Vater, und zwar ein liebender Vater, wie ich, und eine Tochter Ihres Gleichen sechs und sieben Wochen zubringen, ohne daß Eins vom Andern Nachricht empfängt."

Wie Franz seinen Beichtkindern diese Freiheit zu verschaffen sich angelegen sein ließ, war es ihm auch ein wichtiges Geschäft, ihnen die Aengstlichkeit zu benehmen, wenn sie sich der Fehler, die sie beichten sollten, nicht zu erinnern vermochten. Er sagte in dieser Beziehung: „Wie ihr, ohne es zu bemerken, oft fallt, so stehet ihr gleichfalls unvermerkt auf. Darum seid deßhalb nicht bekümmert. Gehet und sagt demüthig und aufrichtig dasjenige, dessen ihr euch erinnert. Das Uebrige überlaßt der liebreichen Barmherzigkeit dessen, welcher denen, die nicht aus Bosheit fallen, die Hand unterbreitet, damit sie nicht in den Abgrund stürzen, und ihnen so schnell und liebreich hilft, daß sie nicht einmal merken, wie sie gefallen, weil ihnen Gott im Fallen die Hand untergelegt, und auch nicht wahrnehmen, daß ihnen aufgeholfen worden, weil solches so schnell geschah, daß sie es nicht inne wurden."

Fest hatte Franz den Entschluß gefaßt, sich aus seinem Bisthume nicht zu entfernen, ausgenommen in dessen eigenen Angelegenheiten oder in Dingen, welche die ganze Kirche angingen. Er war daher fast schon Willens, die vom Magistrate zu Dijon ergangene Einladung, dem Volke dieser Stadt in der bevorstehenden Advent- und Fasten-Zeit das Wort Gottes vorzutragen, abzulehnen, als er gewahr ward, daß ihn eine innere Stimme trieb, das Jawort zu ertheilen, obwohl eine Menge von Gründen obzuwalten schienen, auf seinem allgemeinen Entschlusse in diesem besonderen Falle zu bestehen. Er antwortete daher: Weil er, um dem Magistrate zu willfahren, sein Bisthum und das Land seines Fürsten verlassen müsse, möchte ihm jener hierzu die Erlaubniß des heiligen Vaters und seines Landesherrn auswirken. Vom Papste lief die durch den Magistrat erbetene Erlaubniß um so schneller ein, als Franz seinerseits unter Darstellung triftiger Gründe solche vom heil. Stuhle selbst erbeten hatte. Der Herzog dagegen schlug dieselbe ab. Denselben hatten Franzens Reise an den französischen Hof, sein langer Aufenthalt

daselbst und die vielen Ehren, die er dort empfangen, argwöhnisch gemacht, man wolle den Heiligen auf die französische Seite ziehen und damit auch Genf an sich bringen, das sich doch seiner Oberherrlichkeit entrissen hatte. Die Reise nach Gex und die Zusammenkunft mit dem Herzoge von Bellegarde und dem Freiherrn von Luz hatten diesem Argwohne neue Nahrung gegeben. Der Herzog besorgte, die Reise ins Ausland unter religiösem Vorwande solle politischen Verhandlungen zum Deckmantel dienen. Nachdem ihm des Herzogs Antwort bekannt geworden, dachte Franz nicht mehr daran, in Dijon Advents-Predigten zu halten. Der Magistrat beruhigte sich aber nicht bei der erhaltenen Antwort, sondern wiederholte seine Bitte mit solchem Nachdrucke, daß der Herzog die politischen Bedenklichkeiten bei Seite setzte und die erbetene Gnade gewährte.

Die Adventszeit war inzwischen verstrichen und der Bischof von Genf konnte daher nur die Fastenpredigten übernehmen. Franz betheuerte dem Herzog schriftlich, wie er die Reise nur im Interesse der Religion unternehme. Er begab sich nach Sales, um sich dort zu den Füßen des gekreuzigten Heilandes durch Gebet und Betrachtung zur Ausführung der ihm gestellten Aufgabe vorzubereiten. Er ging von dem Grundsatze aus, daß, bevor man Andern die großen Wahrheiten der Religion predigt, man sie sich selber gepredigt haben und in der Stille und Meditation damit durchdrungen haben muß. Hier wurden ihm hohe Dinge offenbart. Namentlich gab Gott ihm zum ersten Male zu erkennen, wie er dereinst einen Orden von Klosterfrauen stiften werde, durch deren Tugenden die Kirche erbauet und unter denen sein Geist, seine Lebensregeln und die von ihm hinterlassenen Lehren für alle Zeiten erhalten werden würden. Diese Offenbarung ward dem Heiligen in einer Capelle des hl. Sebastian, des Schutzpatrons der Familie von Sales, zu Theil. In der Verzückung, welche ihm diese Offenbarung brachte, ward er noch vieles Andere inne, das auf die Stiftung des Ordens

sich bezog. Insbesondere erblickte er auch die vornehmsten Personen, welche ihm bei dieser Ordens-Stiftung behilflich sein sollten. Namentlich sah er eine Frau von hoher Gestalt, mit ernstem züchtigem Antlitz, in schwarzem Gewande, wie eine Wittwe. Zwei ähnlich gekleidete Ordensfrauen befanden sich in ihrer Gesellschaft. Franz ward bedeutet, diese Damen würden die ersten Mütter seines Ordens sein. Auch die Vorbereitung dieses Ordens wurde ihm symbolisch gezeigt. Dieser Anblick hatte sich seinem Gedächtnisse so eingeprägt, daß er die Personen, als ihm dieselben später nach einander zu Gesicht kamen, sogleich wieder erkannte. Dieses Gesicht währte wohl eine halbe Stunde. Nach demselben blieb ein solches Leuchten auf Franzens Antlitz zurück, und er erschien so vertieft in Gott, daß die Seinigen daraus mit Gewißheit schlossen, es sei ihm vom Himmel etwas ganz Besonderes offenbart.

Zwei Gründe bestimmten Franz, dem Rufe nach Dijon Folge zu leisten. Gex stand unter dem Parlament von Burgund. Er hoffte bei diesem persönlich die Ergreifung ihm förderlicher Maßregeln zu erlangen. Zweitens aber hatte Heinrich IV., dem es entfallen sein mußte, wie er die Einkünfte der geistlichen Güter des Landes Gex bereits zu kirchlichen Zwecken an Franz abgetreten, durch eine spätere Verordnung dem Erzbischof von Bourges, Andreas Fremiot, dieselben überwiesen. Dieser schien nicht sehr geneigt, darauf zu verzichten. Franzens Freund, Deshayes, hatte in Paris vergeblich die Rücknahme der zweiten Ordonnanz betrieben. Da Franz den Bischof in Dijon zu sehen bekam, so glaubte er durch Verhandlung mit demselben die Differenzen am besten zu Ende bringen zu können.

In Dijon ward Franz mit hohen Ehren empfangen. Der ganze Burgundische Adel lag immer mit einander im Wettstreite, ihm seine Ehrerbietung zu bezeigen. Namentlich geschah dieses Seitens des edeln Hauses derer von Fremiot, dessen Haupt der erste Präsident des Parlaments Benignus

von Fremiot war. Dieser hatte seine Tochter, die verwittwete Frau von Chantal, welche entfernt von Dijon wohnte, eingeladen, zu ihm zu kommen, um die Fastenpredigten des gefeierten Bischofs von Genf zu hören. Sie traf nicht eher, als am ersten Freitage der Fastenzeit, in Dijon ein. Sobald sie den Heiligen auf der Kanzel erblickte, erkannte sie in ihm den Mann, den ihr Gott vor mehreren Jahren in einem Gesichte als ihren künftigen Seelenführer gezeigt. Als sie nämlich damals in einem verzehrenden Verlangen nach Vollkommenheit, Gott wiederholt um einen geistlichen Führer angefleht hatte und nach einem der feurigsten Gebete sich im Felde erging, bat sie den Herrn, er möge ihr den getreuen Führer, der sie zu ihm leite und den sie so eifrig erbeten, zeigen. Am Saume einer Wiese angelangt, sah sie mit einem Male am Fuße eines nahen Hügels, unfern von sich einen Mann, bekleidet mit einem schwarzen Talar und einem weißen Chorhemde darüber, mit einem Käppchen auf dem Haupte. Sie betrachtete sich diesen wunderbaren Prälaten, dessen sanftes aber majestätisches Antlitz sie mächtig anzog, genauer, und vernahm eine Stimme, welche zu ihr sprach: dieser ist der von Gott und den Menschen so innig geliebte Mann, dessen Händen du dein Gewissen übergeben sollst. Die Erscheinung entschwand nun zwar ihrem leiblichen Blicke, blieb aber ihrer Seele so tief eingeprägt, daß sie nach 35 Jahren Jemandem versicherte, diese himmlische Gnade sei ihrem Geiste noch so gegenwärtig, als am Tage, wo sie derselben gewürdigt worden. Kein Wunder also, daß sie den Mann auf der Kanzel in Dijon sofort wieder erkannte. Er war genau der ihr auf der Wiese gezeigte Prälat. Täglich ließ sie nun ihren Sessel dem Predigerstuhle gegenüber stellen, um den ihr geoffenbarten Führer nach Wunsch zu sehen und zu hören.

Obwohl Franz selbst nur auf seine Predigt die Aufmerksamkeit gerichtet hielt, so konnte ihm doch der Anblick der stets am nämlichen Orte in Wittwentracht erscheinenden

Dame nicht entgehen, welche seine so eifrige Zuhörerin war. Sie fiel ihm auf. Sobald er ihr in's Antlitz geschauet, erkannte er die vornehmste der ihm im Gesichte auf Schloß Sales gezeigten Damen, welche ihm bei Stiftung des Frauenordens, der ihm sein Dasein verdanken sollte, am meisten behülflich sein würden. Die mehr als gewöhnliche Eingezogenheit, die er an der fleißigen Hörerin seiner Predigten im Trauerkleide wahrnahm, erhöhete noch seine heilige Neugier, zu wissen, wer sie wäre. Bei seinem nächsten Zusammentreffen mit dem Erzbischof von Bourges, dem Sohne des Präsidenten Fremiot, fragte er: Ich bitte, sagen Sie mir doch, wer diese blonde Dame ist, die als Wittwe gekleidet, sich immer der Kanzel gegenüber setzt und das Wort der Wahrheit mit so großer Aufmerksamkeit anhört. — Diese Frage, erwiderte lächelnd der Erzbischof, vermag Keiner besser als ich zu beantworten. Die Frau ist Niemand anders, als meine Schwester Chantal.

Durch diesen Prälaten ward denn auch die nähere Bekanntschaft der beiden heiligen Seelen vermittelt. Ihr geistliches Leben bietet fortan das Schauspiel zweier nach ihrer Vereinigung zusammen dahin strömenden schönen Flüsse dar. Diese innige Seelengemeinschaft würde zu erfordern scheinen, daß fortan das Leben Beider in unzertrenntem Zusammenhange erzählt werde. Allein da auch jedes der Beiden besondere Thätigkeiten und auf verschiedenem Schauplatze entwickelte, welche ein anscheinendes Auseinandergehen darstellen würden, wie eng auch jene Thätigkeiten mit der gemeinsamen Geistesrichtung verbunden sind und daraus hervorgehen, so muß zur Erhaltung der Einheit und Uebersicht doch jedes der beiden Leben abgesondert behandelt werden. Nur so viel sei hier bemerkt, als zum Verständniß der folgenden Ereignisse erforderlich erscheint.

Franz hatte sich in der Erwartung nicht verrechnet, daß eine persönliche Verhandlung mit dem Erzbischof von Bourges denselben zum Verzicht auf die ihm irrthümlich über-

wiesenen Einkünfte aus Gex bewegen würde. Schon nach den ersten Besuchen, welche Beide einander gemacht, war vom Anspruche des Erzbischofs von Bourges nicht mehr die Rede. Dieser schätzte sich glücklich, um einen so geringen Preis eine so kostbare Freundschaft erworben zu haben. Durch die näheren Beziehungen, in welche Franz mit André Fremiot und dessen Vater getreten, wurde die Pflege der neuen Bekanntschaft mit der Frau von Chantal von selbst gefördert. So oft Franz bei ihrem Vater oder Bruder speiste, was sehr oft geschah, fand sie sich daselbst gleichfalls ein, um sich der Unterhaltung des Bischofs ungezwungen erfreuen zu können. „Ich hatte," sagte sie im Processe über seine Canonisation aus, „vom Anfang an eine so hohe Achtung vor ihm, daß ich alle seine Worte mit einer Ehrfurcht ohne Gleichen vernahm und oft bei mir sprach: Dieser Mann hat nichts von einem Menschen. Ich bewunderte Alles, was er that und sagte, und betrachtete ihn als einen Engel des Herrn. Sein würdiges und heiliges Verhalten rührte mich dergestalt, daß ich meine Blicke nie von ihm abzuwenden vermochte. Nicht minder erbauten mich seine Worte. Er redete wenig, aber so weise, so sanft und so angemessen, um die, welche ihn um Rath fragten, zu befriedigen, daß ich kein Glück demjenigen, an seiner Seite zu sein und die Worte der Weisheit, welche aus seinem Munde gingen, zu vernehmen, gleich achtete. Um dieses zu haben und um stete Zeugin der Heiligkeit seines Handelns zu sein, würde ich mich allzuglücklich geschätzt haben, wenn ich unter seinem Hausgesinde die letzte Stelle hätte einnehmen können."

Wie die Frau von Chantal nun zu dem weitern Glück gelangte, nachdem sie von ihrem bisherigen Gewissensführer los gekommen, unter Franzens Führung sich zu stellen, und wie als Frucht dieser heiligen Freundschaft der Orden der Heimsuchung an's Licht getreten, mag im Leben der Frau von Chantal, das ein besonderer Band erzählt, nachgelesen werden. — Der Enthusiasmus, den Franzens Predigten in

Dijon erregten, wuchs von Tag zu Tage. Die Kraft seiner Gründe, die fromme Salbung, welche so zu sagen aus jedem seiner Worte duftete, zogen eine immer zahlreichere Zuhörerschaft herbei. Viele Geistliche und Laien beeilten sich, sofort während des Vortrags jedes Wort, das aus seinem Munde ging, aufzuschreiben. Selbst die damals in Dijon zahlreichen Calvinisten fanden sich in großer Menge zu diesen Predigten ein und hörten ehrfurchtsvoll diesen Redner neuer Art, welcher nicht gebot wie ein Meister, sondern sich einführte als ein Freund und die Herzen gefangen nahm. Er behandelte die Streitfragen nicht wie ein nach dem Siege lüsterner Klopffechter, sondern wie ein Vater, den sein Verlangen ernstlich dahin treibt, seine verirrten Kinder wieder an sich zu ziehen. Vorzugsweise rührte Franz seine Zuhörer durch die Gegenstände, welche zum Herzen gehen. Die Passion aber, worüber er am Charfreitag predigte und in welcher er so zu sagen ein Leiden des Heilandes nach dem andern durchmachte und mit den Aeußerungen der lebhaften Empfindungen begleitete, mit denen seine Seele erfüllt war, übertraf Alles, was er bis dahin gesprochen hatte. Alle Zuhörer zerflossen in Thränen. Auch die Unempfindlichsten vermochten der Kraft seines Wortes nicht zu widerstehen. Als ein Präsident des Parlaments ihm am folgenden Tage gestand, er habe sonst in seinem Leben noch nicht geweint, gab Franz ihm die kühne Antwort: „Gnädigster Herr, die Töchter Jerusalems weinten ebenfalls, als sie den Gottmenschen leiden sahen; aber die Kinder der Kirche begnügen sich nicht mit diesem Thaue. Nachdem sie das Erdreich ihres Herzens mit Thränen genetzt, lassen sie dasselbe Früchte des Heils tragen."

Der Präsident ward inne, wie der hl. Bischof erkannt hatte, worin seine Schwachheit bestehe, und er versprach ihm, die Gelegenheit zu der Sünde, in welcher er lebte, zu vermeiden. Den größten Nachdruck gab Franzens Worten aber das apostolische Leben, das die Dijoner ihn führen sahen

und das in ihren Augen seiner Rede gleichsam die Weihe ertheilte. Man konnte den Mann Gottes in einem evangelischen Arbeiter nicht verkennen, der, wie man sah, nicht für sich, sondern nur für die Andern lebte, der täglich auf der Kanzel stand, jeden Augenblick diejenigen zu hören bereit war, welche ihn sprechen wollten, und der mit allen diesen Mühen noch nicht zufrieden, täglich die Armen und Kranken in den Hospitälern besuchte. In diesen Zufluchtsorten ward er Freund und Vater der Unglücklichen; er tröstete, er unterrichtete sie. Mit den Armen wußte er sich eben so gut zu unterhalten, als mit den Großen zu reden. Wie er die Frömmigkeit des Schwachen zu erheben verstand, wußte er den Stolz des Gottlosen niederzuschmettern. Mit dem stammelnden Kinde und dem Weisen konnte er gleich gut sich unterhalten.

Das Volk von Dijon erbaute sich nicht minder an den frommen Wallfahrten, die sein neuer Apostel zu dem Gemache anstellte, in welchem einst der hl. Bernhard geboren ward, und das nachher in eine Capelle verwandelt worden. Man sah ihn von Zeit zu Zeit ganz früh des Morgens nach diesem 1500 Schritt von der Stadt entfernt liegenden Heiligthume wandern, um daselbst das heilige Meßopfer darzubringen, sich mit dem Geiste des heil. Lehrers, seiner Liebe zu Gott und seiner zärtlichen Andacht zu Maria zu erfüllen. Unterwegs ließ er aber nie eine Gelegenheit vorbeigehen, Gutes zu thun. Als er einst von dieser Capelle zurückkehrte, hatte ein Armer, des gewöhnlichen Bettelns überdrüssig, es bequemer gefunden, sich als Geistlicher zu verkleiden, um in dieser Tracht sich die Gemächlichkeiten des Lebens zu verschaffen. Das Volk, das ihn erkannt hatte, prügelte ihn in seinem Unwillen durch und wollte so ohne Proceß ihn für seinen Fehler strafen. Franz, den die Schläge eben so empfindlich berührten, als habe er sie selbst empfangen, warf sich dazwischen und entriß den Schuldigen der Wuth des Pöbels. „Was macht Ihr, meine Freunde," rief er ihnen zu.

„Ihr vergesset, daß gerade diejenigen, welche das Unglück haben, Fehler zu machen, allezeit mit Güte behandelt werden müssen, und daß, wenn man über sie böse wird, man dem ihrigen den eigenen Fehler hinzufügt."

Bei solchem Vorbilde und solchen Ermahnungen darf man sich nicht wundern, wenn das Wort des heiligen Predigers viele verirrte Seelen auf den rechten Weg zurückführte, und eben so viele Andere zu den höchsten Tugenden emporhob. Man drängte sich um seinen Beichtstuhl, man wollte gerade durch ihn mit Gott versöhnt werden. In den beiden Wochen vor Ostern verließ er den ganzen Tag hindurch den eingenommenen Beichtstuhl nur, um die Kanzel zu besteigen. „Niemals," so schreibt er in einem Briefe selber, „habe ich so gute, freundliche und für heilige Eindrücke so empfängliche Leute angetroffen. Es ist manche Frucht daraus erwachsen. Ungeachtet meiner Unwürdigkeit haben mehrere Huguenotten sich bekehrt und mehrere zweifelhafte und schwankende Leute sind fest geworden; mehrere haben sogar mir selber Generalbeichten abgelegt, ein solches Vertrauen hatten sie zu meiner Liebe. Mehrere haben ein ganz neues Leben angefangen. Ich habe etliche hundert Laien kennen gelernt, welche ein sehr vollkommenes Leben führen und unter den Unruhen ihrer Geschäfte doch täglich ihre Betrachtung halten."

Der Erzbischof von Bourges, obwohl Rath am Parlament von Burgund und Staatsrath am Hofe Heinrichs IV., war doch noch nicht Priester geworden. Erst am Ende der Fasten 1604, erhielt er die Weihe und wählte den grünen Donnerstag zu seiner Primizfeier. Franz assistirte ihm dabei auf seinen dringenden Wunsch. Der Moment der Communion nahte, der feierliche Moment, in welchem, da das Ritual in jeder Kirche an diesem Tage nur eine Messe gestattet, Priester und Volk aus der Hand des Celebranten das hl. Nachtmahl empfangen. Der hl. Bischof kniete an der Ecke einer Altarstufe. Von hier bewegte er sich in der

demüthigsten Stellung und in einer so religiösen Haltung, daß allen Anwesenden die Thränen in die Augen traten, auf den Knieen bis zur Mitte des Altares und empfing die Communion aus der Hand des neuen Priesters. „In diesem Augenblicke," so meldet Frau von Chantal, „erschien, als ob Gott ihm ein leuchtendes Diadem habe anlegen wollen, sein Haupt ganz glänzend und warf, wie ein Gestirn, nach allen Seiten Lichtstrahlen von sich. Alle Anwesenden konnten in Muße dieses Wunder betrachten, der neue Priester war wie geblendet und der hl. Prälat fühlte über das, was ihn ehrte, eine tiefe Pein."

So häufig Frau von Chantal auch mit Franz zusammentraf, vermochte sie sich ihm doch nicht völlig zu entdecken, weil sie durch ein ihrem Gewissensführer abgelegtes Gelübde sich verbindlich gemacht hatte, Niemand außer ihm, Eröffnungen über ihr Inneres zu machen. Dazu kam, daß ihr Gewissensführer Jemand beauftragt hatte, sie im Auge zu behalten, damit sie sich an keinen Andern wende. Endlich am Mittwoch der Charwoche, wo eine schreckliche Versuchung sie überfiel, welche ihr geistlichen Rath nöthig machte, den ihr Führer, der abwesend war, ihr nicht ertheilen konnte, bat sie ihren Bruder, ihr eine heimliche Zusammenkunft mit Franz zu erwirken. Nach derselben erhielt sie die Ruhe ihres Geistes und Gewissens wieder. Es war, als ob ein Engel des Himmels ihr ihren Frieden wieder gegeben hätte. Am folgenden Tage hatte sie an der Tafel ihres Bruders wieder die Freude, an seiner Seite zu sitzen und weitere Unterredung mit ihm pflegen zu können. Nachdem der Frau von Chantal der Umgang des Heiligen auf diese Weise geworden, hatte sie noch vor Franzens Abreise die Freude, daß er sie, was er bisher verweigert, beichten hörte, wobei er selbst eine Fülle von Erleuchtung über seine Aufgabe, sie künftig zu führen, empfing.

X.

Abreise von Dijon. Franzens Einfluß auf die Hemmung der Reformation in Wallis. Aussichten auf den Cardinalshut. Zusammenkunft mit der Frau von Chantal in St. Claude. Vereinigung zweier großer und heiliger Seelen. Fastenpredigten in La Roche. Visitation des Bisthums. Merkwürdige Erlebnisse und Erfahrungen dabei. Fastenpredigten in Chambery. Differenz mit dem dortigen Rathe, die zu des Letzteren Beschämung ausfällt. Besorgnisse wegen Genf.

Niemanden waren die Ehren, welche Franz in Dijon einerntete, empfindlicher, als den calvinistischen Prädicanten, welche den vielen Abfällen, die der Bischof von Genf von ihren Lehren herbeiführte, am besten durch eine öffentliche Disputation begegnen zu können vermeinten. Nach näherem Erwägen hielten sie es aber für sicherer, gegen ihn aus der Ferne zu predigen, als mit einem so gelehrten Manne sich in ein Wortgefecht einzulassen. Nur Einer unter ihnen, Cassegrain, stellte sich nach den Ostertagen zu einer Disputation, als Franz eben abreisen wollte, weil er glauben mochte, Franz werde um der Disputation willen die Abreise nicht verschieben wollen. Er hatte sich aber geirrt. Franz erklärte sich bereit, der Reise Anstand zu geben und sich sofort in eine Disputation einzulassen. Cassegrain aber meinte nun, er dürfe jenen nicht aufhalten. Die Disputation könne an einem bestimmten Tage in Genf Statt finden, wo er auch die nöthigen Bücher zur Hand haben würde. Auch dieses nahm Franz an. Allein die Genfer wollten nun das Disputiren nicht gestatten und gaben vor, es bedürfe dessen nicht.

Ehe Franz von Dijon abreiste, hatte er zahllose Beichten zu hören, Rathschläge und Unterweisungen zu ertheilen. Die Herren der Stadt boten ihm aus Dankbarkeit ein kostbares Silbergeschirr an. Er lehnte es aber mit sanftmüthiger Bescheidenheit ab und bemerkte, er sei in ihrer Mitte nicht erschienen, um das Wort Gottes zu verkaufen, er wünsche weiter nichts mit hinweg zu nehmen, als ihre Herzen. Bei seiner Abreise flossen zahllose Thränen. Als die Menge auf einem großen Platze den Segen des Abreisenden erwartete, rief eine Dame ganz laut: „Ein großer Räuber reist heute aus unserer Stadt hinweg!" Befragt: wen sie damit meine, antwortete sie: „Den Bischof von Genf, welcher Aller Herzen mit hinwegnimmt." Unter diesen Herzen war das wichtigste dasjenige der Frau von Chantal, welcher Franz auch schon von der ersten Station einen Brief schrieb.*) Ein Mann fiel dem Pferde des Bischofs in den Zügel und bat Letzteren mit weinenden Augen, sie doch nicht zu verlassen; er wolle ihn bis Annecy auf seinen Armen tragen, wenn er später reisen werde.

In Dijon war es, wo Franz mit Adrian, dem zum Bischofe von Sitten erwählten Abte von St. Maurice zusammentraf, den er bewog, das Priorat von Semur, welches der gedachten Abtei gehörte, den Vätern vom Orden des hl. Franciscus von Paula zu übergeben. Diese Maaßregel war ein Schritt von den vielen, welche Franz herbeiführte, um dem Fortgange der Reformation in Wallis entgegenzutreten. Obgleich er dieses Land vor 1614 nicht selbst betrat, so wirkte er doch durch seine hingebende und aufopfernde Thätigkeit aus der Ferne wunderbar und mächtig dazu mit, daß die Kirchenspaltung aus dem schönen Thale verdrängt wurde,

*) Derselbe lautete: „Glauben Sie mir, Madame, Gott hat mich zu Ihren Diensten verordnet. Dessen werde ich mit jeder Stunde mehr gewiß. Ich bitte die göttliche Majestät, daß sie uns öfter zusammenkommen und während unseres Zusammenseins ein solches Leben führen lassen wolle, wie wir zu führen begonnen haben. Ich befehle Sie Ihrem heiligen Schutzengel. Ein Gleiches sollen Sie für mich thun, der ich Ihnen ganz ergeben bin."

welches der Rhodan von seinem Ursprunge bis zum Leman durchfließt. Er wehrte weiterem Abfall, welcher hier Stifter und Urheber gefunden, die meist aller moralischen Haltung baar und weint entfernt vom Geiste eines wahren Jüngers Christi, einen Theil des katholischen, leider durch unwissende und nicht immer würdige Priester geleiteten Volkes mittelst eiteler und lügenhafter Hoffnungen zur Trennung von der alten Kirche verleitet hatten.

Obgleich Franzens Einfluß bei Wiedergewinnung dieses verirrten Theiles der Walliser Heerde weniger durch äußerlich hervortretende Handlungen gekennzeichnet ist, so kann man doch das Gewicht seiner Wirksamkeit aus den Worten abmessen, welche Adrian beim Antritte seines Bischofsamtes sprach: „Wir übernehmen eine drückende Last auf unsere Schultern, aber wir vertrauen auf Gottes Beistand und dann vorzüglich auf unsern lieben Mitbruder und Freund, der nicht weit von uns entfernt ist." Diesem Vertrauen entsprach Franz durch Ertheilung der weisesten Rathschläge. Denselben Einfluß übte er auf Adrians Nachfolger Hildebrand II., welcher im Jahre 1614 unter sehr trüben Aussichten jenem auf dem Sittener Bischofssitze gefolgt war und dessen Consecration am 27. December 1614 zu Sitten, wie unten erzählt werden wird, er assistirte.

Auch dem Hauptmanne Anton von Quartory, welcher als treuer Sohn der Kirche, obwohl ein Laie, mit Erfolg für deren Erhaltung im unteren Wallis wirkte, stand Franz mit Rath und That in diesem schönen Wirken kräftig bei, so daß noch heute das Rhonethal der ihm von unserm Heiligen unter den schwierigsten Zeitverhältnissen zur Erhaltung des katholischen Glaubens geleisteten schönen Dienste dankbarst gedenkt. *)

Die neuen Lorbeeren, welche Franz in Dijon geerntet, waren zu König Heinrichs IV. Kenntniß gelangt. Dieser

*) Leben und Wirken des hl. Franz von Sales, vom Verfasser des hl. Bernhard von Menthon. Luzern 1858. S. 291.

König ward dadurch von Neuem zu dem Verlangen angeregt, einen so seltenen Mann in seinen Staaten zu haben. Er ließ ihm durch den schon gedachten Herrn Deshayes neue vortheilhafte Anerbietungen machen, welche Franz standhaft ausschlug, wie er auch die angebotene Verwendung des Königs, ihm den Cardinalshut zu verschaffen, mit dem Bemerken ablehnte, daß er Gott bitte, derselbe wolle von seiner Person eine solche Hoheit, deren er so unwürdig sei, weit entfernt halten. Obwohl er Sr. Heiligkeit werde gehorsamen müssen, wenn dieselbe ihm den Cardinalshut verleihen möchte, so würde doch er selbst, wenn derselbe auch nur zwei Schritte von ihm entfernt sein sollte, nach demselben nicht einen Fuß aufheben. Er wünsche dagegen, daß sein Gewand, wenn er Genf bekehren könne, mit seinem eigenen Blute scharlachroth gefärbt werde. Gott sei sein Zeuge, wie gern er solchen Purpur tragen werde.

Diese Reden wurden dem Könige nicht vorenthalten. Sie vermehrten dessen Ehrerbietung vor dem Bischofe von Genf. Bald nachher erfuhr Franz, daß der neue Papst Leo XI. (Medici), sein alter Gönner, ihn auf die Liste derer gesetzt, denen er nächstens den Purpur verleihen wolle. Er ward darüber sehr betrübt und bat Gott, nicht zuzulassen, daß er in einen Stand erhoben werde, in welchem er ihm minder gefallen und weniger demüthig sein würde. Leo XI. starb am 27. Tage nach seiner Erwählung und konnte seinen Vorsatz nicht ausführen. So sehr sein Nachfolger Paul V. (Borghese) Gönner des Bischofs war, welcher ihm zu seiner Thronbesteigung (Brief 79) in schöner Weise Glück gewünscht, so hatte er doch andere Absichten mit ihm und verschonte ihn mit dem Purpur.

Inzwischen hatte Frau von Boisy von einer bevorstehenden Erhebung ihres Sohnes zum Cardinale vernommen und ließ ihn durch einen Geistlichen über den Grund oder Ungrund dieses Gerüchtes befragen. „Ich bitte Sie," antwortete Franz dem Frager, „stellen Sie meiner Mutter die

Schuldigkeit vor Augen, welche ihr obliegt, Gott zu bitten, ja auf das Höchste zu bitten, daß er mich zu keiner höhern Würde erhebe, indem diejenige, welche ich trage, meine Schultern schon zu sehr beschwert." An Frau von Chantal schrieb er: „Von zwei Orten wird mir gemeldet, ich sollte vor den Augen der Welt höher erhoben werden. Ich antworte, wie ich es vor Gott finde: Nein! Nein! Zweifeln Sie nicht daran, meine Tochter, ich würde nicht einmal um die ganze Welt, die ich von ganzem Herzen verachte, ein Auge auf- und zuthun. Insofern es nicht die größere Ehre Gottes gebietet, werde ich verbleiben, was ich bin."

Um diese Zeit erfüllte sich auch ein Gesicht, das Frau von Chantal einst im Traume gehabt, indem es ihr während eines Morgenschlummers vorkam, als befinde sie sich auf einer Reise und mit vielen Leuten zusammen auf einem Wagen. Dieser Wagen fuhr an einer Kirche vorüber, in welcher sie eine Menge von Leuten erblickte, welche Gott mit großem Eifer und Jubel priesen. Sie wollte herabspringen, um sich mit dieser seligen Schaar zu vereinigen, und durch die große Pforte in die Kirche eingehen, welche vor ihr geöffnet stand. Allein sie ward zurückgedrängt und hörte eine Stimme, welche ihr deutlich zurief: du mußt hier vorüber und weiter gehen; nie wirst du in die heilige Ruhe der Kinder Gottes eingehen, außer durch die Pforte des hl. Claudius. Dieser Traum gab ihr die Idee, eine Wallfahrt nach St. Claude in der Franche-Comté zu unternehmen, wo der hl. Claudius, Bischof von Besançon (um 484), begraben liegt. Sie äußerte diese Absicht an einem der Tage, wo Franz von Sales während seines Aufenthaltes zu Dijon Mittagsgast ihres Vaters war und sie selbst sich an der Tafel befand, gegen eine Dame. Franz, der dieses vernahm, wendete sich um und sagte, wenn sie ihm die Zeit angeben wolle, würde er es einrichten, daß er selbst mit seiner Mutter sich gleichzeitig dort einfinde, weil diese in Folge eines Gelübdes sich gleichfalls dorthin zu begeben habe.

Später, als sie sich anschicken wollte, nach Thonon oder Gex zu reisen, um mit Franz wegen ihrer Seelenführung Abrede zu nehmen, erhielt sie eine Zuschrift von demselben, die sie nach St. Claude beschied. Sie begab sich am Tage vor ihrer Abreise in die Kirche des hl. Bernhard, um demselben den Erfolg dieser Reise zu empfehlen. Während ihrer Anwesenheit in dieser Kirche ward ihr von Neuem das bereits gehabte Gesicht von der Pforte des hl. Claudius gezeigt und zwar mit einer ganz besonderen Klarheit und ihr zum lieblichsten Troste.

Am Feste des hl. Bartholomäus (1604) trafen Franz mit seiner Mutter von der einen und Frau von Chantal von der andern Seite in St. Claude ein. Franz begab sich sogleich zu seiner geistlichen Tochter, von der er sich erzählen ließ, was in ihr vorgegangen. Sie that es mit großer Klarheit, Einfalt und Unbefangenheit. Der hl. Prälat hörte ihr aufmerksam zu, ohne ein Wort zu erwidern und entfernte sich. Am nächsten Morgen kam er ziemlich früh anscheinend erschöpft wieder. „Setzen wir uns," sprach er, „ich bin ganz ermüdet und habe nicht geschlafen. Die ganze Nacht habe ich an ihrer Sache gearbeitet. Es ist allerdings Gottes Wille, daß ich Ihre geistliche Leitung übernehme und daß Sie meinem Rathe folgen." Nachdem er einige Minuten inne gehalten, erhob er seine Augen gen Himmel und sprach: „Soll ich es Ihnen wohl sagen? Doch ja! ich muß es sagen, es ist ja Gottes Wille. Die Ihnen auferlegten vier Gelübde taugen zu nichts Anderm, als den Frieden des Gewissens zu zerstören. Wundern Sie Sich nicht, wenn ich so lange zögerte, Ihnen meine Entscheidung zu geben; ich wollte zuerst den Willen Gottes sicher erkennen und nichts sollte in dieser Sache ohne seine Hand geschehen."

Frau von Chantal hörte den hl. Prälaten an, als hätte eine Stimme aus dem Himmel zu ihr gesprochen. Franz selbst schien in einer Verzückung zu sein, so tief in sich versenkt war er. Er holte gleichsam eins seiner Worte

nach dem andern mit Anstrengung aus dem Innern hervor. Frau von Chantal legte noch am nämlichen Vormittage dem Heiligen eine allgemeine Beichte ab, worauf sie ein Blättchen von seiner Hand erhielt, auf welchem die Worte standen: „Ich übernehme im Namen Gottes Ihre geistliche Führung. Ich will mit aller Sorgfalt und Treue, die in meinem Vermögen steht, mich dafür bemühen, so weit meine Befähigung und meine Pflichten, welche immer vorangehen, es gestatten." Frau von Chantal that dagegen das Gelübde, ihm zu gehorchen und übersendete ihm dasselbe schriftlich. Franz wiederum schrieb ihr eigenhändig eine Methode vor, den Tag fromm zu verleben. Diese Vorschrift war gleichsam ein Umriß des geistlichen Directoriums, welches Franz später für die Congregation, die er stiftete und welcher er in seiner neuesten Tochter die erste Führerin gab, verfaßte. „Mein Gott," sprach Frau von Chantal, „wie froh war dieser Tag für mich! Es kam mir vor, als sei meine ganze Seele umgewandelt und träte aus ihrer innerlichen Gefangenschaft hervor, in welcher mein erster Führer dieselbe gehalten hatte." Von diesem Tage, dem Feste des hl. Ludwigs an, begann sie in die innerliche Ruhe der Kinder Gottes, in eine große innerliche Freiheit einzugehen und kam in eine ehrerbietige Vertraulichkeit mit ihrem himmlischen Bräutigam. Mit der Braut im hohen Liede konnte sie sprechen: „Ich habe den gefunden, den meine Seele liebt; ich ruhe in seinem Schatten und seine Frucht ist süß meinem Gaumen." So erfolgte dann, wie der Frau von Chantal prophetisch angedeutet worden, in St. Claude jene Freundschaft und Vereinigung zweier heiligen Herzen, welche später durch Gottes Gnade der Kirche einen so unermeßlichen Nutzen gebracht hat.

In der Fastenzeit des Jahres 1605 ging Franz nach la Roche, einer kleinen Ortschaft in seiner Diöcese, wo er seinen ersten Unterricht empfangen, um dort die Fastenpredigten zu halten. Staunenswerth war, wie der hl. Bischof, welcher

vor zwei Jahren den Parisern, vor einem Jahre den Vornehmen der burgundischen Hauptstadt die Fastenpredigten mit wunderbarem Erfolge gehalten, nun den geringsten einfältigsten Leuten mit nicht geringerem Eifer predigte, als er den auserlesensten Versammlungen gethan. Diese Predigten zu la Roche machten ihm selbst aber ein weit größeres Vergnügen. Er pflegte zu sagen, wenn er nur Bauern und Handwerker vor sich sähe, stellte er sich Christum vor, der auch nur selten mit vornehmen Personen geredet habe und nur ein Mal bei Hofe erschienen sei. Nach solchem Vorgange wunderte sich Franz, wie in der Kirche Gottes Jemand gefunden werden könne, der durch Ränke und Schliche einer Kanzel nachstrebe, auf welcher er vor hohen Personen sich hören lassen könne, denn wenn man das Ziel und Ende des Menschen in's Auge fasse, habe die Seele des einfachsten Bauern dem Erlöser eben so viel gekostet, als die Seele eines Monarchen. Mit den Predigten in la Roche noch nicht zufrieden, hielt er alle Donnerstage Nachmittags eine Unterredung über Punkte, welche das Gewissen und den Wandel betrafen, wozu die Priesterschaft der Umgegend sich einfand. Dabei gab er auch Unterricht über die verschiedenen Arten von Ceremonien, in denen die Anwesenden in seiner Gegenwart auch Proben ablegen mußten. Dagegen besuchte er alle Dienstage und Freitage Kranke und Arme, tröstete die Wittwen, schlichtete Streitigkeiten, hielt die Leute an, Demuth zu üben und irdische Dinge zu verachten. Alle diese Verrichtungen und Thätigkeiten verhinderten ihn nicht, seine täglichen geistlichen Uebungen abzuhalten, seinen Rosenkranz zu beten und jeden Armen, der ihn besuchte, zu empfangen.

Nach seiner Rückkehr schrieb er an Frau von Chantal: „Ich komme von einem Orte meines Vergnügens, wo ich ein williges, lehrsames, demüthiges und andächtiges Volk gefunden habe." In la Roche befand sich ein Taubstummer, Namens Martin. Als dem frommen Bischofe hinterbracht

wurde, daß derselbe von den Geheimnissen des Glaubens nichts wisse, nahm er ihn in sein Haus. Als man Franz bemerkte, daß dieser Mensch ihm sehr lästig werden würde, und ihn fragte, weßhalb er eine so unnöthige Last auf sich lade, antwortete der heilige Kirchenfürst: „Er wird mir dazu dienen, die Nächstenliebe zu üben; in eine je betrübtere Lage Gott ihn versetzt, um desto größeres Mitleid muß ich mit ihm haben. Würden wir, wenn wir uns an seiner Stelle befänden, es gern sehen, wenn man sich so wenig um uns bekümmern würde?" Franz brachte es durch die allersinnlichste Mühe und unverdrossenen Unterricht dahin, daß der Arme nicht allein die Geheimnisse des Glaubens faßte, sondern beichten und communiciren lernte. Es war rührend, zu sehen, wenn dieser Mensch in dieser Absicht zu Franz kam, alle Anwesenden hinauswies und dann selber die Thür und Fenster schloß, damit Niemand es sähe, und zu des Bischofs Füßen knieete, bitterlich weinte, an seine Brust klopfte, durch Deuten auch seine heimlichen Sünden beichtete und Franz dann seine Zähren mit denen des Beichtenden mischte. Nachher trat Martin mit solcher Andacht und sichtbaren innern Sammlung zum Tische des Herrn, daß alle Anwesenden sich daran erbauten und unzweifelhaft erkannten, wie der Communicirende sich deutlich bewußt war, was in der hl. Hostie enthalten ist.

Ein Freund, der die unsägliche Mühe wahrnahm, welche Franz sich mit diesem Menschen gab, machte die Bemerkung, er glaube, der Bischof werde von Gott für diesen Taubstummen eben so leicht Sprache und Gehör erhalten, als das Verständniß dessen, was er demselben sagen müsse. Lächelnd antwortete Franz, da er den Vortheil habe, an diesem guten Menschen ein Werk der Liebe zu verrichten, so sei ihm niemals in den Sinn gekommen, von Gott das Wirken eines solchen Wunders zu verlangen. Martin liebte den Bischof so sehr, daß, nachdem er denselben todt gesehen, er wenige Tage darauf vor Betrübniß selber starb. Das

Verhältniß des Heiligen zu diesem Taubstummen ist so rührend, daß noch einige Züge davon wohl hier nicht ungern gelesen werden.

Pater la Rivière erzählt: „Eines Abends ließ der hl. Bischof seinen Martin auf sein Zimmer kommen, wo wir in einer ansehnlichen Gesellschaft vereinigt waren. Er hieß ihn, eine Predigt vorzutragen. Der Taubstumme setzte sich sogleich in einen Lehnstuhl, machte das Zeichen des Kreuzes und begann seine Rede zu halten, indem er gewaltsam unartikulirte Töne hervorstieß. Es war possirlich, ihn den Diebstahl, Mord, die Völlerei, den Stolz, die Eitelkeit der Frauen, wie andere Gebrechen nachmachen zu sehen. Um zum Ernste darüber anzuregen, erhob er den Blick gen Himmel und breitete seine Arme aus. Um zu zeigen, daß diese Fehler zur Hölle führen, wendete er sich gegen das Feuer und that, als ob er die Liebhaber der Welt hineinstecken wollte. Alle Abende vor dem Einschlafen erforschte der arme Mensch sein Gewissen. Er ehrte, indem er sie grüßte, die Bilder unseres Herrn, der heiligen Jungfrau und der Heiligen, und nahm mit großer Andacht das Weihwasser. Alle Tage wohnte er andächtig der Messe bei und hatte vor dem allerheiligsten Altarsakramente eine tiefe Ehrfurcht." Bei Tische machte es dem Bischof Freude, seinem Martin mit der Gabel gute Bissen hinzureichen. Den Hausleuten gebot er, sich Martins mit aller Sorgfalt anzunehmen, und wenn er bemerkte, daß sie ihm etwas zu Leide gethan, fragte er sogleich: „Was hat man dem armen Menschen gethan? Schnell, besänftigt ihn wieder!" Oft streichelte und liebkoste er ihn in Person, wie eben eine Mutter ihr betrübtes Kind zu trösten sucht. Wenn Martin dagegen seinen Herrn in seine Wohnung von einem Ausgange zurückkommen sah, lief er ihm entgegen und bezeigte ihm auf tausenderlei Weise seine Freude.

In den Pfingstfeiertagen traf Franz mit der Frau von Chantal zusammen. Die beiden künftigen Heiligen pflegten

zehn Tage lang innigsten Seelenverkehr mit einander. Bei der Abreise übergab Frau von Boisy der Frau von Chantal ihre jüngere Tochter unter dem Bedinge, daß die Chantal ihr dagegen eine von ihren Töchtern schicken sollte.

Im August 1605 erbot sich Franz auf die aus Genf erhaltene Nachricht, die Prädicanten, welche wegen Ablehnung der vorjährigen Herausforderung aller Welt Spott auf sich geladen, seien nunmehr Willens, sich in eine Disputation mit ihm einzulassen, abermals zu einer solchen. Er schrieb unterm 6. August: „Es verbreitet sich das Gerücht, es solle in Genf zwischen mir, dem mehrere katholische Prediger beistehen würden, und den Geistlichen der Stadt Religionsgespräche abgehalten werden. Ich erkläre in Folge dessen hierdurch mit Brief und Unterschrift, wie ich jederzeit so vielen Geistlichen, als da kommen wollen, gegenüber treten werde, da ich zu Gottes Güte hoffe, daß sein Name zum Heile und Glücke vieler Seelen, wie ich ihn darum anflehe, verherrlicht werden möge." Allein jene Herren wichen, wie ihre Taktik nun einmal war, diesen Disputationen aus, welche sie bei Einführung der Reformation armen unwissenden wissenschaftlich verkommenen Geistlichen gegenüber als ein zweckmäßiges Mittel der Ausbreitung der calvinischen Glaubensverbesserung vielfach angewendet hatten, aber sofort fahren ließen, als ihnen der rechte Mann Bescheid thun konnte und wollte. Da es zu einer Disputation nicht kam, unternahm Franz die vom Tridentinum vorgeschriebene Visitation in seinem ganzen Bisthume, die er, durch Kriegsunruhen, Nothstände und andere Gründe verhindert, bisher nicht hatte ausführen können.

Franzens Heerde gehörte nicht zu denen, welche ihren Hirten überflüssige Milch geben und sie mit ihrer Wolle bereichern können. Aber eben deßhalb waren ihm seine vielfach in den schrecklichsten Bergwildnissen zerstreuten Schafe recht an das liebende Herz gewachsen und er stieg ihnen unverdrossen in die entlegensten Winkel nach, um an ihnen seine

Hirtenfürsorge zu üben. Er versah sich zuvor mit allen einer solchen Visitation zu Grunde zu legenden statistischen Notizen, ehe er die Rundreise in seinem Bisthum antrat. Dasselbe bestand aus nicht weniger als 450 Pfarreien und erstreckte sich zum Theil über Gebirge, auf denen der Winter seinen immerwährenden Sitz hatte, indem dort Schnee und Eis niemals zum Schmelzen gelangen, während in den von der Sonne erhitzten Thälern eine erstickende Luft herrschte. Diese jähen Temperaturwechsel, welche der Heilige in einem Tage oft mehrmals zu bestehen hatte, und die Gefährlichkeit der wenig gebahnten und über die gefährlichsten Stellen führenden Wege, welche meist nur zu Fuße zurückgelegt werden konnten, hatten für den Reisenden die schlimmsten, lebensgefährlichsten Uebelstände zur Folge.

„Ich begebe mich," schrieb Franz an die Frau von Chantal, „auf den Weg, die gebenedeite Visitation meines Bisthums vorzunehmen. Und siehe! aller Orten um mich herum ist Kreuz von jeglicher Gattung. Mein Fleisch erzittert darob; allein mein Herz betet dasselbe an. Ja, so ist es. Ich bete euch an, kleine und große, geistliche und zeitliche, innerliche und äußerliche Kreuze. Ich grüße euch, ich küsse euch und schätze mich unwürdig, unter euren Schatten zu stehen." Er sprach sich Muth ein mit dem Vorbilde Christi und seiner erhabenen Regel: es seien nicht nothwendig, daß er lebe, höchst nothwendig aber, daß er seinem Amte nachkomme. Um den Leuten keine Kosten und Beschwerniß zu machen, führte er nur kärgliche Bedienung und Reisegeräthe mit sich. „Aeußerliche Dinge," sagte er, „dienen zu nichts, aber der Geist Gottes, welcher Stärke verleihet, ist nöthig." Nicht einmal ein Feldbett wollte er mitnehmen. Die beste Lagerstätte überließ er stets seinen Begleitern und ruhete, wenn er den ganzen Tag gewandert war, auf Blättern oder einem armseligen Strohsacke. Er bemerkte kein Ungemach, wenn es nicht seine Begleiter traf. Wenn ihn Jemand bedauerte, sagte er, er habe noch nie eine so

unbequeme Herberge angetroffen, als der Stall zu Bethlehem für den neugebornen Heiland gewesen sei, noch ein Bett, härter als das Kreuz, auf welchem dieser Heiland den Geist aufgegeben. Die armen Bauern seien das ganze Jahr hindurch nicht besser versehen, als er während dieser kurzen Zeit. Er werde ihnen durch Theilung ihres Ungemaches und ihrer Armuth zum geduldigen Ertragen derselben viel helfen, weil ein Beispiel weit kräftiger, als alles Vorsprechen wirke. „Sie sind Menschen, wie wir," sagte er, „haben die gleiche Gnade, wie wir, sind zum Himmel berufen und können Gott einen Vater nennen, wie wir. Sie sind unsere Brüder und vielleicht besser, Gott angenehmer, heiliger und werden höher im Himmel kommen, als wir. Sollten wir denn einen so großen Unterschied zwischen ihnen und uns machen und glauben können, wir machten uns verächtlich und verdienten Mitleiden, wenn wir einige Tage dasjenige ertragen, was sie ihr ganzes Leben hindurch leiden?"

Nach Ostern 1605 nahm Franz den Theil seiner Diöcese zu visitiren vor, wohin ihn zuerst sein Herz trieb, Chablais und dessen Umgebungen, die er einst so lange mit seinem Schweiße genetzt. Hier regelte er überall die zeitlichen Interessen der Kirchen und Geistlichkeit. Nachdem er kurze Zeit in Annecy sich erholt, brach er am 15. October zur Fortsetzung der Visitation auf. Zuerst untersuchte der hl. Hirte jetzt den Theil seines Bisthums, welcher der französischen Krone unterthan war. In einer jeden Pfarrei sah er in Person nach, wie es damit stand. Er ließ keine Capelle unbesucht. Jeder Pfarre widmete er wo möglich einen Tag. Neben der Spendung der Sacramente und Nachholung der rückständigen Weihen u. s. w. hielt er Predigten, Christenlehren, nahm Kenntniß von den Mängeln und Unordnungen in den Haushaltungen, bemühte sich, Uneinigkeiten beizulegen und namentlich gestörte gute Verhältnisse zwischen Ehegatten, Eltern und Kindern wieder herzustellen. Arme, Kranke und Sünder erfreuten sich seiner besondern Hirtensorgfalt. Eine

ganz vorzügliche Aufmerksamkeit verwendete er auf die Verbesserung der Sitten der Pfarrherrn. Bevor er in einen Ort kam, durchlas er die für denselben zu Haus gemachten Aufzeichnungen, namentlich in Bezug auf die Geistlichen. Die unsträflich Wandelnden ermahnte er, so fortzufahren, Schwache und Verzagte stärkte er. Diejenigen, welche Aergerniß gegeben, bedrohte er ernstlich und notirte sich, was ihm aufgefallen war. Diese Notizen gaben ihm nachher den Antrieb zu trefflichen Anordnungen, zu deren Erlaß er augenblicklich keine Zeit hatte. Anstößig Wandelnde strafte er liebreich. Ueberall, wo dazu ein Bedürfniß obwaltete, befahl er die Verzeichnung des beweglichen und unbeweglichen Besitzstandes der Kirchen. Auch wegen Erhaltung und Verbesserung der geistlichen Gebäude ordnete er überall das Erforderliche an. Mit einem Worte, er unterließ nichts, was irgend ersprießlich sein konnte. An einem Tage spendete er alle Sacramente mit Ausnahme der letzten Oelung.

„Die Verrichtungen meines Bischofsamtes," schrieb er an die Frau von Chantal, „sind keine kleinen Bächlein, sondern reißende Ströme. Ich kann in Wahrheit sagen, daß ich seit dem Beginn des Durchwanderns meines Bisthums über die Maaßen viel zu arbeiten gehabt; aber Alles ist ja zu Gottes Ehre, dessen große Güte alle Tage mir zu Liebe ein kleines Wunder wirkt; denn, wenn ich mich Abends zu Haus begebe, kann ich mich vor Schwachheit nicht rühren und athme nur mit Beschwerlichkeit. Gleichwohl stehe ich am folgenden Morgen besser auf, als immer zuvor. Wie tröstet es mich, daß ich in diesem rauhen Gebirge so gute Leute angetroffen habe! O, wie liebreich haben sie ihren Bischof empfangen! In welchen Ehren halten sie denselben. Vorgestern bin ich bei Nacht in diesem Dorfe angelangt. Aber die Einwohner hatten so viele Lichter angezündet, daß es heller Tag zu sein schien. Ach! Sie verdienten ja einen bessern Bischof, als ich bin." Ganz anders, als der demüthige Franz war das Volk gesinnt, das sich eines so heiligen Hirten unwürdig

schätzte. Seine Tugend und hohe Heiligkeit ward sofort erkannt, wo sie sich nur zeigten. Seine Reise war an Früchten deßhalb reich. „Ich komme," schrieb er an die Frau von Chantal, „von den Gränzen meines Bisthums auf der Schweizer Seite (Chablais) zurück, wo ich die Errichtung von 33 Pfarreien zu Ende gebracht habe. In diesen waren vor 11 Jahren nur Prädicanten. Ich allein habe in diesen Orten drei Jahre lang den katholischen Glauben gepredigt. Gott hat mich auf dieser Reise vollkommen getröstet, denn, wo ich vormals nicht 100 Katholische angetroffen, da fand ich jetzt nicht 100 Calvinisten. Ich habe in dieser Zeit viel ausgestanden und bin in sehr verworrene Händel verstrickt worden, denn, weil es sich um Zeitliches handelte, und weil für die Kirche Vorsorge getroffen werden mußte, hat man sich mir gewaltig entgegengesetzt. Allein Alles ist durch Gott nicht ohne geistlichen Nutzen zu einem glücklichen Ende gebracht worden. Ich sage Ihnen dieses, weil mein Herz dem Ihrigen nichts verbergen kann. Ich glaube nicht, daß wir zwei Herzen haben, sondern daß mein Herz mit dem Ihrigen eins sei."

Franz unterbrach, um die Fastenpredigten in Chambery zu halten, seine Visitation. Am 18. Juni trat er die Reise zur Fortsetzung derselben wieder an und visitirte bis zum 24. October 1606, wo er zur Feier des Allerheiligen-Festes nach Annecy zurückkehrte. Auf dieser Reise besuchte er das von Gletschern starrende Land Faucigny, wobei er oft auf allen Vieren kriechend sich über jähe Steinklippen hinauf- und hinabschleppen mußte. Hitze und Kälte setzten ihm abwechselnd mit ihrem ermattenden Einflusse zu. Beim Besuche einer einzelnen kleinen Pfarrei hatte er einen so beschwerlichen Weg zurückzulegen, daß sich ihm die Haut von den Füßen ablöste und er noch nach zehn Tagen kaum aufrecht zu stehen vermochte. Ein anderes Mal kam er zu einer auf dem Gipfel eines hohen Berges belegenen Pfarre halb erfroren und halb todt vor Mattigkeit mit verwundeten Füßen und

Händen an, weil er auf Händen und Füßen kriechend einen Theil des Weges hatte zurücklegen müssen. Beim Anblicke der furchtbaren tiefen Eisschründe, an denen er vorüber mußte, ward ihm erzählt, daß wenige Tage zuvor ein Hirt aus der Gegend von Chamouny, der einer verlornen Kuh nachspürte, in eine solche Spalte gefallen. Nur dadurch, daß man seinen Hut am Rande derselben gefunden, sei man auf die Art seines Verschwindens geführt. Der Finder des Hutes, ein Mitknecht des Verunglückten, ließ sich, von Andern gehalten, mittelst langer Seile in den Abgrund hinab, um Jenen entweder noch zu retten, oder seinen Leichnam herauf zu holen, damit derselbe in geweihter Erde ruhen möge. Er brachte nur den völlig zu Eis erstarrten todten Körper herauf. Bei dieser Erzählung seufzte Franz tief, vergoß Thränen innigsten Mitleides und sprach zu seinen erstarrten Reisegefährten: „Etliche könnten sich einbilden, wir thäten zu viel, aber sehet, wir thun weniger, als diese arme Volk, aus welchem Einer wegen eines verlorenen unvernünftigen Stückes Vieh das Leben eingebüßt, der Andere solches zu verlieren, sich in Gefahr gesetzt, damit er seinem Gesellen entweder helfen, oder denselben in ein geweihetes Grab bringen könnte. Diese Beispiele reden für sich selbst. Solche Liebe macht uns zu Schanden, denn wir thun für das Heil der unserer Sorge anvertrauten Seelen weniger, als diese armen Leute für das Vieh, dessen Hütung ihnen übertragen worden." Franz schrieb diese Begebenheit der Frau von Chantal, mit dem Bemerken, das Eis von Faucigny müsse ihn entweder aus Furcht auch zu Eis machen, oder vor Liebe verbrennen. Er meldete ihr zugleich, wie er auch in diesen rauhen Bergen viele einfältige Seelen gefunden, welche in aller Wahrheit und Aufrichtigkeit Gott anbeteten und liebten. „Auch die schlichten Wittwen und Bauersfrauen," sagte er, „bringen eine geistliche Frucht. Und doch können diese nur mit niedern Thälern verglichen werden, wogegen viele hohe Kirchenhäupter, welche sich wie die Berge in der Kirche Gottes

erheben, ganz vor Frost erstarrt sind.“ „Ach,“ rief er, „wird sich denn nicht eine Sonne finden, stark genug, das Eis zu schmelzen, das mich erstarrt hält?“ Franz mußte nach der Zurückkunft aus dieser Pfarre in einem Marktflecken mehrere Tage Rast halten, um seine Wunden heilen zu lassen.

Seine apostolischen Arbeiten waren von Wunderwirkungen gesegnet. Eine große Anzahl Besessener suchte seine Hilfe. Sie kamen zu ihm, heulten, knirschten mit den Zähnen, zeigten tausenderlei entsetzliche Convulsionen und forderten ihre Befreiung mit einem Geschrei, das die Seele zerriß. Franz, der nichts ohne hinreichende Beweise zugab, hielt mit seinem Urtheile über diese furchtbare Erscheinung eine Zeit lang an sich und prüfte jeden der Besessenen einzeln, wobei er sie in geschicktester Weise ausfragte. Nachdem er bei Allen die Kennzeichen wahrer Besessenheit erkannt, wendete er den Exorcismus bei ihnen an. Die bösen Geister gehorchten dem Diener Gottes und verließen die von ihnen gepeinigten Leiber. In nur 3 Pfarreien befreite Franz 80 Besessene. Der Aberglauben, den er an manchen Orten vorfand, hatte es dem Bösen möglich gemacht, hier bei so vielen Unglücklichen den Meister zu spielen. Franz ließ dort verschiedene Kreuze aufrichten, um dem Bösen die Schrecken seiner Herrschaft sichtbar zu zeigen. Eben so bannte er durch seinen Segen aus dem Pfarrhause zu Thon einen gar lästigen Poltergeist, vor welchem kein Ding sicher war. Derselbe nahm sogar einem der Capuziner einige Schriften hinweg, die er erst nach der Predigt wieder zurückstellte.

Der Heilige bekehrte durch seine Predigten sehr viele Personen, deren Seelen durch die Zauberei und den Aberglauben, denen sie sich ergeben, in der Gefahr des ewigen Verderbens sich befanden. Auch schwere Sünder brachte er auf den Pfad der Tugend zurück. Unermüdlich war er gerade hierin. Er glaubte, seine Zeit nicht besser anwenden zu können. Als er die Kirche zu Sallanche visitirte, kam ein im Lande wegen seines regellosen Lebens übel bekannter

junger Mann zu Franz und bat ihn unter reuigen Thränen, die Beichte von seinem ganzen Leben zu hören. Franz gewährte die Bitte gar gern. Da aber die Beichte über das gewöhnliche Maaß hinaus andauerte, ließen die noch wartenden Beichtwilligen den Bischof bitten, die lange Beichte zu schließen, damit auch sie an die Reihe kämen. Franz antwortete gar nicht, sondern fuhr fort, des Edelmanns Beichte zu hören. Die Bitte ward dreimal wiederholt, allein immer ohne Erfolg. Endlich antwortete Franz, indem er seine Thränen trocknete: „Es ist besser, daß 99 treue Schafe ein wenig ausstehen, um auf ihren Hirten zu warten, als daß er es unterlassen sollte, dasjenige, das zu suchen er in die Wüste ging, auf seinen Schultern zurückzutragen." Ruhig beendete Franz die angefangene Beichte.

In Amancy hatte Franz die Freude, die Erzählung vom gottseligen Leben und Ende einer kürzlich dort verstorbenen Tuchhändlersfrau, der Pernetta Boutry, zu vernehmen. Diese wirklich erbauliche und rührende Erzählung machte auf Franz solchen Eindruck, daß er rief: „Ich preise Dich, Vater, Du Herr des Himmels und der Erde, daß Du diese Dinge für die Weisen und Verständigen verborgen und sie den Kleinen offenbart hast." Der Frau von Chantal schickte er die schriftliche Erzählung dieses frommen Lebens und meldete dabei, daß die Boutry ihm wohl gewogen gewesen und ihn Gott oft empfohlen habe. Um die Erzählung von der Visitation nicht zu unterbrechen, ist der Fastenpredigten, welche Franz zwischendurch in Chambery hielt, oben nur beiläufig gedacht. Es übrigt, seines Aufenthaltes in dieser Stadt näher zu gedenken. Obwohl die Stadt außerhalb seines Bisthums im Sprengel von Grenoble lag, mochte sich der Heilige der vom höchsten Rathe und dem Magistrate ergangenen Einladung, jene Predigten zu halten, nicht entziehen, da er sogar derjenigen einer ausländischen Stadt (Dijon) gefolgt war. Seine Predigten in der Kirche des hl. Dominicus hatten den gleichen glücklichen Erfolg wie anderwärts. Er führte Viele

zu einem besseren vollkommneren Leben und Andersglaubende in den Schooß der Kirche zurück. Eines Tages, als er bei düsterm Tageslichte wie in Verzückung seine Predigt endigte, sahen die Zuhörer, wie der verklärende Glanz, der auf Franzens Antlitz ruhete, den Strahlen seinen Ursprung verdankte, welche von einem Crucifixe ausgingen, das auf der Kanzel war. Bei diesem Wunder frohlockten die Zuhörer laut, der Heilige aber, welcher die Gaben und Gnaden Gottes zu verbergen suchte, war ganz beschämt. Er beschwor am andern Tage seine Zuhörer, nie von dem zu reden, was sie Tages zuvor gesehen hatten. Unter den Bekehrungen Andersgläubiger, die er bewirkte, ist besonders die von zwei durchreisenden Niederländern erwähnungswerth, welche eine über Anrufung der Heiligen angehörte Predigt so bewegt hatte, daß sie nachher zu Franz gingen und, näher durch ihn unterwiesen, in seine Hände ihren Irrthum abschworen. Er predigte nicht allein in der Kirche des hl. Dominicus, sondern hielt auch an den ihm freibleibenden Tagen in den vier andern Kirchen der Stadt Predigten. Es war, als vervielfältigte er sich selbst.

Das schöne Einvernehmen, worin die Behörden der Stadt mit Franz wirkten, ward durch eine muthwillige Provocation der erstern auf eine unehrerbietige Weise gestört. Dieselbe diente aber wiederum nur dazu, Franzens Heiligkeit in ein helleres Licht treten zu lassen. Es war dem Rathe ein Kriminalfall angezeigt. Da der vorgelegte Beweis der Uebelthat nicht genügte, so ging der Rath Franzen an, in Annecy, wo man Indicien zur näheren Aufklärung der Sache angetroffen zu haben vermeinte, öffentlich Allen, welche von dem Verbrechen Nachricht hätten, zu gebieten, dasjenige, was sie wüßten, unter Strafe des geistlichen Bannes anzuzeigen. Franz, welcher von dem Handel nähere Kenntniß genommen, urtheilte, die Missethat könne auch wohl auf eine andere Weise dargethan werden, sei auch von so wichtigem Belange nicht, um die Anwendung geistlicher Waffen zu rechtfertigen.

Er lehnte deßhalb ein Ansinnen, dem er ohne Verletzung seines Gewissens nicht entsprechen konnte, um so mehr ab, als er bemerkte, daß der Rath mehr aus einem maßlosen Eifer, als aus Liebe zur Gerechtigkeit auf den geistlichen Bann drang. Der Rath spielte den Beleidigten und vergaß sich so weit, seinen heiligen Gast schriftlich zu bedrohen, er werde bei fernerm Weigern die bischöflichen Güter einziehen, um ihn zu zwingen, dem Begehren zu entsprechen. Zum großen Aergernisse des Volkes, dessen richtiges Gefühl in diesem Verfahren einen schlechten Dank für das gebrachte Opfer der Fastenpredigten erkannte, wurden, da Franz seinem Gewissen treu blieb, die bischöflichen Güter mit Beschlag belegt. Der Heilige erhielt diese Nachricht, als er eben die Kanzel besteigen wollte. Ohne zu erschrecken, sprach er ganz ruhig: „Gott sei gebenedeiet! Dieser Beschluß schadet mir nicht so viel, als der erste Anschein besorgen läßt. Er giebt mir die Weisung, mich hinfort nur an das Geistliche zu halten, weil man mir nimmt, was ich Irdisches besitze. Derjenige kennt mich aber schlecht, der da meint, durch so gewaltthätige Mittel von mir zu erhalten, was ich mit gutem Gewissen nicht thun kann." Diese Worte und die Erhabenheit, womit sie ausgesprochen wurden, reichten hin, einige Irrgläubige, welche sie hörten, zu bekehren. Sie sprachen: „Es ist nicht anders möglich, als daß ein vom Irdischen so abgelöster Mann ein Mann des Himmels sei. Der hat sicher den Geist Gottes, den menschliche Dinge so wenig rühren; wir müssen der Religion folgen, die er lehrt." Jene Worte setzten aber auch den Rath in Verlegenheit, welcher sich eingebildet hatte, Franz werde dem Zwange weichen. Einen Theil der Rathsherrn begann eine Scham über ein solches Verfahren gegen einen Bischof, den das Volk als einen Heiligen verehrte, zu beschleichen. Die Minderzahl hatte der Gewaltthat vorzubeugen gesucht und entschuldigte sich, da sie nicht durchdrang, bei Franz.

Einer der Rathsherrn, Herr von Montfalcon, hatte sich sogar so weit vergessen, daß er ehrenrührige Reden gegen

den anwesenden Bischof ausgestoßen. Franz erinnerte diesen unbescheidenen Gesellen an die Ehrerbietung, welche er der Würde eines Bischofs schulde. Da nun auch ein Schreiben zum Vorschein gekommen war, welches jene Ehrerbietung verletzte, so verlangte der Heilige mit so beherztem Nachdrucke die Rücknahme dieser Beleidigung, daß der Rath sich in einem höflichen Schreiben entschuldigte. Franz rächte sich an jenem Unbescheidenen dadurch, daß er einem Vetter desselben eine Domherrnstelle verlieh. Man hatte ihm gerathen, sich beim Landesherrn zu beschweren. „Niemals," antwortete er, „habe ich in meinen Angelegenheiten des Fürsten Hilfe angerufen und will es jetzt nicht anfangen." Der Rath wünschte einen Vergleich mit Franz zu treffen und erklärte sich bereit, die eingezogenen Güter frei zu lassen, wenn Franz darum nachsuchte. Die pflichtmäßige Behauptung des Ansehens seiner Würde gestattete dem Bischofe nicht, sich zu einem solchen Gesuche herbeizulassen. Er antwortete: der Rath werde, wenn er sich der Gerechtigkeit befleißige, die Unbill, ohne daß er sich hineinmische, wieder gut zu machen wissen, wie sie ihm, ohne daß er sie verdient, zugefügt worden. Der Rath mußte sich nun entschließen, den Arrest zu seiner großen Beschämung wieder aufzuheben. Als Franz dies vernahm, sprach er: „O, wenn Sie mir mein Zeitliches genommen, würden Sie mir die größte Wohlthat erwiesen haben, die sie mir erweisen konnten, denn sie würden mir Alles geistlich zurückerstattet haben. Glauben sie denn, daß meine Diöcesanen mich würden haben verhungern lassen? Ich würde weit mehr in Verlegenheit gerathen sein, abzulehnen, als anzunehmen. Es ist mit den Gütern der Kirche wie mit dem Barte. Je mehr man denselben rasirt, desto stärker wird er. Diejenigen, welche nichts haben, besitzen Alles."

Franz predigte, je übler ihm mitgespielt ward, um so eifriger in Chambery und vergalt das Unrecht mit Wohlthaten. Er erntete Lob, der Rath aber Schande und Spott.

Wer war also nun Sieger? Am Passions-Samstage nahm Franz mit Genehmigung des Bischofs von Grenoble, in dessen Sprengel Chambery lag, die Weihe von 100 jungen Geistlichen vor. Von den Meisten unter ihnen hörte er ihre Generalbeichte. Sein Freund, der Präsident Favre, empfand Mitleid über die Anstrengung, welche dem Bischofe dieser mühevolle Dienst verursachte. Er bat ihn, die jungen Leviten andern Beichtvätern zuzuweisen. „Theurer Bruder," entgegnete Franz lächelnd, „ich glaube, daß es gerade mir obliegt, diese armen Schafe zu waschen, da ich dieselben scheeren muß."

Einen Beweis von seiner Gewalt über die menschlichen Herzen gab Franz nach seiner Rückkehr von Chambery. Ein Ausländer war, der Falschmünzerei überführt, zum Tode verurtheilt. Aus Verzweiflung wollte er weder den Richtern verzeihen, noch sich zum Tode vorbereiten. Verschiedene gar angesehene Personen hatten sich umsonst bemüht, dem Armen zu einer heilsamen Erkenntniß zu verhelfen. Als Franz die Sache erfuhr, begab er sich zu dem Verurtheilten in den Kerker. Derselbe vermochte der lieblichen Weise des Bischofs nicht zu widerstehen, bekehrte sich, beichtete und bereitete sich zu einem glücklichen Ende. Franz begleitete denselben zur Stadt hinaus eine Strecke weit, weil die Hinrichtung am Orte des Verbrechens erfolgen sollte, und verließ ihn nicht, ohne ihn umarmt und ihm die Wangen mit seinen Thränen benetzt zu haben. Dazu gab er ihm einen geweihten und mit dem Erlasse der Sünden für den Reuigen versehenen Ablaßpfennig und wies die Pfarrer aller Orte, durch welche der Delinquent geführt werden würde, an, demselben beizustehen. Als man sich wunderte, wie Franz einen unbekannten Verbrecher wie einen Freund behandeln könne, erwiederte der hl. Bischof: „Dies geschah, weil wir alle Brüder sind, indem Alle Gott ihren Vater nennen können."

Von der Visitations-Reise sind noch einige Züge nachzuholen. Als einer der Pfarrer, in deren Sprengel Franz

visitirte, letzteren gebeten hatte, einem jungen Manne die Tonsur zu ertheilen, suchte er sich über den Beruf des Aspiranten zum geistlichen Stande zu vergewissern. Schweigend schaute er demselben in das Antlitz, um dort die Züge der Güte oder fehlerhafter Neigungen zu entdecken. Alsdann stellte er ihm Fragen und beschwor ihn im Namen Gottes, ihm zu sagen, ob er wirklich einen inneren Antrieb zum geistlichen Stande habe. Nach einigem Zaudern bekannte der junge Mann offenherzig, daß er weder Lust dazu habe, noch Geschmack daran finde, daß aber seine Eltern die Wahl dieses Standes verlangten, damit er eine reiche Pfründe erlange. Um ihnen zu Willen zu sein, habe er sich zum geistlichen Stande gemeldet. Franz sagte nun: „Bleiben Sie in der Welt und leben Sie christlich," und sendete ihn, nachdem er ihm mehrere gute Rathschläge ertheilt, heim. Die Eltern waren trostlos und drangen in den Bischof, seine Entscheidung zurückzunehmen. Einflußreiche Verwendungen suchten dasselbe Ziel zu erreichen. Franz entgegnete: „Wie können Sie mich bewegen wollen, einen so großen Fehler zu begehen? Ich will lieber, daß Sie wider mich murren, als daß Jesus Christus mir Vorwürfe macht, ich hätte erzwungene Opfer zum Altare geführt, während seine Gnade doch nur freiwillige Opfer verlangt. Lassen Sie mich. Nichts wird mich bestimmen, dem Apostel ungehorsam zu sein, welcher verbietet, unvorsichtig die Hände zur Weihe aufzulegen."

In Saint Gras de Musignan war Franz genöthigt, einige Tage zu verweilen, um sich von den Beschwerden seiner Geschäfte auszuruhen. Ueber seinem Logirzimmer befand sich die Gaststube. Er hörte, wie sich in derselben ein junger Mann über die Wohlbeleibtheit des Bischofs lustig machte. Derselbe sagte: Der Bischof müsse sich in Saint Gras eigentlich wohl befinden, aber nicht krank sein. Franz ließ diesen Schöngeist bitten, ihm einen Besuch zu machen. Nach den ersten Höflichkeitsreden brachte er das Gespräch auf die Krankheiten und bat den jungen Mann, ihm an den Puls zu

fühlen, und fragte ihn mit der Miene des Vertrauens und des ehrbaren Ernstes um seinen Rath. Dieser Weise vermochte jener nicht zu widerstehen. „Monseigneur," sprach er, „ich sehe wohl, daß Sie die Gabe haben, im Grunde der Herzen zu lesen. Ich bin der Sohn eines Genfer Arztes. Unsere Geistlichen hatten mich ausgesendet, Ihre Schritte auszuspioniren und zu erkundschaften, was Sie in diesen Orten vornähmen." Franz antwortete: „Ich komme dahin, um meine Schafe zu suchen, mein Sohn; Sie sind eins derselben." Bei diesen Worten umarmte er ihn zärtlichst. Der zu Thränen gerührte junge Mann fiel vor seinem Bischof auf die Kniee und bat ihn, ihn von allen Zweifeln zu befreien und zu unterweisen. Der Unterricht brauchte bei einer so gut gearteten Seele nicht lange zu währen. Nach zehn Tagen schwor er öffentlich in der Kirche Unserer lieben Frau von Brenod seine Irrthümer ab.

Als Franz nach Annecy zurückkam, fand er das ganze Land in Bestürzung, weil das Gerücht ging, die Genfer beabsichtigten einen Einfall und wollten namentlich Annecy hinwegnehmen. Franz kam nicht aus seiner Ruhe und sprach mit den Worten des Propheten: „Ihr zittert vor Furcht, wo keine Ursache zum Fürchten ist. Gott wird nicht zugeben, daß die Heiden in sein Erbtheil kommen und seinen Tempel verunreinigen oder aus Jerusalem eine Hütte machen!" — Wenn dieses aber doch geschehen sollte? fragten einige Neugierige. „Ich glaube," versetzte Franz, „daß ich alsdann noch Herz genug haben würde, den Wölfen zu widerstehen; ja, wenn ich dieselben auf meine Heerde loskommen sehen sollte, würde ich meine Schafe nicht verlassen, vielmehr würde ich mich als einen treuen Hauptmann meines Volkes zeigen." Er erwähnte hierbei Pierres von Beaume, des Bischofs von Genf, welcher durch Aufruhr von den Genfern vertrieben war. „Meint Ihr, daß Genf in dem Zustande wäre, worin es sich befindet, wenn es seinen Bischof und Fürsten das Seinige mit bewaffneter Hand hätte beschützen sehen? Pierre war

fürwahr ein vortrefflicher katholischer Mann, würdig des Hutes eines Cardinals, welcher ihm nachmals zu Theil ward. Aber sein Kleinmuth ist eine Ursache unseres Unglückes. Er hat diesen Kleinmuth zu einer Zeit an den Tag gelegt, in welcher es am nothwendigsten gewesen wäre, Herz und Muth zu zeigen. Wäre er, als die Genfer nach den neuen Lehren griffen, fest in der Stadt geblieben, wäre er auf die Mauern von Jerusalem gestiegen und hätte er geschrieen, bis der Ort sich zu seinem Herrn und Gott bekehrt, so würde derselbe jetzt wahrscheinlich kein Sitz des Irrglaubens und der Gottlosigkeit sein. Was mich betrifft, so würde ich bei meinem Volke bleiben und dasselbe auffordern, zu fechten und sich zu beschützen, wenn Gott eine solche Verfolgung über uns verhängen sollte. Keine Ermattung, kein Ungemach des Krieges würde mir zu schwer fallen, denn, wenn man solche um Gottes willen aussteht, muß man dieselben fürwahr für eine Belohnung erachten. Zugleich bringt es mein Amt mit sich, daß ich mein Leben für meine Schafe einsetze. Aber ich wiederhole es: Wir sollen dem Herrn vertrauen. Er wird sich unser erbarmen und die Seelen derjenigen, die ihn bekennen und loben, den wilden Thieren nicht überantworten."

Die Genfer aber erschienen wirklich eines Sonntags Mittags vor der Stadt und begannen deren Belagerung. Als man Franz dieß mit dem Bemerken hinterbrachte, daß er als gewaltigster Bestreiter des Irrglaubens am meisten zu fürchten hätte, zeigte er keine Spur von Furcht, tröstete vielmehr die Erschrockenen und Besorgten, und ging zur Domkirche, wo er die Vesper mit so heiterer Ruhe sang, als ob Alles noch in tiefem Frieden wäre.

Es ging das Gerücht: der Herzog von Savoyen werde nach dem Beispiele des Königs von Frankreich zur Verhütung größern Uebels die Freiheit der Gewissen gestatten, weil die Schweizer nachdrücklich darauf drängen. Dieses Gerücht bewog die Genfer, von der Belagerung abzustehen, um diese Wohlthat nicht zu verscherzen. Dasselbe ging aber,

weil es wahr sein konnte, Franz sehr zu Herzen. Nachdem er wiederum seine Zuflucht zu Gott genommen, versicherte er, es werde nichts dergleichen geschehen. Auf Befragen, wie er sich in einem solchen Falle verhalten werde, erwiederte er, daß er sich ausdrücklich widersetzen würde, wenn auch Blut und Leben darauf stehen sollte, denn Baal und Christus, Finsterniß und Licht könnten nicht zusammen sein. Ein Fürst, welcher die Sache Gottes wegen des Ehrgeizes, des eigenen Nutzens und der Ruhe vernachlässige, könne sich versichert halten, daß auch Gott ihn verlassen werde. Alles Unglück in Frankreich habe keinen andern Ursprung, als die Freiheit der Gewissen, welche ärger sei, als alle Dienstbarkeit. Es sei augenscheinlich, wie alle politischen Beweggründe, welche die Könige zur Bewilligung einer solchen Freiheit bewögen, falsch, betrüglich, schädlich gewesen. Er bedauerte Frankreich wegen dieser Freiheit, und getraute sich, dem König erweislich machen zu können, wie wenig Gewicht die Ursachen hätten, um deren willen derselbe so verschiedene Glauben in seinem Reiche dulden zu müssen meine.

Nach seiner Rückkunft von der Visitation im October 1606 sandte der hl. Bischof seinen Bruder, den Domherrn Johannes Franz von Sales, nach Rom, um dem heiligen Vater einen Bericht über den Zustand und die Verhältnisse des Bisthums Genf, namentlich der 260 visitirten Pfarreien zu überreichen. Dieser in seinen kleinern Werken aufgenommene Bericht ist ein Muster umsichtiger Vollständigkeit und Bescheidenheit in Betreff der Leistungen des Berichterstatters. Er zeigt auch, wie kläglich Bischof und Domcapitel besoldet waren. Nach Abzug der nöthigen Abgaben blieben dem Bischof nur 2415 Francs zu seinem Unterhalte übrig. Der Bericht thut ferner dar, wie noch 140 Pfarren des Genfer Bisthums sich in den Händen von Calvinisten befänden und Franz zur Wiederherstellung des katholischen Cultus in denselben noch gar wenig habe thun können. Der hl. Vater und die Cardinäle waren hoch erfreut über diesen

Bericht und lobten das Verfahren und Verhalten des Bischofs, welchem auch die erbetene Ermächtigung zur Reformation mehrerer Klöster gegeben ward. Diese war nothwendig, weil namentlich in mehreren Frauenklöstern der Geist in einer Ausartung von den Intentionen der Stifter sich befand. Franz schritt zwar sogleich zur Verbesserung, bemühte sich auf eine liebreiche, aber nachdrückliche Weise, die Sachen in einen bessern Stand zu bringen, befolgte aber den Grundsatz, die Sachen nicht zu übereilen, und vollendete daher erst im Jahre 1618 die Reformation. Es sind noch Bruchstücke von den Anweisungen, welche er den Ordensfrauen ertheilte, übrig geblieben, welche schöne Beweise der Sanftmuth, Nachgiebigkeit, aber auch des Ernstes liefern, womit Franz dieses Geschäft betrieb.

XI.

Die Philothea, ihre Wirksamkeit und Schicksale. Gründung einer höhern Lehranstalt zu Annecy. Tod von Franzens Schwester. Franz wird beim hl. Vater verläumdet. Reformation der Klöster Puy d'Orbe und Talloire. Er weiht den Bischof Camus von Bellay und wird sein Freund. Ihre Unterhaltungen. Franz reist durch Genf nach Gex und errichtet daselbst neue Pfarreien. Tod der Frau von Boisy und des Königs Heinrich IV. von Frankreich.

Während dieser ganzen Zeit hatte Franz die Herausgabe seines berühmten Buches: Philothea oder Anweisung zu einem frommen Leben, vorbereitet. Die Veranlassung dieser Schrift wird vom Esprit de François de Sales und der année de la Visitation also erzählt. Frau von Charmoisy, eine Dame aus der Pariser hohen Gesellschaft, ausgezeichnet durch Schönheit und Geist, hochgeachtet bei Hofe, mit allen Gaben des Glückes eben so verschwendrisch als mit denen der Natur ausgestattet, umrauscht vom Beispiele der Welt, gegen den sie damals nicht unempfindlich war, hatte am 24. Januar 1605 eine Predigt Franzens gehört. Sie war von derselben so ergriffen, daß sie sich unmittelbar darnach dem hl. Prediger zu Füßen warf und dieselben mit Reuethränen badete. Nachdem sie ihm ihre Absicht zu erkennen gegeben, ein neues Leben beginnen zu wollen, beschwor sie ihn, ihr mit seinen Rathschlägen behilflich zu sein. Der weise Bischof hatte in dieser Seele alsbald guten Willen, Kraft und alle

andern guten Eigenschaften, welche wohlgepflegt zu großen Tugenden führen, erkannt. Er übernahm ihre Führung und gab sich derselben mit allem ihm möglichen Eifer hin. Er unterwies sie anfangs mündlich. Da hatte aber die Dame bald etwas Gesagtes vergessen, bald den Zusammenhang nicht gefaßt, so daß er ihr manche Rathschläge mehrmals wiederholen mußte. Um sich den Zeitverlust zu ersparen, den so häufige Wiederholungen zur Folge haben mußten, zugleich aber auch der Dame das Mittel zu verschaffen, seine Unterweisungen öfter vor Augen zu haben, darüber nachzudenken und dieselben im Zusammenhange zu begreifen, glaubte er ihr die Lektionen nach Maßgabe des mündlichen Unterrichts schriftlich ertheilen zu sollen. Die fromme Dame dagegen schrieb, wenn sie irgend einen Zweifel hatte oder etliche Gegenstände des geistlichen Lebens nicht begriff, ihrem heiligen Führer die Punkte auf, über welche sie weitere Aufklärung wünschte. Dieser gab ihr ohne eine andere Absicht, als ihr besonderes Verhalten zu regeln, und ohne den geringsten Verdacht, daß, was er ihr im Vertrauen sagte, in die Oeffentlichkeit hinaustreten solle, genauen schriftlichen Bescheid.

Diese Correspondenz dauerte zwei Jahre lang. Jetzt ordnete Frau von Charmoisy, welche sorgfältig diese Antworten aufbewahrt hatte, dieselben in Verbindung mit den schriftlich erhaltenen Anweisungen nach dem Material und brachte Alles unter bestimmte Titel. Bald darauf, von ihren Angelegenheiten nach Chambery gerufen und zu sechsmonatlichem Aufenthalte daselbst genöthigt, theilte sie diese kostbaren Handschriften dem Pater Forrier, Rector des Jesuiten-Collegii, mit, den sie zu ihrem Gewissensführer angenommen und welcher dieses Amt auch bei Franz einst versehen hatte. Dieser ausgezeichnete Mann konnte diese köstlichen Unterweisungen nicht ohne Bewunderung lesen und bat Frau von Charmoisy um Erlaubniß, dieselben abschreiben zu dürfen. Sie willigte darein und bald vermehrten sich diese Abschriften unter den Jesuiten des Collegii, welche

darin einen unschätzbaren Schatz erkannten. Pater Forrier wandte sich schriftlich an den hl. Bischof und bat denselben, seine Gedanken über die wahre Frömmigkeit drucken und Unterweisungen, die so würdig seien, an's Licht zu treten, so geeignet, Seelen zu erleuchten, welche nach Heiligkeit streben, nicht in Finsterniß gehüllt liegen zu lassen.

Der hl. Bischof hatte anfangs keine Ahnung davon, worauf diese Bitten sich bezogen. Er antwortete dem Pater, daß er, niedergebeugt von der Last der Diöcese, der nöthigen Muße entbehre, um irgend Etwas zu schreiben, daß er auch zur Schriftstellerei kein Talent habe und überhaupt des Paters Brief nicht verstehe. Nun trat dieser mit seinen Gedanken offener heraus und bezeichnete die der Frau von Charmoisy ertheilten vortrefflichen Anweisungen als den Gegenstand der Veröffentlichung. Dieselben nicht veröffentlichen, heiße, die Wahrheit gefangen halten, Gott um einen großen Ruhm und die Seelen um ein unschätzbares Gut berauben.

Franz begriff das Räthsel immer noch nicht und forderte von der Frau von Charmoisy die Lösung desselben. Sie sagte ihm, es handle sich um die ihr ertheilten Anweisungen. Franz konnte sich erst nicht darauf besinnen und erwachte aus seinem Traume mit der Frage: „Ach, die armseligen Noten, was kann man damit machen?“ Frau von Charmoisy erzählte nun, wie sie dieselben geordnet und dem Pater mitgetheilt, welcher sie habe abschreiben und in ein Buch bringen lassen. „Was,“ fuhr Franz fort, „der gute Pater hat die Geduld gehabt, all das elende Geschreibsel zu lesen, das ich flüchtig, nur zu Ihrem Gebrauche hingeworfen?“ „Ja, Monseigneur, und er hat dasselbe so schön gefunden, daß er mir versichert, nie etwas Nützlicheres und Erbaulicheres gelesen zu haben. Das ist auch die Ansicht aller Väter des Collegii. Sie haben sich Abschriften genommen und sind entschlossen, das Werk zu veröffentlichen, wenn Sie es nicht selbst thun wollen.“ „Seltsam,“ antwortete Franz, „wenn die guten Väter sagen, ich hätte ein Buch verfaßt, da ich

daran nicht im mindesten gedacht habe. Zeigen Sie mir einmal alle meine Noten.“ Als Frau von Charmoisy ihm dieselben brachte, war er erstaunt, eine so große Anzahl zu finden, noch mehr aber über die Sorgfalt, womit sie geordnet worden. Sodann schrieb er an den Pater Forrier, er möge sich hüten, diese unzusammenhängenden und regellosen Schriftstücke unter die Presse zu bringen. Er versprach ihm aber zugleich, daß er sich daran machen wolle, diese verschiedenen Schriften zu ordnen und zu überarbeiten, falls er glaube, daß das, was zum Nutzen einer Seele gesagt worden, auch noch Andern nützlich werden könne. Er machte sich an die Arbeit und verwebte auch den Inhalt der Briefe hinein, die er an seine Mutter behufs deren Führung geschrieben. So fleißig war er dabei, daß bereits 1608 diese Anweisung zu einem gottseligen Leben zu Lyon an's Licht treten konnte.

Aus diesem Hergange erhellt, wie die gewöhnliche Meinung, die Philothea sei aus dem zwischen Franz und der Frau von Chantal geführten Briefwechsel hervorgegangen, eine irrige ist. Franz machte sich aber nicht eher an das Werk, als nachdem er sich Gott befohlen und zu dem Ende mehrere hl. Messen gelesen hatte. Es trieb ihn zu diesem Werke auch die Erwägung, daß, nachdem für Ordensleute eine Menge von Anweisungen dieser Art geschrieben worden, es noch an einer Jedermann zugänglichen Anleitung zu einem vollkommenen Leben für Weltleute fehle. Die Herausgabe dieses Buches hatte aber noch eine zweite Veranlassung. Heinrich IV., obwohl in seinem sittlichen Wandel vielfach leichtsinnig, sah doch mit betrübtem Herzen die Ausgelassenheit und Frivolität, welche unter den an seinem Hofe lebenden Personen herrschte. Er konnte sich von der Mitschuld daran nicht freisprechen, fühlte aber eben deßhalb eine innere Nöthigung, Etwas dagegen zu thun. Er klagte dem schon mehrmals erwähnten innigen Freunde des Heiligen, dem Herrn Deshayes, dieses Leidwesen. Als Grund desselben gab er Zweierlei an: 1) die unter Vielen verbreitete aufgeklärte

aber gottlose Vorstellung: Gott habe Wichtigeres zu thun, als auf der Menschen Thun und Lassen Acht zu geben, um zu seiner Zeit ihre Gedanken, Worte und Werke zu strafen oder zu lohnen; 2) der entgegengesetzte Irrthum: daß Gott seine strengen Blicke auf unser Thun und Lassen nur deßhalb richte, um uns selbst für die geringsten Fehler zu bestrafen, und es bedürfe mehr, als die Schwachheit der Meisten zu leisten vermöge, um bei ihm wieder zu Gnaden zu kommen. Die erste Vorstellung verleite die Menschen zu Sünden, die andere stürze sie in Verzweiflung. Diejenigen, welche die Seelen regierten, pflegten beiderlei Verirrten den Rückweg zur Wahrheit in der Regel so schwer zu machen, daß denen, die denselben betreten sollten, davor grause und sie den Weg, in der Verzweiflung, denselben nicht vollenden zu können, lieber gar nicht beträten, besten Falles aber ihre Bekehrung bis zum Tode verschöben. Es sei deßhalb zu wünschen, daß ein ansehnlicher, seelenkundiger und wissenschaftlich hochgebildeter Mann sich daran begäbe, eine Anleitung, in der Welt christlich zu leben, zu veröffentlichen, welche den Menschen vom Muthwillen der gegenwärtigen leichtsinnigen Zeit zurückhalte, zugleich aber vermeide, durch eine Strenge, welche mit den Geschäften des Weltlebens sich nicht vereinigen lasse, sogar den Gutgewillten Abscheu oder die Furcht, die Sache nicht durchführen zu können, zu verursachen.

Zur Ausführung eines solchen Werkes war nach des Königs Ueberzeugung Niemand besser geeignet, als der Bischof von Genf. Der König ersuchte deßhalb dessen Freund Deshayes, jenen zur Abfassung einer solchen Schrift anzuregen. Deshayes erfüllte des Königs Willen und Franz ließ sich deßhalb um so geneigter finden, dem Wunsche des Paters Forrier zu entsprechen.

Diese Anleitung zu einem gottseligen Leben ist für Weltleute ein eben so erhabener, richtig führender Leitstern geworden, als die Nachfolge Christi für Ordensleute. Beide Weker beseelt ein und derselbe Geist. Deßhalb kann

die Philothea in vielem Betracht von Klosterleuten mit demselben Nutzen gelesen werden, als die Nachfolge Christi von Weltleuten. Kaum war die Philothea in die Welt ausgegangen, als diese sofort von ihrem Ruhme erfüllt war. Es erfolgten alsbald Uebersetzungen in alle gebildeten Sprachen.*) Noch vor des Verfassers Tode wurden vierzig Auflagen dieses Buches nur in Frankreich gedruckt. König Heinrich urtheilte, nachdem er es gelesen, er habe gar nichts Anderes, als das Vortrefflichste vom Bischof von Genf erwartet, allein derselbe habe dennoch alle seine Hoffnungen weit übertroffen. Seine Gemahlin, Maria von Medici, schenkte die Philothea in einem mit vielen Edelsteinen geschmückten Einbande dem Könige Jacob I. von England. Ungeachtet seines Abscheues vor katholischer Literatur las derselbe unausgesetzt in diesem Buche. Er rückte seinen vornehmsten Geistlichen vor, wie Niemand unter ihnen ein so himmlisches und englisches Buch und mit gleicher Eleganz zu schreiben vermöge. Er schloß daraus, dieß sei ein augenscheinliches Zeichen, daß der heilige Geist in demjenigen wohne, welcher das Buch verfaßt.

Die Engländer übersetzten die Philothea ganz unverändert in ihre Sprache und erbauten sich allgemein daran. So bezeugten die Feinde des katholischen Glaubens der Welt selber öffentlich, daß, wie sie in dem Lebenswandel dieses heiligen Dieners Gottes nichts zu tadeln vermochten, sie auch an den Lehren dieses Buches nichts verwerflich finden könnten. Nachdem Bruno von Affringues, General des Karthäuser-Ordens, die Philothea gelesen, rieth er Franz schriftlich ab, noch ferner etwas in den Druck zu geben, weil er fürchte, Franz werde durch andere Bücher den Werth und die Schätzung dieses Buches verringern und den erlangten Ruhm verlieren. Als er aber Franzens folgendes Buch, Theotimus, gelesen, war er jedoch anderer Meinung. Villars, Erzbischof von Vienne, schrieb, die Philothea nehme ihn völlig ein,

*) Die 1614 in Cöln erschienene Lateinische ist nicht zu gebrauchen und darin das Original nicht wieder zu erkennen.

entflamme ihn und setze ihn so außer sich, daß er weder Zunge noch Feder habe, um seine Liebe dem Verfasser würdig auszudrücken, nachdem derselbe mit dem Buche dem Allmächtigen einen so großen Dienst erwiesen und Allen, welche dasselbe gebührender Weise lasen und lesen würden, eine unschätzbare Frucht schaffe und schaffen müsse. Er halte sich überzeugt, daß diese Anweisung vom Irrglauben noch gründlicher curire, als die geistvollsten polemischen und apologetischen Schriften, welche über die von den Irrgläubigen bestrittenen Glaubenslehren verfaßt werden möchten. Die Wissenschaft helfe in Glaubensstreitigkeiten zur Bekehrung der Ketzer weniger, als die Andacht, Gottesfurcht und Tugend; ohne Tugend werde die Wissenschaft nichts ausrichten. Auch wenn der Mensch unwissend sei, erkenne er durch das Licht des Verstandes das Gute also, daß er bei sich zu sagen vermöge: ich sehe und lobe, was gut ist; von einer unbändigen Begierlichkeit, welche ihn so verblende, daß er auch sonnenklare Dinge nicht sehe, dazu getrieben, erwähle und ergreife er das Böse. Deßhalb müsse man dem Willen helfen und verhindern, daß solcher dem Lichte des Verstandes nichts zuwider thue. Diese Hilfe fänden wir in geistlichen Büchern, besonders in denjenigen, welche von vornherein wider die Sünden und bösen Angewöhnungen streiten, die mit dem wahren Geiste des Christenthums nicht bestehen könnten.

„Fahren Sie fort," sagt der Erzbischof Villars in dem Briefe an Franz, dem vorstehende Aeußerungen entnommen worden, „der göttlichen Weisheit zu einem Werkzeuge zu dienen, widersetzen Sie Sich mit Ihrer Gelehrsamkeit in den Glaubensstreitigkeiten den Irrthümern der Ketzer und führen Sie die verkehrten Willen durch Andacht erweckende und gottesfürchtige Bücher auf den Weg der Tugend. Unbezweifelt werden durch Besserung der Sitten die Irrlehren mit der Zeit vertilgt werden, wie der gottlose Lebenswandel eine Ursache derselben gewesen ist, wogegen die Ketzerei niemals die erste Sünde gewesen." — Ganz anders, als seine

entzückten Verehrer, dachte der bescheidene Verfasser von seinem Buche. „Sehen Sie," sagte er zu einem seiner Lobredner, „die Liebe, welche man zu mir hat, erzeugt eine solche Sprache. Wollten die Leute nur ihre Augen von mir, der ich ein geringer verächtlicher Mensch bin, abwenden, um dieselben auf Gott zu richten, der der oberste Meister ist, so würden sie bald ihre Sprache ändern; denn wenn Gott diesem kleinen Buche seinen Segen hat geben wollen, weßhalb sollte er denselben einem zweiten versagen? Kann er nicht aus eines Esels Kinnbacken lebendiges und Durst löschendes Wasser hervorgehen lassen? Allein hieran denken die guten Leute nicht. Sie haben nur meinen Ruhm vor Augen, als wenn wir denselben für uns wünschen, nicht aber Gott zuwenden müßten, welcher in uns Alles wirkt, was wir Gutes thun. Das Evangelium verbietet uns, den Beifall der Welt zu suchen, folglich müßte ich, wenn dieses kleine Buch mir einige Achtung erworben hätte, vielmehr einige andere von niederm Werthe verfassen, um die Rauchwolken des Stolzes niederzuschlagen."

Durch die Philothea sind denn auch nicht nur unzählige Sünder zur Gottesfurcht bekehrt, sondern auch zahllose Irrgläubige dem wahren Glauben gewonnen, obwohl sie von den streitigen Glaubenslehren nicht handelt. Denn, nachdem das Herz gereinigt worden, fällt es dem Verstande nicht schwer, die Wahrheit zu erkennen und zu ergreifen. Dieselbe hat für sich selbst Stärke genug, ihn zu bezwingen, wenn ihr nicht ein Hinderniß entgegengestellt wird. Zu den merkwürdigsten durch die Philothea herbeigeführten Conversionen gehört die des Herrn von Cabanes, eines hartnäckigen Calvinisten, welcher bezeugte, daß die Philothea ihn bekehrt habe. Nach seinem Tode fand man auf seinem Exemplare dieses Buches von seiner eigenen Hand die Bemerkung: „Gelesen und wieder gelesen. Gott gebe, daß es zum Troste meiner Seele und zur Erbauung meiner Nächsten gereiche." — Einen lotharingischen Calvinisten, dem Herrn von Monteleon,

zog die Lesung der Philothea zu deren Verfasser, der ihn zwei Monate lang beherbergte und bekehrte.

Daß dieses Buch vom heiligen Geiste eingegeben worden, empfindet Jeder, der es unbefangen und besonders wiederholt liest. Das Gleiche beweist seine weite Verbreitung. Der General der Fullienser, Pater Johannes vom hl. Franciscus, sagt: „Dieses Buch ist ein Buch aller Bücher und ein Buch für Alle, das heißt, dieses Buch ist das vollkommenste, das in die Hände geisterfüllter Männer gekommen ist. Wenn solches Jemand liest, der kein Christ ist, wird er einer werden. Dem Christen wird es nützen, und zwar so nachhaltig, daß er dadurch zur Vollkommenheit gelangen wird. Wer es gelesen, wird verlangen, es wieder zu lesen und Keiner wird's lesen, ohne besser dadurch zu werden.“ Diese Wirkung hatte auch, wie König Heinrich wünschte, das Buch bei seinen Hofleuten.

Um den eigenthümlichen Charakter dieses Werkes zu fassen, muß man die von diesem Könige bezeichneten Irrthümer in's Auge fassen, welche Franz als entsetzliche Klippen vor sich fand, zwischen denen er hindurchsteuern mußte. Es lag ihm ob, die wahre Frömmigkeit von dem Rigorismus zu sondern, welcher erschreckt und zur Verzweiflung treibt, und ihr nur die billige Strenge zu lassen, welche die Wahrheit erfordert, zu zeigen, wie sie mit allen Obliegenheiten des bürgerlichen Lebens, mit allen Ständen und Verhältnissen sich verträgt, und endlich zu lehren, wie man in der Welt leben kann, ohne am Geiste der Welt Theil zu nehmen, Alles, die Sünde ausgenommen, zu thun, was die Andern vornehmen, aber es heilig und in der Absicht, Gott zu gefallen, zu treiben. Alle diese Absichten sind in der Philothea trefflich erreicht. Unter Franzens Feder wird die Frömmigkeit edel, wahr, geistreich. Feinheit der Sitten, Geist der Geselligkeit, alle Reize einer wohl verstandenen Frömmigkeit bilden, wenn man so sagen darf, ihr Gefolge; gleichwohl hat sie sich nicht verkleidet, um angenehmer zu

erscheinen; sie ist mit ihrem Kreuze, ihren Dornen, ihrem Losreißen vom Irdischen, ihren Leiden dargestellt, so daß, wie Bossuet sagt, der strengste Ordensgeistliche und der verdrießlichste Hofmann, wenn er ihr auch seine Neigung nicht schenkt, ihr wenigstens seine Achtung nicht versagen kann.

Die Sanftmuth des Verfassers tritt überall hervor ohne Schwäche, sowie seine Festigkeit ohne Bitterkeit. Er lehrt die Schicklichkeit zu achten, die er die Grazie der Tugend nennt, sich über die Natur zu erheben, ohne dieselbe zu zerstören, allmählich zum Himmel empor zu dringen, wie die Tauben, wenn man sich nicht wie die Adler hinaufschwingen kann, d. h. sich in den gewöhnlichen Wegen zu heiligen, wenn man nicht zu einem vollkommenern Stande berufen ist. Hier betrachtet der Geist die ewige Wahrheit in ihrem vollen Lichte mit eben so sinnreichen als tiefen Grundsätzen durchwirkt, im Gewande eines edeln und majestätischen fließenden und natürlichen Styles, erhaben über die Gewöhnlichkeit durch die Richtigkeit und Sauberkeit des Ausdrucks, der bald frei und zart, bald lebendig und rührend, bald anmuthig und mannichfaltig ist. Hier herrscht Einfachheit mit allem Verdienste der Schönheit, indem jede Idee durch das geeignete Wort wiedergegeben wird und jedes Wort den Gedanken verschönt. Hier erfreut sich vor Allem das Herz eines unaussprechlichen Zaubers, weil die Lieblichkeit des Gefühles stets die Vorschrift würzt, die Zartheit der Nachsicht sie annehmbar und die natürliche Treuherzigkeit und Güte des Verfassers, welche, ohne es zu wollen, sich darin malt, sie liebenswürdig macht. Von dem, was sie liest, duftend durchdrungen, athmet die Seele den lieblichsten und reinsten Wohlgeruch der wahren Frömmigkeit.

Das Werk ist in fünf Theile getheilt. Der erste beginnt mit einer Erklärung der wahren Frömmigkeit. Dieselbe ist, sagt der Verfasser, die geistige Gewandtheit und Lebendigkeit, mittelst deren uns die christliche Liebe behende, sorgfältig und mit Neigung Dasjenige verrichten läßt, was

Gott von uns verlangt. Insofern die Liebe uns Gott angenehm macht, heißt sie Gnade; insofern sie uns Kraft giebt, gut zu handeln, heißt sie christliche Liebe; wenn sie aber zu dem Grade der Vollkommenheit gelangt ist, daß wir nicht nur das Gute thun, sondern dasselbe auch sorgfältig, häufig und ohne Zaudern wirken, heißt sie Frömmigkeit. Um die so verstandene Frömmigkeit in der Seele zu bilden, beginnt Franz von der Nothwendigkeit und der Art und Weise, wie man sich von aller Sünde und aller Neigung zur Sünde reinigt, von den schlechten Neigungen und der Anhänglichkeit an unnütze und gefährliche Dinge zu reden. Denn, sagt er, wie es nichts natürlich Gutes giebt, das nicht durch fehlerhafte Gewohnheiten schlecht werden könnte, so giebt es auch kein noch so störrisches Naturell, das nicht zuerst durch die Gnade Gottes und dann mittelst Fleiß und Sorgfalt gebändigt und überwunden werden könnte. — Nachdem der Boden von Allem gesäubert worden, das böse ist, geht der Verfasser, um das Gebäude der Tugenden aufzuführen, zu den Mitteln des Aufbaues, d. h. zu den geistlichen Uebungen über. Diese bilden den Inhalt des zweiten Theils. Hier handelt er von der Betrachtung, der Gewissenserforschung, der Eingezogenheit, den Stoßgebeten oder andächtigen Herzensseufzern zu Gott, der Abwartung der heil. Messe, der Anrufung der Heiligen, dem Worte Gottes, der Beichte und der Communion. Von so vielen schönen Reden stehe hier nur die liebliche Stelle, in welcher Franz die Seele lehrt, sich mit Gott zu vereinigen: „Rufe, so oft du es vermagst, deinen Geist in die Gegenwart Gottes; betrachte, was Gott thut und was du thust. Du wirst seine Blicke zu dir hingewendet und auch eine unvergleichliche Liebe beständig auf dich gerichtet sehen. O Gott, wirst du sagen, warum blicke ich nicht immer auf dich, wie du auf mich blickst? Warum denkst du so oft an mich und weßhalb denke ich so wenig an dich? O meine Seele, unsere richtige Stelle ist Gott; wie die Vögel Nester haben, in welche sie sich zurückziehen,

die Hirsche Verstecke, um sich in Sicherheit zu bringen, so müssen unsere Herzen sich täglich eine Stelle suchen, sei es auf dem Calvarienberge, sei es in den Wunden unseres Herrn oder an irgend einem andern ihm nahen Orte, um sich bei allen Gelegenheiten dahin zu flüchten und daselbst, wie in einer Festung, den Versuchungen Widerstand zu leisten. Glücklich die Seele, welche unserm Herrn zu sagen vermag: du bist meine Zufluchtsstätte, mein Wall, mein Dach wider den Regen, mein Schatten, in der Hitze. Denke Philothea daran, dich während der Unterhaltungen und Geschäfte oft in die Einsamkeit deines Herzens zurückzuziehen. Diese Einsamkeit kann durch die Menge derer, die dich umgeben, nicht gestört werden, denn sie sind nicht um dein Herz, sondern um deinen Leib her. So befindet sich dein Herz ganz allein in der Gegenwart Gottes. Sende häufig zu Gott kurze aber brünstige Seufzer empor; bewundere seine Schönheit, rufe seine Hilfe an, gieb ihm tausendmal an jedem Tage deine Seele, halte deine innern Augen fest auf seinen Aufenthalt gerichtet, strecke wie ein kleines Kind nach seinem Vater die Hand nach ihm aus, damit er dich führe. Diese Uebung ist nicht beschwerlich; denn sie läßt sich zwischen alle unsere Geschäfte und Thätigkeiten einschieben, ohne dieselben aufzuhalten oder zu erschweren. Der Wanderer, welcher ein wenig Wein nimmt, sein Herz zu erquicken, unterbricht dadurch seine Reise nicht, sondern gewinnt damit neue Kraft, um sie schneller zu beenden; er hält nur an, um schneller gehen zu können."

Nach den beiden ersten Theilen, welche gleichsam nur vorläufige Belehrungen sind, kommt der Verfasser im dritten Theile zur Ausübung der Tugenden. Nachdem er in zwei Capiteln sich über die Wahl einer besondern Tugend, die man vornehmen muß, um deren Besitz so lange zu erstreben, bis man sie völlig besitzt, ausgelassen, handelt er mit einer Klarheit und Eleganz, die weder der scharfen Deutlichkeit noch Salbung Abbruch thun, von der Geduld, der Demuth,

Sanftmuth, dem Gehorsam, der Keuschheit, der Armuth im Geiste, der körperlichen Abtödtung, Anständigkeit in der Kleidung, von löblichen Unterhaltungen (in denen man von Gott redet oder worin wenigstens alle Reden ehrbar sind), von tadelnswerthen Unterhaltungen, wo man sich in Lästerungen und verwegenen Urtheilen ergeht; von erlaubten Erholungen oder solchen, welche gefährlich sind, wie Tanz und Theater. Er beendet diesen dritten Theil mit Betrachtungen über die Treue gegen Gott bei kleinen wie bei großen Gelegenheiten, über die Pflicht, allezeit wie ein vernünftiger Mensch zu denken, zu reden und zu handeln, endlich über die Pflichten der Gatten, der Wittwen und der Jungfrauen.

Zu diesem dritten Theile ist zweierlei zu bemerken: 1) Unrecht würde es sein, wenn man sich auf Franz von Sales berufen wollte, um eine Gutheißung des Besuches von Bällen und Schauspielen zu haben; denn bei allem Zugeständniß, daß diese Zeitvertreibe nicht böse an sich sind, lehrt er doch, wie sehr gefährlich sie sind, namentlich wenn man sich davon fassen läßt: „Sie zerstreuen den Geist der Frömmigkeit, lassen die Kräfte erschlaffen, erkälten die Liebe und erwecken in der Seele tausenderlei üble Neigungen.“ Man soll sich denselben daher so fern als möglich halten. „Wenn man bei irgend einer Gelegenheit sich nicht davon ausschließen kann, so muß der Tanz von Sittsamkeit, Würde und guter Meinung begleitet sein.“ Beim Weggange vom Balle soll man, „um seinen gefährlichen Eindrücken vorzubeugen,“ betrachten, „daß während man auf dem Balle war, viele Seelen um der beim Tanzen begangenen Sünden willen im Fegfeuer brannten.“ Der Tod naht sich, „um dich zu einem andern Tanze abzurufen, wo man nur einen Schritt thut, den Schritt von der Zeit zur Ewigkeit. Auch haben unser Herr, Unsere liebe Frau, die Engel und Heiligen dich im Auge gehabt; ach, welches Mitleid hast du bei ihnen hervorgerufen, da sie dein Herz von so elendem läppischen Zeuge belustigt und auf diese Narrenspossen so gespannt sahen!“ Offenbar

können dem Tanze leidenschaftlich ergebene Personen auf dergleichen Lehren sich nicht stützen. Sie können es um so weniger, da, wenn es sich um die jetzigen frechen, von der Weltlust erfundenen Tänze und um unsere Schauspiele gehandelt hätte, welche nur unreine Leidenschaften nähren, der Verfasser noch weit strenger sich gezeigt haben würde.

2) In diesem Theile befindet sich ein Capitel voll so wahrer, so natürlicher Bemerkungen, daß dem versuchenden Vergnügen nicht zu widerstehen ist, hier ein Stück davon mitzutheilen. Das Capitel trägt die Ueberschrift: „Man soll sich einer billigen und vernünftigen Denkungsart befleißigen.“ „Wir sind zwar nur durch die Vernunft Menschen, gleichwohl ist es sehr selten, Menschen zu finden, welche wahrhaft vernünftig sind. Die Eigenliebe leitet uns gewöhnlich von der Vernunft hinweg. Wir legen unsern Nächsten eine Kleinigkeit zur Last und entschuldigen Großes an uns selbst. Wir wollen theuer verkaufen und wohlfeil einkaufen. Wir wollen Gerechtigkeit gegen Andere und verlangen für uns Barmherzigkeit. Wir wollen, daß man unsere Worte immer wohl aufnehme, sind aber empfindlich und verletzt bei denen Anderer. Wir wissen es dem Nächsten übel Dank, wenn er sich uns nicht fügen will; hat er aber nicht Grund zum Verdrusse über uns, daß wir ihm beschwerlich fallen wollen? Wir tadeln Alles, was nicht nach unserm Geschmacke ist. Hat einer unserer Untergebenen etwa ein mißfälliges Aeußere, so mag er thun, was er will, wir nehmen Alles übel und hören nicht auf, ihm wehe zu thun. Wenn uns dagegen einer gefällt, so entschuldigen wir Alles, was derselbe thut. Wir ziehen die Reichen den Armen vor, wenn sie weniger Verdienste haben. Wir ziehen sogar besser Gekleidete vor. Wir bestehen mit Strenge auf unserm Recht und verlangen, daß Andere das ihrige nachsichtig handhaben. Wir halten pünktlich auf unsern Rang und wollen, daß Andere demüthig und herablassend sind. Gar leicht beklagen wir uns über den Nächsten, wollen aber nicht, daß Jemand

über uns klage. Was wir für Andere thun, erscheint uns stets viel; was sie für uns thun, erscheint uns wie nichts. Setze dich jederzeit an die Stelle des Nächsten und ihn an die deinige, dann wirst du recht urtheilen. Das heißt, wahre Vernunft haben."

Nachdem er so von den Tugenden gehandelt, widmet der Verfasser den vierten Theil seines Werkes den Lehren, wie die Seele sich in den Prüfungen stark zu erweisen hat, welchen sie auf dem neuen Wege ausgesetzt ist, den er sie hat betreten lassen. Dabei handelt er von den gewöhnlichsten Versuchungen und den Mitteln dagegen, von menschlichen Rücksichten, von der Unruhe, der Traurigkeit, der geistlichen Dürre und Verdrossenheit. Da aber der Mensch leicht selbst das vergißt, was ihn am meisten gerührt hat und in die Unempfindlichkeit der Uebung verfällt, so hat der Verfasser einen fünften und letzten Theil dazu bestimmt, zu handeln von der jährlichen Erneuerung der guten Entschlüsse nach ernsthaften Gewissensprüfungen und von tiefgehenden Betrachtungen über die Vortrefflichkeit der Seele, den Werth der Tugend, die Beispiele der Heiligen, die Liebe Jesu Christi und seines Sohnes gegen uns, und endet mit verschiedenen Rathschlägen, welche sehr geeignet sind, die christliche Seele in Uebung des Guten zu bestärken.

Dies ist kürzlich der Inhalt dieses herrlichen Buches, das man niemals genug von Neuem lesen kann.

Während dasselbe sofort nach dem ersten Erscheinen von den Meisten als ein englisches Werk gepriesen ward, fanden sich einige strenge Zeloten, welche keine andere Andachtsübungen, als wie sie in Klöstern üblich sind, für recht wirksam gelten lassen wollten, und warfen dem Verfasser vor, er habe die Andacht nach der Mode gekleidet und verweltlicht, indem er seiner Philothea Dinge nachgelassen, welche leicht der Reinheit schaden könnten, namentlich das Tanzen und die Scherzreden (vergleiche das 27. und 33. Capitel). Gegen diese Vorwürfe vertheidigt sich Franz in der Vorrede seines

Buches von der Liebe Gottes, in welcher er von seinen in den Druck gegebenen Schriften Rechenschaft giebt. Er erkennt an, wie zwar die Meinung jener Eiferer eine gute sei, wie es aber noch besser gewesen sein möchte, wenn sie der Sache vorher ein genaueres Nachdenken gewidmet hätten. Was er vom Tanzen vorgetragen, sei die gemeine klare Lehre der vornehmsten Gottesgelehrten, „und ich," sagt Franz, „schreibe für Leute, welche in der Welt und am Hofe leben, unterlasse aber durchaus nichts, die große Gefahr des Tanzens nachdrücklich vorzustellen. Was die Ansicht über die Scherzreden betrifft, so ist diese Lehre auch nicht meine eigene, sondern die Meinung des Königs Ludwig, eines Lehrers, der da verdient, daß man ihm in der Weise, die Hofleute zu einem frommen Leben anzuleiten, nachfolge. Hätten die Gegner dieß beachtet, so würde ihre Liebe und Bescheidenheit nicht zugelassen haben, wider mich unwillig zu werden, wie scharf und streng ihr Eifer sein mag."

Ein beliebter Prediger aus einem strengen Orden zu Avignon scheint diese schuldigen Erwägungen ebenfalls nicht angestellt zu haben. Derselbe ließ, wie Marsollier und Gallizia ohne Beweisangabe erzählen, nachdem er die „gottlosen" Aeußerungen über das Tanzen und die Scherzreden grimmig verdammt hatte, ein Licht bringen, holte das Buch aus seinem Aermel hervor und verbrannte dasselbe. Thatsache ist, daß er eine Schmähpredigt von der Kanzel wider den Heiligen hielt. Er wagte zu sagen, das sanfte, erbauliche, bescheidene Wesen des Verfassers sei nur ein Anschein der Tugend; das Evangelium lehre uns, den Baum nach den Früchten zu beurtheilen und hiernach sei jener nur ein übertünchtes Grab, das die Fäulniß unter trügerischem Aeußern verberge. Dabei nannte er den Verfasser einen richtigen Nachfolger Calvins, einen verderbten oder verderbenden Lehrer. Da seine Obern diese Rede nicht mißbilligten, so haben Einige vorausgesetzt, daß der übereifrige Mann im Einverständnisse mit ihnen oder wohl gar auf ihr Anstiften

handelte. Bei seiner Gemeinde hatte dieses thörichte Beginnen die Folge, daß er aufhörte, ihr beliebter Prediger zu sein und Jedermann die Philothea hoch hielt und nur noch eifriger las.

Franz wurde von seinen Freunden dringend angegangen, dieses unehrerbietige Beginnen eines Ordensgeistlichen gegen einen Bischof zur verdienten Rüge zu ziehen, und nicht durch seine Langmuth den Mann in seinen verkehrten Ansichten zu bestärken. Franz lehnte aus Besorgniß, daß bei einer solchen Verfolgung Eigenliebe sich einschleichen möge, das Ansinnen ab und zog es vor, lediglich dem Evangelio zu folgen, das Böses mit Gutem zu vergelten gebiete. Um die Rache, sagte er, sei es übel bestellt, namentlich, wenn sich dieselbe gegen niedriger stehende Personen wende. Der eifrige Ordensmann kam übrigens nachher selber (man weiß nicht wie?) zur Besinnung und bat Franz um Verzeihung, ja, er fiel ihm zu Füßen. Franz hob ihn freundlich auf und bat ihn seinerseits um Entschuldigung, wenn seine Schriften wider seine Absicht dem Pater ein Aergerniß gegeben haben sollten. Dieses Benehmen rührte und beschämte den Ordensmann dergestalt, daß er fortan nie aufhörte, den Verfasser und das Buch mit Lobeserhebungen zu preisen.

Pierre Camus, Bischof von Bellay, Franzens Schüler und Freund, unternahm, was sein heiliger Meister selbst nicht thun mochte, aber erst nach dem Tode desselben, die demselben angethane und nicht bestrafte Schmach in seinen Schriften zu rächen. Einer Widerlegung hätte es eigentlich nicht bedurft, denn wer die angefochtenen Capitel der Philothea aufmerksam selbst nur im eben mitgetheilten Auszuge liest, wird nicht anders können, als dem heiligen Verfasser beifallen. Hätte der eifrige Ordensmann diese schuldige Aufmerksamkeit angewendet, so würde er sich seinen possenhaften Aerger, sowie die Demüthigung des Widerrufs und der Abbitte haben ersparen können. Wer tadelte, daß Franz das Tanzen zugelassen, durfte die Bedingungen, unter denen diese

Zulassung gestattet wurde, nicht verschweigen. Wer bei Beobachtung dieser Bedingungen noch eine Sünde am Tanzen findet, ist ein unverbesserlicher Zelot.

In der Quadragesima des Jahres 1607 hielt Franz die Fastenpredigten zu Annecy mit dem nie ausbleibenden Erfolge der Bekehrung vieler Sünder. Er bekehrte unter Anderm eine protestantische Dame von hohen Verdiensten. Er hatte bereits seit Jahren gewünscht, dieselbe der Kirche wieder zuführen zu können, da er sie fähig hielt, der Religion sehr große Dienste zu leisten. „Ich habe,“ schrieb er damals, „in den von mir geworfenen Netzen einen Fisch gefunden, dem ich schon seit vier Jahren nachtrachtete. Ich bin sehr erfreut darob und empfehle denselben Ihren Gebeten. Derselbe besteht in einer Dame, die ganz von Gold und unendlich geeignet ist, unserm Herrn zu dienen.“ In einer dieser Fastenpredigten begab es sich, daß ein junger Edelmann aus Franzens Bekanntschaft lächelte und mit unverwandten Augen und unschicklichen Geberden nach einer jungen Dame hinsah. „Was ist das?“ rief Franz, dem diese Entweihung nicht entgangen war. „Wo sind wir? Wie? In der Kirche, während der Predigt sich zügellos aufführen? Halte ein, wer immer du sein magst. Höre auf, bitte Gott um Verzeihung. Ich darf dieses Aergerniß nicht dulden. Wenn du dich nicht besserst, werde ich dich mit Namen nennen und an den Pranger stellen.“ Dann fuhr er in der Predigt fort. Der junge Edelmann aber bat nachher demüthig um Verzeihung.

Zuweilen ließ sich Franz durch einen andern Geistlichen bei diesen Predigten vertreten. Allein dann war die Kirche stets sparsam besucht. Einer der Geistlichen, ein sonst wackerer Mann, konnte sich in die Demüthigung, nur eine so geringe Zuhörerschaft zu haben, nicht finden und rief: „Ach, wozu gebe ich mir doch so viele Mühe, den Samen in ein so undankbares Erdreich zu streuen?“ Franz billigte diesen Ausfall nicht. „Was will er damit?“ sagte er am Abend zu

einem Vertrauten. „Er hat uns, um eines Fehlers willen gescholten, den wir nicht begangen hatten, da wir anwesend waren; es war nicht unsere Schuld, daß so viele Plätze leer blieben. Hat er etwa gewollt, daß wir, um sie auszufüllen, uns in Stücke zerreißen sollten? Wollte er den Schuldigen Vorwürfe machen, so mußte er auf die Straßen und öffentlichen Plätze gehen, um die in die Kirche hinein zu nöthigen, welche dort waren. Er hat die Unschuldigen ausgezankt und die Schuldigen straflos gelassen."

Neben dem Predigen brachte Franz fast alle Zeit im Beichtstuhle zu. Als er einen ganzen Samstagsnachmittag darin verweilt, bemerkt der Domherr Deage, welcher sein Hofmeisteramt noch nicht vergessen hatte, daß ein so unbesonnenes Arbeiten dem Bischof das Leben verkürzen würde. Lächelnd gab der Heilige zur Antwort: „Es würde Ihnen zu großer Ehre gereichen, wenn ein Schüler von Ihnen ein Märtyrer werden und im Dienste des Allerhöchsten, um des Seelenheiles der Nächsten willen sein Leben aufopfern sollte. Sie aber haben einen gar zu verzagten Menschen auferzogen, können also eine solche Ehre von ihm nicht erwarten, die ohnehin in unsern Tagen ein gar seltenes Ding ist."

In diese Zeit fällt auch der in Gemeinschaft mit dem Präsidenten Favre gefaßte Plan des Bischofs, in Annecy eine höhere Schule zu errichten. Diese kam auch unter dem Namen Florimontana zu Stande und erhielt sehr weise Satzungen. Die Rede, womit der hl. Bischof dieses Institut eröffnete, ist ein Meisterwerk.*)

Von Annecy begab sich Franz nach Thonon, um das vom Pater Cherubin für diese Stadt ausgewirkte zweimonatliche Jubiläum dort zu feiern, auch die Priester des heiligen Hauses zu ermuthigen und eine Gesellschaft von Büßenden, die er vormals gestiftet und die bei den unglücklichen Zeiten keinen Fortgang hatte gewinnen können, zu fördern. Er ließ

*) Näheres siehe Seite 565 der Vie de St. François vom curé de St. Sulpice.

sich unter die Sodalen oben an schreiben und hatte den Muth, mit der Genossenschaft nach St. Claude eine Wallfahrt zu unternehmen. Hierbei muß man über den See setzen und Franz führte seine Gesellschaft mit dem Kreuze in der Hand durch das religiös feindselige Waadtland. Von Thonon aus setzte Franz seine Visitation fort.

In St. George de Mornex erfuhr er den Tod seiner jüngsten Schwester, welche Frau von Chantal, um sie zu erziehen, mit sich nach Burgund genommen hatte. Diese Nachricht traf ihn wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft. Er liebte diese Schwester zärtlich. „Ich hatte sie (schreibt er im 135. Briefe) mit eigener Hand getauft. Sie war das erste Geschöpf, an welchem ich mein Priesteramt übte. Ich war ihr geistlicher Vater und versprach mir einst etwas Gutes daraus bilden zu können.“ Sie war mit den schönsten Eigenschaften ausgestattet und gab für die Zukunft die schönsten Hoffnungen. Ungeachtet so vieler Beweggründe zur Betrübniß verlor das Herz des heiligen Bischofs seinen Frieden nicht. Es wurde vom Schmerze gebrochen, blieb aber ruhig und in die Hand ergeben, welche es züchtigte. „Jesus lebe,“ schrieb er an Frau von Chantal. „Mitten in meinem leiblichen Herzen, das diesen Tod so tief empfunden hat, empfinde ich recht merklich eine gewisse Lieblichkeit, Ruhe und ein gewisses süßes Ruhen meines Geistes in der göttlichen Vorsehung, welche in meiner Seele eine große Freude neben der Trauer unterhält. Sie macht Alles gut und fügt Alles auf das Beste. Sie hat das Recht, einzuernten, was sie gepflanzt hat und die Früchte zu ihrer Zeit einzubringen, und erweist meiner Seele eine große Gunst, wenn sie dieselbe, ehe sie sich besudelt, aus der Welt zurückziehet.“

An eine Anverwandte schrieb er: „Die arme kleine Schwester, welche so schnell aber auch so christlich heimgegangen ist, hat mein Herz recht zur Liebe des höchsten Gutes erweckt, auf welches dieses ganze kurze Leben sich beziehen soll. Halten wir uns nur recht im Heilande unserer Seelen

vereinigt, in welchem allein wir das Glück finden können!" Franz beunruhigte am meisten der fürchterliche Schlag, den dieser Tod auf das Herz seiner Mutter führen möchte. Er glaubte, seine Visitation unterbrechen zu müssen, um eine so tief betrübte Seele zu trösten, und begab sich eiligst nach Schloß Sales. Sein Bruder, der Domherr Johannes Franz, hatte der Mutter die schreckliche Nachricht bereits mitgetheilt. Bei der Eröffnung eines so unerwarteten Todes war der erste Weheruf dieser starken Frau ein Ruf der Ergebung in den Willen Gottes gewesen, ihre erste Handlung ein Gebet für die Seele ihrer theuern Tochter. Hierauf hatte sie wie eine Mutter reichlich geweint, sich aber wie eine Christin gefaßt. Franz erzählt die Sache mit seiner gewöhnlichen Anmuth also (Brief 135): „Meine gute Mutter hat diesen Kelch mit einer durchaus christlichen Standhaftigkeit getrunken und ihre christliche Stärke, von welcher ich stets eine gute Meinung hatte, hat meine Vorstellung weit übertroffen. Am Sonntag früh, nachdem sie die ganze Nacht hindurch davon geträumt, ihre Tochter Johanna sei todt, fragte sie, selbst noch im Bette, was daran wäre." — Es ist wahr, Mutter, erwiderte der Sohn, ohne ein einziges Wort hinzufügen zu können. — „Gottes Wille geschehe, sagte meine gute Mutter und weinte eine Zeit lang reichliche Thränen. Sodann rief sie ihre Kammerfrau und sprach: Ich will aufstehen und in die Kapelle gehen, um für meine arme Tochter zu Gott zu bitten. Augenblicklich gab sie diesen Worten auch Folge. Kein Wort der Ungeduld entschlüpfte ihr; nicht einmal eine Augenbewegung verrieth Unruhe. Tausendmal pries sie Gott, tausendmal ergab sie sich in seinen Willen. Niemals sah ich einen Schmerz, mit welchem so reichliche Thränen bei so großer Ruhe des Gemüthes sich vereinigten. Die Thränen entpreßte ihr die Zärtlichkeit; gleichwohl vernahm man kein Wort der Klage. Und doch betraf es ihr theures Kind. Sollte ich eine solche Mutter nicht recht lieb haben?"

Franz tröstete seine Mutter, hörte derselben und der ganzen Familie Beichte und reichte Allen das Sacrament, das da tröstet und stärkt. Er schrieb dann auch an Frau von Chantal, um diese über den Verlust zu trösten. In diesem rührenden Briefe billigte er, daß sie für die liebe Verstorbene ein hl. Seelenamt halten lasse, aber will kein anderes Gepränge, als was die Kirche vorschreibt. „Wozu auch Weiteres?“ schreibt er, „ich liebe Einfachheit im Leben und im Tode. Eine Tochter, die nie einen Rang in der Welt einnahm, hat keinen gottesdienstlichen Pomp nöthig. Sie wollen mir die Rechnung aller dieser Kosten, so wie derer für die Krankheit übersenden, denn so wünsche ich es.“ Merkwürdig ist in diesem Briefe die Ermahnung der heiligen Wittwe zur Seelenkraft, als wollte er sie auf die großen Opfer vorbereiten, die sie später bringen sollte. Er fragt: „Hat Ihr Compaß sich nicht von seinem heiligen Gestirn, dem Wohlgefallen Gottes, entfernt? Was hat Ihr Herz gethan? Haben Sie denen kein Aergerniß gegeben, welche Sie in dieser Lage erblickten? Wir müssen uns gefallen lassen, daß Gott uns schlägt, wohin Er will. Die Wahl gebührt Ihm. Herr Jesus, Dein Wille geschehe an Vater, Mutter, Tochter in Allem und überall, ohne Vorbehalt, ohne Wenn und ohne Aber, ohne Ausnahme, ohne Beschränkung. Ich meine Sie zu sehen, meine theure Tochter, mit Ihrem kraftvollen Herzen, das mächtig liebt und will. Ich weiß ihm Dank dafür; denn wozu sind jene halb erstorbenen Herzen gut? Man soll sich oft üben, den Willen Gottes zu wollen, kräftiger, zärtlicher, feuriger, als irgend etwas auf der Welt zu lieben und zwar am meisten bei unerträglichen Ereignissen. Diese Lehre ist hoch, aber Gott, für welchen wir lernen, ist auch der Allerhöchste. Sie haben vier Kinder, einen Vater, einen Schwiegervater, einen theuern Bruder. Das Alles ist Ihnen theuer und mit Recht, denn Gott will es; wohlan! Wenn das Alles Ihnen entrissen würde, würden Sie dann doch nicht an Gott genug behalten?

Wenn wir auch nichts als Gott hätten, wäre das nicht viel, wäre das nicht Alles?"

Nachdem Franz diese Familienpflichten erfüllt, setzte er im Oktober die Visitation seines Bisthums fort, bis ihn die Adventszeit am 23. November 1607 nach Annecy zurückrief. Die darauf folgenden Fastenpredigten 1608 hielt er in Rumilly, einem kleinen Marktflecken ab. „Ich komme," schrieb er nach denselben, „von meinem Orte der Freuden; ich habe ein demüthiges, lernbegieriges und andächtiges Volk gefunden. In großen Städten sieht man nichts als Hochmuth; die reichen Leute schmeicheln einander, meinen, sie seien etwas Besonderes. In diesem kleinen Marktflecken befindet sich mein Volk; denn dasselbe hört das Wort Gottes mit besonderer Begierde, Demuth und Andacht an." In Rumilly befreite Franz auch mehrere Besessene vom bösen Feinde. Hierauf unternahm er eine Nach-Visitation in verschiedenen nahe belegenen, bereits früher visitirten Pfarreien.

Um diese Zeit kamen ein Paar Genfer Damen aus Neugierde, den berühmten Bischof von Sales kennen zu lernen, nach Annecy; bei dem Besuche, den sie ihm machten, brachte er geschickt die Rede auf die Lehren Calvin's, deren Unrichtigkeiten er hervorhob. Dieses Mittel verfing nicht. Die Damen brachten vielmehr bei ihrem zweiten Besuche verschiedene Schwierigkeiten gegen den Katholicismus zur Sprache. Er gab ihnen aber eine so klare entschiedene Auseinandersetzung, daß sie zwischen Wahrheit und Irrthum zu schwanken begannen. Er bat Gott, sie zu erleuchten. Sie beteten um das Gleiche, Gott erhörte die Betenden und erleuchtete die Calvinistinnen. Nachdem sie die Göttlichkeit der katholischen Religion erkannt hatten, fühlten sie auch den Muth, sich zu derselben zu bekennen, blieben zeitlebens treue Töchter derselben und bethätigten ihren Glauben durch die reinste Tugend und Führung. Franz war noch nicht lange in Annecy, als er in Folge eines Auftrags des Herzogs nach Thonon gehen mußte, wo er namentlich das hl. Haus auf einen

sichern Bestand zu bringen hatte. Auf dem Wege dahin begab es sich, daß er bei dem Pfarrer von Machilly zu Mittag speiste. Aus Versehen war statt des Salzes Mehl auf die Tafel gesetzt, dessen sich der Heilige fortwährend bediente, bis einer der Anwesenden den Mißgriff entdeckte und die Bemerkung machte, dieses Salz dünke ihm, wiewohl es kein Zucker wäre, doch gar zu süß zu sein. Franz lächelte, als hätte er es nicht bemerkt, mit den Uebrigen und sagte, es sei Alles einerlei. Doch ward er nachher schamroth, als die Anwesenden dies seiner beim Essen gewöhnlichen Abtödtung zuschrieben. In Thonon führte er auch zwei von dem wahren Glauben abgefallene Priester, den einen aus Nizza, den andern aus Verdun, der Kirche wieder zu. Beide waren durch die Versuchung, ein zügelloses Leben führen zu können, zum Abfalle verleitet gewesen.

„Ein großer Trost," schrieb Franz (Brief 149), „ist es für mich gewesen, sie in die Arme der Kirche zurückkehren zu sehen und die große Gewalt wahrzunehmen, welche sie dabei über sich selbst übten. Ach! sie waren einst gottesfürchtig! Aber Jugend, Eitelkeit und Fleisch hatten sie wider ihr eigenes Gewissen in diese Abgründe gestürzt. Besonders hat mich der eine gejammert, da er mir seinen Fall erzählte, folglich hat mich auch die Standhaftigkeit seiner Rückkehr höher erfreut. Ach, welche Gnade habe doch ich empfangen, der ich so lange Zeit noch so jung und armselig, mich unter den Irrgläubigen umhertrieb und von denselben Lockspeisen geködert ward, ohne daß mein Herz auch nur einmal einen Blick auf diese unglücklichen Gegenstände warf. Gepriesen sei die gütige Hand Gottes, die mich in seinem Gehege fest gehalten hat! Diese Reise nach Thonon war eine meiner glücklichsten. Die offene Erzählung, welche mir die jungen Priester von ihrem Falle machten, hat mir große Einsichten für die Führung der Seelen und eine heilsame Lehre für mein eigenes Verhalten gewährt."

Nach Annecy zurückgekommen, erfuhr Franz, der heilige Vater sei mit ihm unzufrieden, weil er sich nicht mit der

schuldigen Sorgfalt der Unterdrückung ketzerischer Bücher in seinem Bisthume angenommen. Diese Insinuation hatte dem Papste ein Ordensbruder gemacht, welcher als Missionär in das Bisthum Genf gekommen war. Es war kein anderer, als der mehr gedachte Pater Cherubim. Seinem prüfungslosen Eifer fehlte es an der nöthigen Klugheit. Er hatte sogar zu einem Aufstande Veranlassung gegeben, welcher nur durch des Bischofs Dazwischenkunft unterdrückt war. Nachdem er durch seinen unüberlegten Eifer lange Franzens Geduld ermüdet, hatte dieser bei seinen Obern seine Zurückberufung beantragt. Nun bildete sich Cherubim, der es gut gemeint haben mochte, ein, Franz sei zu nachsichtig gegen die Ketzer und suchte dessen Antrag durch seine Anklage, die ihn zugleich entschuldigen sollte, zu entkräften. Franz beschwerte sich über den Pater gegen Niemand und wenn er seinem Bruder Ludwig und seinem Freunde Favre sein Leid klagte, so geschah es ohne Bitterkeit gegen Pater Cherubim. Er schrieb an den Kardinal, der ihm über diese Anklage einen Wink hatte zukommen lassen, daß, wenn die Sache sich wirklich vorgetragener Maßen verhielte, er allerdings des hl. Vaters Erzürnen und sogar als ein nachlässiger Seelenhirt bestraft zu werden verdiene. Er könne aber, nachdem er bei der Visitation in allen Pfarreien seines Bisthums umhergekommen, versichern, daß sich kein einziger Irrgläubiger darin befinde, da diese sich in die den Bernern oder Genfern unterworfenen Orte begeben. Eben so habe er auch kein ketzerisches Buch, eins ausgenommen, das aus Unachtsamkeit im Winkel eines Hauses liegen geblieben, aber ganz mit Staub bedeckt gewesen, vorgefunden. Die Katholiken hätten in Beziehung auf Schriften ein so zartes Gewissen, daß, wenn ihnen ein Buch irgend zweifelhaft erscheine, sie solches an die dazu Bestellten abgäben oder in's Feuer würfen. In Genf kämen zwar immer neue Bücher zum Vorscheine, unrichtig sei aber, daß dieselben nach Savoyen gebracht würden. Möglich sei, daß er nicht allen Fleiß angewendet, den er hätte anwenden

sollen, doch habe er den besten Willen, handle aufrichtig und zum Nutzen des Glaubens nach dem Maße seiner geringen Kräfte, obwohl bei seiner Schwachheit nicht Alles geschehen möge, was erfordert werde. „Eminenz, bitte ich," so schloß er sein Schreiben, „die Freudigkeit meines Gemüthes, deren ich in diesem armen Lande so benöthigt bin, mir zu erhalten; mein Geist wird erfreuet und gehoben werden, wenn mir versichert werden kann, der heiligste Vater sei mit mir nicht unzufrieden und ich von der allgemeinen Gewogenheit, welche er gegen alle seine Untergebenen trägt, nicht ausgeschlossen." Der Kardinal meldete ihm auch bald, der heilige Vater habe der Anklage keinen Glauben beigemessen, da demselben sein katholischer Eifer aus dem, was er gewirkt, genugsam bekannt geworden; er sei im Gegentheil mit seiner Führung und Handlungsweise ausgezeichnet zufrieden.

Diese Nachricht war wohlthuender Balsam auf des Bischofs Wunde, den nichts tiefer verletzte, als die Vorstellung, den Mißfallen des hl. Vaters sich zugezogen zu haben. „Ach," rief er aus, „jetzt empfinde ich stärker als je, daß ich ein wahrhaftes Kind des hl. Stuhles bin, denn es ist mir, als ob Gott mir das Leben wiedergegeben hätte, und ich weiß nicht, wie ich es verhüten möchte, vor Schmerz zu sterben, wenn ich erführe, der gemeinsame Vater aller Kinder Gottes wäre böse auf mich und mit meinem Verhalten übel zufrieden." — Wirklich urtheilte der Papst höchst günstig über den heiligen Bischof und äußerte sich gegen Viele, er halte denselben für einen Heiligen; wenn alle Prälaten ihm geglichen, würden die Wölfe unter der Heerde des Herrn, die ihrer Obhut anvertraut gewesen, nicht so großen Schaden angerichtet haben und noch anrichten. Aber nicht allein wegen seiner Heiligkeit, sondern auch wegen seiner Wissenschaft schätzte Paul V. den hl. Bischof hoch. Er hatte von seinem Vorgänger als Erbtheil die Erledigung der zwischen den Dominicanern und Jesuiten entbrannten Controverse de auxiliis, d. h. der Frage erhalten: worin die kräftig wirkende

Gnade Gottes eigentlich bestehe? Paul hielt, ehe er die Entscheidung traf, für erforderlich, Franzens Gutachten einzuholen. Er hatte einen Brief desselben über diesen Gegenstand an den Erzbischof von Tarentaise zu sehen bekommen, worin jener kurz und treffend eine sehr angemessene Entscheidung der Frage in Vorschlag gebracht hatte. Der Papst wünschte eine noch ausführlichere Erläuterung seiner Ueberzeugung von Franz. Dieser legte seine Ansicht dem Papste dar, wie er sie später in seiner Abhandlung von der Liebe Gottes im XII. Capitel des II. Buches und im VII. Capitel des IV. Buches entwickelt hat, worin er mehr auf die Seite der Jesuiten trat. Er setzte die große Schwierigkeit auseinander, welche die Entscheidung haben werde, sprach übrigens unumwunden seine Meinung dahin aus, wie viele andere und wichtigere Dinge die Kirche in Betrübniß erhielten. Es würde zweckmäßiger sein, wenn der Papst diesen seine Fürsorge zuwende, als einen Ausspruch in einer Streitigkeit thue, welche nicht von erheblichem praktischen Werthe sei, während der Ausspruch wahrscheinlich neue Streitigkeiten und Zerrüttungen zur Folge haben werde. Obwohl der Papst bereits eine Bulle mit seiner Entscheidung hatte concipiren lassen, nahm er nach Franzens Aeußerung den Entwurf zurück, legte den beiden streitenden Theilen Stillschweigen auf und verbot ihnen, über die Frage ferner noch Etwas in den Druck zu geben. Beide Theile waren mit diesem Entscheide wohl zufrieden und statteten Franz, als dem Friedensstifter, ihren Dank ab. Zum Zeichen seines besonderen Vertrauens beauftragte der hl. Vater den Bischof von Genf, das Kloster von Puy de Orbe, mit dessen Aebtissin Franz schon früher über die verfallene Zucht correspondirt hatte, zu reformiren, und mit dem Bischofe von Basel nach der Franche Comté zu gehen, um die daselbst herrschenden alten Streitigkeiten zwischen dem Erzherzoge Albrecht und der burgundischen Geistlichkeit wegen des Salzwesens beizulegen. Bevor Franz die sehr schwierige Reformation des Klosters vornahm, gelang

ihm noch die Schlichtung eines langjährigen gänzlich durch die Rechtsgelehrten verfahrenen Rechtsstreites zwischen zwei Edelleuten zu hoher Bewunderung Aller, welche die großen Hindernisse und Schwierigkeiten der Unternehmung kannten, in unverhältnißmäßig kurzer Zeit.

Die Verhandlungen mit den Klosterfrauen sind überaus anziehend und geben einen neuen Beleg für die edle Klugheit und den sanften Glimpf, womit Franz fremde Gebrechen anzugreifen und zu bessern verstand. Die nähere Angabe ihres Inhaltes würde jedoch hier zu weit führen. Der 31. Brief des zweiten Buches seiner Sendschreiben enthält die Lehren, welche er der Aebtissin einzuschärfen für nöthig hielt.*) — Bei seiner Weiterreise nach der Franche Comté segnete er am 13. Oktober 1609 zu Montelon, wo sich beide betheiligte Familien versammelt, den Ehebund seines Bruders des Freiherrn von Thorens mit der Tochter der Frau von Chantal ein, deren Vater und Bruder bei dieser Gelegenheit sich damit einverstanden erklärten, daß Frau von Chantal sich aus der Welt zurückziehe. Die Hochzeit selbst ward, da die Braut erst 12 Jahr alt war, auf das folgende Jahr verschoben.

Ueber die Salzstreitigkeit zwischen dem Landesherrn von Burgund und der burgundischen Geistlichkeit waren bereits enorme Actenstöße voll geschrieben. Die Rechtsanwalte beider Partheien hatten die Sache in die größte Verwirrung gebracht. Mehrere schiedsrichterliche Versuche waren mißglückt. Ein ungemeiner Scharfsinn war erforderlich, um nur erst die augenblickliche Lage des Rechtsstreites zu erkennen. Verwickelt war diese dadurch, daß eine große Anzahl von Abteien, Stiftern, Klöstern, Pfarrern und Edelleuten ein Mitrecht an den streitigen Salzquellen von Salins behaupteten. Mit einer unglaublichen Geduld vertiefte sich Franz zu Beaumes les Nonnains, wo die Rechtsgelehrten beider Par-

*) Näheres ist nachzulesen in der Vie de St. François, vom Pfarrer zu St. Sulpice und Paris. I. S. 514 u. 586.

theien wohnten, in die voluminösen Acten, verhörte auch beide Theile noch näher und that dann mit dem Bischofe von Basel einen Ausspruch, der beide Theile befriedigte. Vom Erzherzoge Albrecht und dessen Gemahlin erhielt Franz in Anerkennung seiner Verdienste um die Schlichtung des verworrenen Streites sechs Leuchter, einen Kelch, zwei Opferkännchen und ein Glöcklein von Silber nebst andern Kostbarkeiten, welche er bei dem hohen Range der Schenkenden auszuschlagen für unhöflich hielt. Die Burgunder konnten den durchdringenden Scharfsinn, welchen der heilige Bischof bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt, nicht genug bewundern und bewiesen ihm alle möglichen Ehren. In Dole ward er ersucht, am Allerheiligentage zu predigen. Vorher spendete er an 800 Personen das allerheiligste Altars-Sacrament. Seine Predigt riß Alle so hin, daß sie sich selbst in der Kirche des lauten Beifalls nicht enthalten konnten. Er predigte über die Gnadenwahl, worin er, ohne sie zu bezeichnen, die calvinische Irrlehre widerlegte und darthat, wie der Gott, den die katholische Kirche anbetet, ein sanfter, gütiger, barmherziger Gott für Alle ist, die ihn anrufen, wie dieser Gott, der alle seine Kinder retten will, allen Menschen, die eines guten Willens sind, sein Heil anbietet, deren folglich keins verloren gehen lassen will und seine Herrlichkeit darin sucht, Allen zu verzeihen, welche Reue empfinden, wie Gott endlich, welcher gegen Alle gerecht ist, kein Verdienst ohne Krone, wie keine Sünde ohne Strafe läßt. Das Barett, welches Franz bei dieser Gelegenheit getragen, erwies sich nachmals bei vielen Kranken, denen es gebracht ward, heilkräftig. Aehnlich, als in Dole, ward Franz in Besançon gefeiert. Es ward ihm außer der Zeit das hier aufbewahrte Schweißtuch Christi gezeigt, welches einen Abdruck der Gestalt und Wunden des göttlichen Heilandes enthält. Ihn rührte der Anblick zu andächtigen Thränen und er hielt eine Predigt, der er zum Text die Worte des blutflüssigen Weibes: „Wenn ich nur sein Kleid anrühre, werde ich gesund" unterlegte.

In Folge dieser Predigt wurden vom Volke seine eigenen Kleider geküßt. —

Der Aeußerung des hl. Augustinus, daß es keine besseren Menschen gebe, als diejenigen, welche in den Klöstern leben, kann mit gleicher Berechtigung die Behauptung gegenübergestellt werden, daß es auch keine schlimmeren giebt, als diejenigen, welche im Kloster ihrem Stande nicht nachkommen. Wenigstens ging Franz von dieser Vorstellung aus, wenn er mit unnachsichtigem Eifer den in den Klöstern seines Bisthums wahrgenommenen Abweichungen von ihren Statuten und vorgefundenen Unordnungen entgegenarbeitete und ungemein kräftige Maßregeln dagegen ergriff. Unter den Klöstern, welche einer Reformation dringend bedurften, befand sich die Benediktiner-Abtei Talloire, die in reizender Umgebung am See von Annecy gelegen, durch die große Anzahl und Stattlichkeit ihrer Gebäude einem Dorfe gleicht. Die liebliche Lage lockte viele Leute zum Besuche derselben, um sich dort an den Schönheiten der Natur zu erlustigen. Dieser Verkehr mit Fremden und das dadurch herbeigeführte Bankettiren hatte in den Klosterleuten verweltlichende Wirkungen geübt. Weil das Kloster in eine Comthurei verwandelt worden, hatten die Vorgesetzten mehr auf die Einkünfte, als auf das Leben der Religiosen ihr Augenmerk gerichtet gehabt. Um die Reformation recht gründlich vollziehen zu können, hatte sich Franz die Stelle eines Klosterverwesers vom hl. Vater übertragen lassen. Der Vorsteher Franz von Alban befürchtete zwar, dem hl. Bischof werde viele Ungebürniß Seitens der Religiosen widerfahren, deren einige ihm in ihrer Zügellosigkeit nur zu sehr bekannt waren. Franz suchte ihn durch die Bemerkung zu trösten, er werde in aller Freundlichkeit in seinem Geschäfte vorgehen. Sobald Franz in Talloire angelangt war, führte er den versammelten Religiosen den armseligen Zustand, in welchem sie sich den gethanenen Gelübden gegenüber befanden, mit liebreicher aber eindringender Beredsamkeit zu Gemüthe. Die meisten Zuhörer

waren gerührt und vergossen Thränen der Reue. Einige aber waren hartnäckig und wollten wissen, was die Reformation, die Franz angekündigt, bedeute, indem sie nicht Willens seien, sich etwa eine größere Strenge, als sie beim Eintritte in das Kloster daselbst vorgefunden, gefallen zu lassen. Diese Widerspenstigen sonderte Franz von den Reumüthigen. Er ließ sie nach Anrufung des Beistandes des hl. Geistes einen neuen Obern wählen. Es ward auch in der Person des Paters Coex ein Mann ganz nach dem Wunsche des hl. Reformators gewählt. Damit hielt er für den Anfang genug erreicht und ging unter Hinterlassung heilsamer Instructionen für den neuen Obern einstweilen nach Annecy zurück.

Einige der Widerspenstigen wiegelten andere gegen den scharf regierenden neuen Obern auf, so daß derselbe weichen und in einem benachbarten Pfarrhause Zuflucht suchen mußte. Als er am folgenden Tage ausging, wurden von dreien der Tumultuanten, welche ihm im Versteck aufgelauert, mehrere Pistolenschüsse auf ihn abgefeuert, welche glücklicher Weise nicht trafen. Aus Furcht vor Strafe begaben sich zwei der Frevler andern Tags zu dem Obern und baten weinend um Verzeihung ihrer Missethat, wozu sie von bösen Leuten angeleitet worden. Sie wüßten wohl, sagten sie, daß der Obere die Sache dem Bischofe anzeigen würde, sie hofften aber von der Sanftmuth dieses hl. Mannes Verzeihung. Flehentlich baten sie, den Frevel nicht beim Rathe zu Chambery zur Anzeige zu bringen. Sie kamen mit ihrer Entschuldigung der Anklage ihres Obern bei Franz zuvor. Dieser empfing jenen mit den Worten: „Wie stehet es, Pater, hat uns diese liebreiche Behandlung nicht erschreckt? Wären wir, wenn die Schüsse getroffen hätten, zu verzeihen und zu sterben bereit gewesen. Dieß ist nichts Geringes. Die Schuldigen haben sich bei mir gestellt. Sie fürchten, in Chambery angeklagt zu werden. Diese Anklage ist nicht räthlich. Wir müssen Vorsicht üben. Wir dürfen uns aus Sucht, Martyrer zu werden, nicht mitten unter unsere Feinde begeben. Aber

wenn sie uns zu Martyrern machen wollen, dann sollen wir in Geduld stehen. Sollten sie aber beim jüngsten Gerichte sich unter den Auserwählten befinden, so werden sie unsere Freunde in Ewigkeit sein und wir werden sehen, daß sie nicht so schlimme Feinde gewesen, als wir geglaubt. Ich habe den Frevlern gedroht und denselben zugeredet. Sie haben mir Besserung des Lebens und Buße zugesagt und Wunderdinge versprochen. Darum bitte ich Sie, begeben Sie Sich ins Kloster zurück, fahren Sie fort, Ihr Amt zu verwalten und lassen Sie nirgends einen Widerwillen hervortreten. Die Erfahrung wird Sie lehren, daß Gott zur Bekehrung dieser Bösen den Frevel zugelassen."

Es ist dem Heiligen von Vielen verargt, daß er ein solches Capitalverbrechen unverfolgt ließ. Eine vornehme Person äußerte sogar, sie möge wohl sehr gern an der Stelle des Franz von Sales sein, wenn derselbe vor Gottes Gerichte stehen werde, aber sie fürchte sich eben so sehr, die Verantwortung der Sünden zu übernehmen, zu denen die allzugroße Güte und Sanftmuth dieses Bischofs Anlaß gebe. Franz erwiderte: es werde ihr noch weit mehr angst werden, wenn sie wegen seiner Missethaten Rechenschaft geben sollte. Uebrigens wollte er lieber durch Uebermaaß der Güte, als der Strenge fehlen, er habe hier Christum als Vorbild der Sanftmuth, der, wie er sein Herr sei, auch sein Richter sein werde. In Begleitung eines ihm auf sein Ersuchen dazu beigeordneten Mitgliedes des Rathes von Savoyen begab er sich zur Fortsetzung der Reformation in das Kloster Talloire. Zu den widerstrebenden Geistlichen gewendet, sprach er: „Ihr wollet Euch in das Verderben stürzen, ich aber will Euch wider Euren Willen erhalten." Nach einer kurzen Ermahnung forderte er sie auf, innerhalb 3 Monaten entweder die verlangte Reformation unbedingt anzunehmen, oder das Kloster zu verlassen. Letzteres wählten Einige und begaben sich in andere Ordenshäuser. Die Zurückbleibenden umarmte Franz und hielt ihnen eine sehr erweckliche Ermahnungsrede. Dann

bat er den Obern, seine Untergebenen immer mehr in der Demuth und Aufrichtigkeit zu festigen und nicht zu dulden, daß sie ihre Mitbrüder mit Wort oder That straften, sondern sich zu bemühen, dieselben durch ein gutes Vorbild zu gewinnen. Es sei, sagte er, zur Ausführung der Reformation eine große langmüthige Geduld erforderlich. Er solle sich der Geduld des Heilandes erinnern, welcher nach 33 Jahren seines Lebens nicht mehr als 120 Jünger und unter diesen mehrere unvollkommene hinterlassen. Man müsse Herz behalten, aber doch auf Vollkommenheit dringen; hierzu bedürfe es großen Starkmuthes, die Frucht müsse in Geduld erwartet werden. Er stellte dem Obern das Bild der Königin unter den Bäumen, der Palme, vor, welche erst nach 100 Jahren Frucht bringe; aus noch geringern Anfängen habe Gott größere Früchte hervorgehen lassen. Man müsse sich fest vornehmen, die Mauern Jerusalems wieder aufzurichten, wenn der Allerhöchste seine hilfreiche Hand dazu verleihe. Allein dieß sei nicht das Werk eines Mannes oder wohl gar nur eines Tages. Man müsse mit Milch oder Honig diejenigen ernähren, welche, noch Kinder im geistlichen Leben, keine stärkern Speisen vertragen könnten.*)

Franz hinterließ noch eine Menge fruchtbarer Lehren in Bezug auf die äußere Disciplin und hatte die Freude, die leer gewordenen Plätze durch neue und fromme und eifrige Ordensleute eingenommen zu sehen. Die Reformation gewann gedeihlichen Fortgang. Um diese Zeit hatte Franz ein eigenthümliches Gesicht. Als er in seiner Kammer, in tiefe Betrachtungen versunken, ganz allein auf und nieder ging, erblickte er eine feurige Säule, welche ihn beim Gehen begleitete und sich dann zertheilte, indem ein Theil sich auf seinen Knieschemel, der andere neben seinem Lager in Gestalt einer Pyramide niederließ und endlich nach einiger Zeit verschwand. Franz fühlte sich ganz von heiligen Begierden

*) Vergl. den 178. von Franzens Briefen.

zur Erweiterung des Reiches Gottes entzündet. Er theilte die Erscheinung seinem Beichtvater Favre mit, weil er aber fürchtete, derselbe möge daraus ein Zeichen seiner Heiligkeit machen, setzte er hinzu: Gott habe ihn damit vielleicht ein Zeichen vom nahenden Tode seiner Mutter geben wollen. Favre deutete die Erscheinung aber dahin, daß Franz als ein neuer Moses aus dem unglückseligen Egypten der Welt Viele in das verheißene Land führen solle.

Um diese Zeit weihte Franz in Bellay den schon erwähnten Pierre Camus, der ihm noch nicht näher befreundet war, aber von Franzens Tugenden angezogen, durch ihn consecrirt zu werden gewünscht hatte, zum Bischof. Obwohl Camus, einer der heiligsten Bischöfe Frankreichs, damals noch nicht in dem später erlangten Ansehen stand, erkannte doch Franzens prophetischer Geist in ihm sogleich die große Seelenverwandtschaft, worin er zu ihm stand und schrieb auf die Einladung, jenen zum Bischof zu weihen, zurück: „Wohlan, mein Bruder, kommen Sie, damit ich Sie mit dem großen Zeichen des evangelischen Priesterthums ziere. Es ist gewiß, aber Fleisch und Blut begreifen es nicht, daß wir geistlicher Weise einander werden befreundet werden und diese Freundschaft sich nicht mit unserm Leben enden, sondern bis in das Grab, ja ewig dauern wird. Ich werde dadurch in Wahrheit Ihr Vater, Sie werden mein Sohn und wir doch zu einander Brüder werden. Gott weiß, daß ich bis an der Welt Ende gehen würde, um Ihnen die Inful aufzusetzen; ich würde eifersüchtig werden, wenn ein Anderer mir diese Ehre vorweg nehmen möchte.“

Diese Weise begründete zwischen den beiden heiligen Bischöfen eine Freundschaft, welche für alle christlichen Freundschaften als ein nachahmungswürdiges Vorbild dienen kann. Die Nachbarschaft erleichterte den persönlichen Verkehr. Sie kamen mindestens einmal im Jahre auf eine Woche zu einander und verkehrten mit einander in heiliger Freundschaft, zogen sich dann von der Welt zurück und lagen dem Gebete

und geistlicher Unterhaltung ob oder lasen Erbauliches und Belehrendes. Den Kern dieser Unterhaltungen hat Camus in der sehr anziehenden Schrift: Esprit de St. François de Sales zusammengestellt. Alles war in diesem lieblichen Verkehr edel und würdig. Der Bischof von Bellay verehrte den Genfer als einen Heiligen. Dieser aber erwies seinem jungen Freunde keine mindere Ehre. Da dieser eine solche Behandlung sich nicht zu erklären wußte, beklagte er sich einst gegen Franz über dieses rücksichtsvolle Begegnen. „Wofür achten Sie denn Jesum Christum, den ich in Ihrer Person ehre?“ „Wenn Sie es so nehmen,“ entgegnete Camus, „so werde ich mich nicht wundern, wenn Sie knieend mit mir sprechen sollten.“

Wenn Franz an seinem jungen Freunde Fehler bemerkte, hielt er ihm dieselben in lieblich kluger Weise vor. So hatte er wahrgenommen, daß Camus vor und nach der Messe ungewöhnlich lange betete und damit die Anwesenden belästigte. Um ihn darauf aufmerksam zu machen, gab er ihm das Beispiel des Gegentheils. Eines Tages, als ihn das Ausfertigen von Erlassen den ganzen Morgen an den Schreibtisch gefesselt, verfügte er sich erst um 11 Uhr in die Capelle, verrichtete vor und nach der Messe ein ganz kurzes Gebet und kam alsbald mit einer englischen Heiterkeit im Antlitze zurück, um an der Unterhaltung der Tischgenossen Theil zu nehmen und durch seine Andacht diejenigen nicht zu belästigen, die ihn zur Mahlzeit erwarteten. Am Abend machte ihn Camus darauf aufmerksam, wie er seine Vorbereitung und Danksagung zu kurz gefunden. Franz umarmte ihn und sagte: „O wie freut es mich, daß Sie mir so ungescheut die Wahrheit sagen. Ich wollte Ihnen seit drei oder vier Tagen ähnliches sagen, wußte aber nicht, wie ich's angreifen sollte. Was sagen Sie denn zu Ihren langen Andachten, auf deren Ende Alle sehnlichst warten? Jedermann klagt darüber. Nur Sie wissen nichts davon. So wenig Leute giebt's, die Bischöfen die Meinung zu sagen wagen. Da Niemand Sie hier

so lieb hat als ich, hat man mich gebeten, Ihnen diese Eröffnung zu machen. Ein wenig von dem, was Sie zu viel haben, würde uns Beiden sehr zu Statten kommen. Sie würden schneller zu Ende kommen und ich nicht so eilen. Glauben Sie, daß es der christlichen Liebe entspricht, so viele Leute, die Ihre Messe abwarten und die Sie zu sprechen wünschen, so lange harren zu lassen? Das Morgengebet ist eine genugsame Vorbereitung und die Danksagung wird im Laufe des Tages dann vorgenommen werden können, wo Sie Niemanden damit beschwerlich fallen."

Camus hatte im Anfange seines Episcopats noch einen andern Fehler; jung und feurig wollte er Alles hurtigst reformiren. „Gehen Sie," sprach Franz, „sacht im Geschäft vorwärts und eilen Sie nur mit Weile. Oefter bringt man das Gute nicht zu Stande, weil man zu viel Gutes zugleich schaffen will. Man muß Alles nach und nach thun und Fuß für Fuß (pedetentim) Terrain gewinnen." Lebhaften Charakters tadelte Camus Alle, die er auf Fehlern betraf, bitter und scharf. Franz sprach dazu: „Die Wahrheit, welche nicht mit Liebe vorgeht, geht aus einer Liebe hervor, die keine Wahrheit ist. Niemals darf man einen Tadel im Verdruß aussprechen, sondern stets in Liebe. Ob der Tadel aus der Liebe hervorgeht, erkennt man an zwei Zeichen; erstens, wenn man dem Nächsten die Wahrheit nur um der Liebe Gottes und dessen willen, den man tadelt, sagt, zweitens, wenn man dieselbe im Geiste der Sanftmuth sagt und wie der barmherzige Samaritan Oel mit Wein in die Wunde der Verletzten bringt. Der Vorwurf ist bitter von Natur; eingemacht in Süßigkeit und gekocht am Feuer der Liebe, ist er herzstärkend und liebenswürdig. Jeder, der Andern die Wege der Gerechtigkeit lehren will, muß sich entschließen, ihre Ungerechtigkeiten zu ertragen und ihre Undankbarkeit zum Lohne zu erhalten. Beim geistlichen Regimente darf man keinen unumschränkten und herrschenden Geist haben. Man erzwingt den Willen der Menschen nicht, man gewinnt sie

durch sanftes Eindringen; man schlägt leise an die Pforte der Herzen; man dringt sanft auf Oeffnung derselben und wenn diese erfolgt ist, führt man das Heil mit Freuden ein; weigert man die Oeffnung, so erträgt man den Abweis mit Sanftmuth. In der königlichen Galeere der göttlichen Liebe giebt es keine Zwangsarbeiter. Alle Ruderer sind Freiwillige. Gott duldet, daß man seinen Einsprechungen widersteht und läßt doch nicht ab, einzusprechen, wenn man seine Bemühungen auch zurückweist. Die Schutzengel machen es ebenso und verlassen uns nicht, wenn wir auch Gott verlassen. Das sind unsere Vorbilder!" Auch in seinen Briefen empfahl Franz seinem jungen Freunde die Ablegung dieser Härten in Predigten. „Man muß," schrieb er, „viele Geduld mit den Kindern haben, so lange sie noch im zarten Alter sind. Wenn sie auch zuweilen die Brust, die sie nährt, beißen, darf man ihnen dieselbe doch nicht nehmen. Erinnern wir uns der Worte des Apostels: Predige das Wort in aller Geduld und Lehrweisheit. Er setzt die Geduld zuerst als die nothwendigere, ohne welche die Lehre zu nichts dient. Fahren wir fort, gut anzubauen; es giebt kein so undankbares Land, das des Anbauers Liebe nicht fruchtbar machte."

Camus klagte einst, Jemand sei seiner Schuldigkeit gegen ihn nicht nachgekommen. Franz antwortete: „Ich bin damit einverstanden, daß man wider Sie ungerecht gewesen ist; aber es liegt nur an Ihnen, der Weisere zu sein." Wie? fragte Camus. „Indem Sie schweigen." Um ihn zu ermuthigen, berief sich Franz auf das Beispiel einer seiner Ordensschwestern von der Heimsuchung welche sich unter den langen und scharfen Schmerzen ihrer letzten Krankheit keine Klage entschlüpfen ließ und die ihn, dem Tode schon nahe, gefragt hatte, ob es nicht eine große Kleinmüthigkeit und eine große Untreue sei, wenn sie sage, sie befände sich sehr übel und so den Anschein gebe, als beklage sie sich oder wolle bedauert sein.

Camus glaubte, als Bischof sich vom Beichthören dispensiren zu können. Franz tadelte ihn deshalb. Der Getadelte

ging nun in den Beichtstuhl und derselbe ward von Beichtwilligen belagert. „Fürwahr," schrieb er an Franz, „indem Sie aus mir einen Confessor machen wollten, haben Sie einen Märtyrer aus mir gemacht. Ich halte es nicht länger aus." „Haben Sie," antwortete Franz, „gelesen, daß die Winzer oder Schnitter sich über eine zu große Ernte beschweren? Welche Ehre ist es für Sie, daß Gott sich Ihres Amtes bedient, um so viele arme Seelen vom Tode der Sünde zu befreien und sie zum Leben der Gnade hinzuleiten? Ich sehe indessen, Sie wollen, daß ich Sie beklage und Ihr Leid bejammere. Wohlan es sei. Ich gestehe Ihnen also, daß, wie man diejenigen Märtyrer nennt, welche Gott vor den Menschen bekennen, man eben so gut diejenigen Märtyrer nennen kann, welchen die Menschen vor Gott bekennen lassen. Aber Muth! Bleiben Sie an diesem Kreuze und beharren Sie an demselben bis an das Ende."

Von Camus ist eine schöne Antwort charakteristisch, die er dem ehrgeizigen Cardinal Richelieu, welcher nicht genug Pfründen in seiner Person vereinigen konnte, gegeben, als dieser ihm, da er die Einkünfte seines Bisthums als sehr kärglich erkannt, eine reiche Abtei angeboten und er dieselbe ausgeschlagen, weil er es nicht für erlaubt hielt, mehrere geistliche Pfründen zu besitzen, wenn eine zum Unterhalte genüge, was bei mäßigen Ansprüchen mit dem Bisthume Bellay der Fall sei. Der Cardinal bewunderte diese Uneigennützigkeit und sagte, wenn er Papst wäre, würde er den Bischof heilig sprechen. Camus antwortete: „Hochwürdigster Herr, wenn dieses geschehen sollte, würde ein Jeder von uns haben, was er verlangt."

Als er die erste freundschaftliche Zusammenkunft mit Franz hatte, bemerkte Camus, er müsse Franz, so groß dessen Tugenden auch seien, doch einen Fehler vorrücken, den er begangen, wozu er sich als Freund verbunden erachte. Franz erwiderte, es werde ihm nicht nur jetzt, sondern bei allen Gelegenheiten, wo er fehle, ein Gefallen geschehen, wenn er

daran erinnert werde. Camus sagte nun, Franzens Fehler bestehe darin, daß er ihn zu früh geweiht,*) obwohl er selbst keinen mindern Fehler durch seine Einwilligung begangen, doch könne Franzen dieser Fehler nicht entschuldigen. Franz entgegnete: sein Fehler werde durch einen übeln Umstand verschlimmert, er fürchte, Gott werde ihm dieses Verbrechen niemals nachlassen, weil er — gar keine Reue darüber empfinde, doch könne ihn der Bischof von Bellay von dieser großen Schuld erledigen, wenn derselbe zu leben fortfahre, wie er angefangen und sich befleiße, alle Pflichten des bischöflichen Amtes zu erfüllen. Hierbei nahm Franz Veranlassung, dem Bischof Camus näher auseinander zu setzen, welche Obliegenheiten ein Bischof habe. Dieses Zureden hatte jedoch dem Bischofe von Bellay seine Furcht noch nicht benommen. Er hatte später sogar den Vorsatz, sein bischöfliches Amt zu verlassen. Diesem trat Franz in seinem vom 14. August 1613 datirten Sendschreiben entgegen, das sehr lesenswerth ist.

Ein anderes Mal hatte Camus die Sittenlehre des römischen Philosophen Seneca sehr gelobt und geäußert, er kenne keinen heidnischen Weltweisen, welcher in seinen Neigungen und Lehren dem Evangelio näher komme. Franz entgegnete, das sei nur Täuschung des ersten Augenscheins, in der Sache selbst seien Beide weit auseinander, das Evangelium rede von nichts als von der Demuth, vom Mißtrauen auf unsere Kräfte und der Verachtung unserer selbst. Seneca dagegen wolle, daß wir unsere vermeintliche Hoheit wohl zu Herzen nehmen möchten, seine Schule sei die Schule der Hoffart, sie lehre eine hohe Einbildung auf eigene Kräfte haben, indem ein weiser Mann nirgends außer sich die Glückseligkeit suchen solle. Es erhebe einen solchen Weisen über Alles, was wir sehen, und mache ihn zum Herrn der Welt. Alle diese gefährlichen Lehren seien vom Evangelio weiter entfernt, als

*) Camus war erst 25 Jahre alt, hatte aber natürlich den vom canonischen Alter entbindenden Consens des hl. Stuhles zu seiner Weihe erhalten.

der Himmel von der Erde. Seneca's weiser Mann sei ein lauteres Nichts, bestehe nur in einer leeren Einbildung und werde von andern Weltweisen verachtet, und wenn man die Sache nur ein wenig betrachte, sehe man wohl, daß die Natur dahin nicht gelangen könne, wohin der stoische Philosoph dieselbe bringen wolle. Die große Gemüthsruhe und Ertragung der Widerwärtigkeiten, von welcher Seneca so viele Worte mache, könne man zwar fordern, aber dazu in diesem Leben nie gelangen. Wenn man sich gleichwohl berühme, dieselbe zu haben, sei es nichts Anderes, als ein böser Hochmuth, eine Vermessenheit, eine eitle Ruhmbegierde.

Camus entgegnete: wenn man auch den Hochmuth der stoischen Philosophie, welcher sich zur Armseligkeit der menschlichen Natur übel schicke, nicht entschuldigen dürfe, könnten uns doch ihre Lehren, wenn man diesen Hochmuth absondere, zur Standhaftigkeit in allen Fügungen, zur Verachtung der Welt und des Weltwesens dienen, auch bewirken, daß wir in uns selbst eine Glückseligkeit fänden, die doch auf christliche Tugenden gebaut sei. So würden Seneca's Lehren einem frommen Christen zu Statten kommen, der seine Tugenden nie sich selbst zuschreibe, vielmehr überzeugt sei, daß er aus sich nichts vermöge, sondern Alles von Gott habe, von diesem Alles hoffen, diesem allein die Ehre geben müsse.

Franz entgegnete, das könne freilich wohl geschehen, sei aber ein langer und beschwerlicher Weg, welcher Viele betrogen habe. „Glauben Sie mir," schloß er seine Entgegnung, „der Eigenliebe darf man nicht schmeicheln. Sie ist für sich selbst schon stark genug. Dieselbe überlistet uns und ziehet uns schier gegen unsern eigenen Willen mit Gewalt fort. Wie sollen wir uns denn nicht fürchten, mit den Feinden, die uns betrügen, in ein gutes Verständniß zu treten, ihre Stärke zu vermehren und selber zu unserem Unglücke zu helfen? Glückselig ist, wer der Begierde nach Ehren nicht trauet, von welcher Niemand ausgenommen und die dem Menschen eben so fest eingeboren ist, als sie der Tugend ent-

gegenstehet. Glücklich auch der, wer immer wider die hoffärtigen Einbildungen streitet und sich vor alle dem hütet, was dieselbe ernähren und vermehren kann." Camus hörte fortan auf, den Seneca zu bewundern. —

Ein anderer Vorwurf der Unterhaltungen dieser bischöflichen Freunde war das Amt eines rechten Predigers, zu welchem Franz bei Camus große Gaben erkannte. Er besprach sich mit ihm über die Weise, wie man das Evangelium vortragen, wie man sich dabei der hl. Väter, der Kirchenversammlungen, der Weltgeschichte bedienen solle. Er gab Regeln über die geistliche Eloquenz, über das Gebärdenspiel beim Predigen, worüber auch der 38. Brief des 1. Buches der Briefe Franzens zu vergleichen ist. Vor Allem aber schärfte er ihm ein, wie ein gottesfürchtiges Leben die meiste Frucht schaffe, indem, wer Andere bessern wolle, in seinem Wandel unsträflich sein müsse; der Prediger müsse nicht nur schwere Verbrechen, sondern auch kleine und läßliche Sünden und Alles vermeiden, was den Schein des Leichtsinnes, der Eitelkeit und Unvollkommenheit habe. Deßwegen müsse man die weltlichen Gesellschaften fliehen, deren Gespräche, wenn sie von der besten Art wären, doch nur von eiteln Dingen handelten. „Wie kann derjenige," sagte Franz, „mit Frucht gehört werden, der, obwohl durch seinen Stand zu einem eingezogenen Leben verpflichtet, doch Zusammenkünfte liebt, welche den Geist zerstreuen und unordentliche Freundschaften, wo nicht noch Schlimmeres verursachen? Von Buße zu predigen, taugt derjenige nicht, welcher der Kurzweil nachgehet. Dem Prediger stehet das Reden wider den Ueberfluß nicht an, wenn Jedermann weiß, daß er selber im Ueberflusse lebt. Der gemeine Mann sieht die Prediger für Männer an, welche durch ihre Bemühungen die Oberhand über ihre Neigungen gewonnen und dieselben im Zaume zu halten gelernt haben. Sie können zwar vor dem Volke thun, als sei ihr ganz mit weltlichen Dingen vollgepfropftes Herz mit der Liebe Gottes erfüllt. Sie wissen sich dann

aber nur wie Komödianten zu verstellen. Sehr zu fürchten ist, daß solchen Predigern Weltliche vorwerfen, ihr Leben stimme nicht überein mit ihren Worten, sie erkennten zwar, was tugendhaft sei, setzten aber diese Erkenntniß nicht in Ausübung, und die Heiligkeit des Evangelii, welches sie predigten, werde durch ihr Leben geschändet." Franz warnte vor jener Beredsamkeit, welche in zierlichen Phrasen und scharfsinnig auf einander gehetzten Antithesen eine Stärke suche und sich dazu der hl. Schrift bediene, indem damit nur die Spitzfindigkeit des Verstandes gezeigt werde. Ohne Zierrath, auf einfältige Weise, mit eifrigen Worten und ohne Hin- und Herwerfen des Leibes zu Hervorbringung erkünstelter Lebendigkeit müsse gepredigt werden.

„Das war eine rechte Predigt," sagte Franz, „wenn die Zuhörer stillschweigend davon gehen, einander, ohne ein Wort zu verlieren, ansehen und anstatt den Prediger zu loben, die Nothwendigkeit erwägen, ihr Leben zu ändern." Camus beflіß sich auch, in der ihm von Franz empfohlenen Weise zu predigen. Einstmals aber in einer Predigt, die er vor den Ordensfrauen von der Heimsuchung Mariä hielt, wich er davon ab, ließ seiner Beredsamkeit freien Lauf, lobte die Heiligkeit der Klosterfrauen und stellte sie in ihrer Liebe gegen die Armen als Vorbild auf. Er wollte damit nicht schmeicheln. Er redete, wie es ihm um das Herz war. Er gedachte durch ein wohl verdientes Lob jene eifrigen Seelen zur Beharrlichkeit zu ermuntern, vielleicht wollte er auch ihren heiligen Stifter indirekt ehren. Diese Predigt gefiel Allen. Man erschöpfte sich in Lobsprüchen des Predigers. Nur Franz sprach kein Wort. Camus fragte ihn um seine Meinung. Franz sagte: „Allen hatte die Predigt gefallen, nur Einem nicht." Auf Camus Bitten, ihm diesen Einzigen zu nennen, bekannte Franz, daß er selbst dieser Eine sei, da er nach ihrer Abrede, auf der Kanzel niemals zu schmeicheln, noch in das göttliche Wort das Lob der Geschöpfe einzuflechten, eine solche Predigt nicht erwartet habe.

Es sei sonnenklar, daß der Tugend das Lob viel mehr schade, als nütze, daher die hl. Schrift uns ermahne, den Menschen bei Lebzeiten nicht zu loben. Einige Tage darauf hielt Camus in der Kirche der Clarissinnen eine Predigt, die nach dem der jüngsten Predigt zu Theil gewordenen Beifalle von einer Menge Neugierigen besucht ward, welche sich dieser neuen Beredsamkeit erfreuen wollten. Die erwartete herrliche, schön blühende Kanzelrede blieb aus. Dafür stellte Camus nachdrücklich die Strenge des Evangeliums vor Augen und die Nothwendigkeit, derselben nachzuleben, wenn man selig werden wolle. Zugleich schilderte er lebhaft die Gerechtigkeit Gottes, womit derselbe auch die geringsten Unvollkommenheiten zu strafen pflegt. Ein Jeder ward in sich gekehrt. Man ging, ohne die Predigt zu loben, oder auch nur ein Wort zu wechseln, auseinander. Nach der Predigt fragte Camus seinen Freund: Ob derjenige, dem die erste Predigt keine Freude gemacht, durch diese zweite befriedigt sei. Franz antwortete lächelnd: „Diese hat den bewußten Mann sehr erfreut.“ Er bat jenen, so fortzufahren, „denn,“ sprach er, „wo wird man den Leuten die Wahrheit sagen, welche nothwendig gelehrt werden muß, wenn man dieselbe nicht von der Kanzel sagt?“

Bei Gelegenheit eines Besuches, den Franz beim Bischofe von Bellay ablegte, begaben sich beide nach dem in einer herrlichen Gegend am Genfer See abgeschieden liegenden Kloster Ripaille, dessen ihm vom Herzoge angetragene Abtei Franz ausgeschlagen, weil er diese Verbindung mehrerer Pfründen für unzulässig hielt. Auf sein Ansuchen hatte nun der Herzog das Kloster den Karthäusern eingeräumt. Die beiden Bischöfe freuten sich über diese Einsiedler, welche von der Welt abgesondert, wie Engel auf der Erde lebten und sich ausschließlich mit Betrachtung der ewigen Wahrheiten beschäftigten. Unbekannt in der Welt, kannten auch sie die Welt nicht, führten ein ruhiges Leben und hatten zum Zeugen ihres Thuns Niemand, außer Gott und ihr Gewissen.

Als die beiden Freunde in der Zelle eines Karthäusers auf eine Tafel Tibull's Verse:

Ruhe gewährst du mir in den Sorgen und Licht in den Nächten;
Stellst zur Gesellschaft dich ein, wo mich die Leere umgiebt,

geschrieben fanden, erschöpften sie sich in Versuchen, dieselben in einem besseren Sinne auszulegen, als der Poet sie verstanden wissen wollte, wie ja auch schon der Karthäuser diese Verse ihrer ursprünglichen Bedeutung dadurch entrissen, daß er sie in's Kloster einführte und was jener sinnlich gemeint, etwa im mystischen Sinne nach Art des hohen Liedes gedeutet hatte.

Nachdem sie das Kloster verlassen, rasteten sie in einem kleinen Marktflecken. Ein schwer krank liegender Einwohner dieses Ortes, der von des Bischofs Ankunft gehört, ließ ihn bitten, seine Beichte zu hören. Franz kam und willfahrte der Bitte des Mannes. Nach empfangener Absolution fragte der Kranke den Bischof, ob ihm scheine, daß er an dieser Krankheit sterben werde. Franz, in der Meinung, die Frage sei von der Todesfurcht eingegeben, sagte, um den Kranken nicht noch mehr zu schrecken, es seien wohl noch schwerere Krankheiten geheilt worden, er solle deßhalb auf Gott sein Vertrauen setzen und sich in Allem in den göttlichen Willen mittelst einer in Liebe erfolgenden Aufopferung seiner selbst ergeben. Wie verwunderte sich aber Franz, als er wahrnahm, daß diese Antwort den Kranken betrübte, der nach einigem Stillschweigen bekannte, er fürchte nicht allein den Tod nicht, sondern vielmehr, länger zu leben. Franz vermuthete nun, ein heimliches Leiden verbittere dem Kranken das Leben, und bat denselben, ihm sein Herz zu öffnen. Jener erwiderte, er habe keinen einzigen Anlaß, sich zu betrüben, da ihm Gottes Güte an zeitlicher Habe so viel gegeben, daß er wohl zu leben habe; mit seiner Ehefrau und den Kindern lebe er im besten Einvernehmen und werde von ihnen geliebt und geehrt. Alle diese Süßigkeiten vermöchten

aber seinem Leben die Bitterkeit nicht zu benehmen, da man so viel Uebles in demselben antreffe und das wahre Gute so selten genieße, daß man daraus wohl abnehme, wie wir nicht für diese Welt erschaffen seien. Er bekenne, daß, wenn ihm Gott nicht befohlen, bis zu seiner Heimberufung in der Welt zu bleiben, er sich darin schon längst nicht mehr befunden haben würde. Hierauf redete er so lieblich über die Glückseligkeit, welche der Allerhöchste denen, die ihn lieben, zubereitet, und zeigte eine so lebhafte Ungeduld, das wahre und einzige Gut, das allein die Begierden des menschlichen Herzens zu erfüllen vermag, zu besitzen, daß der Heilige kaum etwas hinzuzusetzen vermochte. Er war voll Bewunderung, wie Gott sich auch so einfältigen Seelen mittheilt, und erkannte, daß derselbe diesen guten Mann durch sich selbst unterwiesen.

Unter diesen Reden verging dem Kranken das Sehen und seine Stimme ward schwach. Franz ertheilte ihm die letzte hl. Oelung. Er bedankte sich bei ihm und ging mittelst eines sanften Todes hinüber in die andere Welt. Ein so glückseliges Abscheiden trieb dem hl. Bischof die Thränen in die Augen. Er erzählte davon bei der Rückkunft seinem Freunde Camus und setzte hinzu: „Der heilige Geist ist ein großer Lehrmeister, welcher den Verstand unterweiset und zugleich das Herz stärkt. Ihn schreckt weder geringer Stand, noch üble Erziehung zurück. Er wohnt, wo er will, und erleuchtet selbst die einfältigsten Seelen so gründlich, daß auch die Gelehrtesten mit allem Grübeln es so weit nicht zu bringen vermögen.“ —

Nach ihrer Zurückkunft zu Annecy ergötzten sich die beiden Bischöfe mit einer Spazierfahrt auf dem See, wobei der Schiffer seinen Bischof mit den Worten: Mein Vater, anredete. Der Bischof von Bellay bedeutete leise dem Mann, daß er mein Herr (Monseigneur), sagen müsse, weil die gebrauchten Worte eine unzulässige Traulichkeit enthielten. Franz, der dieses gehört, sprach dazwischen: „Nein! nein!

Sage nur: Mein Vater, denn es steht mir besser an, daß ich ein Vater, denn daß ich ein Herr bin." Zu Camus gewendet, sprach er mit dem Evangelio: „Die Könige der Heiden herrschen über sie; ihr aber nicht also." Die armen Leute, sagte er ferner, nennen ihn einen Vater, weil er sie, als wären sie seine Kinder, liebe und als solche sie bei sich zu haben und an seinem Tische zu ernähren wünsche, daher sei ihm der Name Vater viel lieber, als der Name Herr, oder Ihr Gnaden, oder Hochwürdigster. Deßhalb mache es ihm auch Freude, mit geringen Leuten umzugehen, sie zu besuchen, zu trösten und auch einen Gevatter abzugeben; darum erfreue er sich so, mit seinen armen Unterthanen in eine geistliche Freundschaft zu kommen und mit ihnen für die aus der Taufe gehobenen Kinder, wie für lauter kleine Engel Sorge zu tragen.

Aus dem Verkehre der beiden heiligen Bischöfe würde sich noch mancherlei Erbauliches anführen lassen. Das Beigebrachte aber möge genügen, um den Geist ihres Umganges zu charakterisiren.

Wir nehmen den fallen gelassenen Faden unserer Erzählung wieder auf. Nach seiner Rückkunft von der Weihe des Bischofs von Bellay erhielt Franz vom König Heinrich IV. die Weisung, sich in das Land Gex zu begeben, um mit dem Freiherrn von Luz daselbst verschiedene Religions-Angelegenheiten zu verhandeln. Die Reise war gefährlich, weil die beiden Wege, welche man von Annecy nach Gex einschlagen konnte, durch hochgeschwollene Gewässer ungangbar gemacht waren. Er war mit seinen 12 Reisegefährten am Ufer der Rhone angelangt. Diese erschraken über den reißenden Fluß so heftig, daß Franz davon abstand, denselben hier zu passiren, zumal kein Schiffer wagte, die Ueberfahrt zu unternehmen. Nun konnte freilich die Brücke bei Genf zum Uebergange benutzt werden. Dann hätte man jedoch den Weg durch Genf nehmen müssen, wo Franz dem Volke und den Prädicanten verhaßt war, wie

auch seine Begleitung und die Kunde der Verhandlung mit Herrn von Luz daselbst nur Verdacht erwecken konnten, weßhalb mindestens ein Anhalten zu besorgen war. Um zu erfahren, was er thun solle, ging er nach St. Julien und rief daselbst Gott unter Darbringung des hl. Meßopfers um einen heilsamen Entschluß an. Nach der Wandlung sah er die hl. Hostie mit unverwandten Blicken an und nahm wahr, wie Gott ihm ein Herz mache, durch Genf zu gehen. Alle seine Gefährten fühlten auf einmal mit ihm die gleiche Beherztheit, während sie vorher die größte Furcht vor diesem Wege bezeigt. Franz hielt ihre Sinnesänderung für ein Wunder. Man rieth ihm aber, incognito Genf zu passiren. „Nein," erwiederte er, „man darf sich nicht schämen, die Uniform Christi zu tragen. Der Hirt, welcher seine Schafe suchen geht, darf sich vor denselben nicht verbergen." Sie langten am Thore von Genf an, als man dasselbe wegen der Predigtstunde schließen wollte. Da aber die Wache anzeigte, es komme ein Bischof mit vielen Leuten, so hielt man mit dem Schließen inne. Ein Offizier fragte nach des Bischofs Namen. Der Generalvicar Favre antwortete, wie man bereits früher übereingekommen war, es sei der Bischof der Diöcese. Der Offizier fragte verwundert: Der Diöcese? Dieß Land kenne ich nicht. Doch dachte er über diese Auskunft nicht weiter nach, sondern ließ, nachdem er in sein Register geschrieben: Heute ist der Bischof der Diöcese einpassirt, den Heiligen mit seinem Gefolge ruhig weiter gehen, welcher nun die ganze Stadt durchzog, zum andern Thore hin. Dieses war wegen der Predigt geschlossen. Franz hielt sich bis zur Wiedereröffnung desselben im Wirthshause „zum Kreuze" auf und setzte dann unangefochten seine Reise fort.

In Gex angekommen, machte ihm der Herr von Luz große Vorwürfe, daß er sich also in Gefahr begeben. „Was hätten," entgegnete Franz, „die Genfer mir aber thun können? Hätten sie mich umgebracht? Was sollte mein

Tod ihrem Staate genützt haben? Hätten sie mich angehalten und eingekerkert, ich würde mein Recht auf die Stadt deßhalb nicht aufgegeben haben. Ich habe auf Gott vertraut und er hat mich vor ihren Händen bewahrt. Ein wenig Vertrauen kann noch größere Dinge wirken. Der Grund, welcher mich bewog, durch die Stadt zu reisen, bezweckte die größere Ehre Gottes. Man soll sich nicht mehr der Furcht über etwas hingeben, das schon vorüber ist, sondern vielmehr Gott danken und weiter gehen."

Die Genfer waren nicht wenig verwundert, aus dem Verzeichniß der Durchreisenden zu ersehen, daß der Bischof von Genf durch ihre Stadt gekommen war und darin zwei Stunden gerastet hatte, wie der Kreuzwirth, den man darüber vernehmen ließ, aussagte. Man wunderte sich über Franzens Herzhaftigkeit. Der Offizier aber erhielt das Verzeichniß mit der darauf geschriebenen Bemerkung zurück: „Merkt auf, wenn er zurückkömmt." Manche, welche erbittert waren, daß eine so erwünschte Beute entgangen war, gaben der Welt ein Denkmal ihrer Gesinnung, indem sie in Büchern, die sie in den Druck gaben, zum Schlusse die Worte setzten: Merkt auf, wenn er zurückkommt. Einige Fanatiker waren unzufrieden, daß man Franzen nicht angehalten und ihm auf dem Platze Molard den Kopf vor die Füße gelegt hatte. „Ich hätte mir's," sagte Franz, als ihm diese Rede hinterbracht ward, „gern gefallen lassen, wenn ich ihre Bekehrung um diesen Preis würde haben erkaufen können. Wenn ihnen schon mein Leben nichts nützt, was würden sie durch meinen Tod haben gewinnen können?"

In Gex lag Franz mit gewohntem Eifer der Verkündigung des göttlichen Wortes ob. Unter den nichtigsten Vorwänden, unter denen z. B. auch der war, daß sie die niederländische Armee fürchteten, wichen die Genfer Prädicanten der ihnen auch jetzt wieder angetragenen Unterredung mit Franz aus. Glücklicher war er gegen die Prädicanten in Gex, die er ihres Irrthums überwies, wodurch er ihnen

einen großen Theil ihrer Irrthumsgenossen, die sich zur katholischen Kirche bekehrten, entzog. „Die Religionsgeschäfte,“ schreibt er in einem Briefe, „welche täglich wachsen, halten mich länger, als ich mir gedacht, in diesem Lande auf. Gestern haben wir in Divonne, einem großen Dorfe, den katholischen Glauben wieder eingeführt. Das Gleiche wird anscheinend in den nächsten Tagen auch an andern Orten geschehen. Außerdem werden wir verschiedenen irrenden Seelen predigen und zusprechen. Ich habe diese verlorenen Schäflein wohl im Auge, verkehre mit ihnen und bedenke ihre Blindheit. O Gott! Wie holdselig ist die Schönheit unseres heiligen Glaubens? Sollte ich nicht sterben vor Liebe? Es ist ja meine Schuldigkeit, daß ich die kostbare Gabe, die mir Gott verliehen hat, bewahre und sorgfältig in mein Herz schließe.“

Bevor Franz seine Rückreise antrat, hatte er acht calvinische Pfarreien dem rechten Glauben wieder gewonnen. Da er mit einem Fahrzeuge über die Rhone fahren konnte, war er nicht genöthigt, Genf auf der Rückreise zu berühren. Seine Neider hatten dem Herzoge von Savoyen vorgespiegelt, die Reise nach Gex und die Zusammenkunft des Bischofs mit Herrn von Luz sei im französischen Staatsinteresse erfolgt, um die bereits bei der jüngsten Anwesenheit Franzens in Frankreich angeknüpfte Verhandlung weiter zu pflegen, wie Genf dem Bisthume wieder zu gewinnen, zugleich der Krone Frankreich unterthan zu machen. Zu dem Ende sei Franz durch Genf gereist und habe bei verschlossenen Thoren zwei Stunden mit den Vornehmsten der Stadt Unterredung gepflogen. Diese mit vielen Gründen aufgestutzte Verläumdung fand Eingang im Argwohn des Herzogs. Er faßte einen Widerwillen gegen den Heiligen und das ganze Haus von Sales, das er für rebellisch hielt. „Ich erwarte,“ schrieb Franz, welchem diese Ungnade hinterbracht war, an Frau von Chantal, „den Ausgang der Sache und hoffe, daß dieses Unwetter mit Gottes Hilfe bald vorüber ziehen

wird. Wenn ich es auch ein Unwetter nenne, dürfen Sie nicht glauben, daß es mich beunruhigt. Dieß thut es eben so wenig, als sonst irgend eine Kleinigkeit der Welt, weil Niemand eine gegründete Ursache hat, einigen Argwohn wider mich zu hegen. Wer mich kennt, weiß, wie ich an geheime Verständnisse und an Staatsgeschäfte niemals gedacht habe." Sein Vertrauen, daß die Sache sich zu seinen Gunsten aufklären werde, betrog den heiligen Mann nicht. Der Herzog, welcher selber der Sache weiter nachforschte, kam der Unrichtigkeit seines Argwohns auf den Grund, namentlich nachdem er aus dem Briefe des Bischofs sich überzeugt, welche Bewandtniß es mit seiner unfreiwilligen Einschließung in Genf gehabt und daß er dort mit Niemand gesprochen habe, wie denn die treue Erzählung des Verlaufes und Zweckes der Reise nach Gex und die Betheuerung seiner fortwährenden Loyalität beim Herzoge vollen Glauben fanden. Die Folge war, daß der Herzog Franz von Neuem seiner Gnade versicherte.

Während Franz damit beschäftigt war, die Gotteshäuser in Annecy zu visitiren, kam seine Mutter auf einen Monat dahin und verrichtete, wahrscheinlich im Gefühle ihres baldigen Abscheidens aus dieser Zeitlichkeit unter Anleitung ihres Sohnes verschiedene Andachtsübungen, wobei sie eine Generalbeichte von ihrem ganzen Leben ablegte und viele gute Werke verrichtete. Bei ihrer Abreise versicherte sie, sie habe niemals von Franz, ihrem Sohne nach der Natur, ihrem Vater dagegen im Betreff der Gnade und geistlichen Beziehung, so großen Trost empfangen. Bald nach ihrer Heimkehr ward sie von einer tödtlichen Krankheit ergriffen. Franz reiste sofort zu ihrem geistlichen Beistande ab. Er fand seine Mutter in der rechten Verfassung zu sterben, die sie schon bei dem früher (1607) erfolgten Tode ihrer jüngsten bei der Frau von Chantal verstorbenen Tochter an den Tag gelegt.

Den Hintritt seiner Mutter meldete Franz dieser seiner geistlichen Tochter. Nachdem er gesagt, daß die trostreiche

Stimmung, welche sie aus ihrem einmonatlichen Aufenthalte zu Annecy mitgenommen, sich bis zum Aschermittwoch (1610) erhalten, wo sie sich nach Thonon begeben, communcirt, drei Messen und der Vesper beigewohnt, fährt er fort: „Weil sie Abends, nachdem sie sich niedergelegt, nicht einschlafen konnte, mußte ihr die Kammerfrau drei Capitel aus der Philothea vorlesen und die Stelle, wo sie stehen geblieben, im Buche bezeichnen, um am andern Morgen das darauf folgende Gebet sprechen zu können. Gott war mit ihrem guten Willen zufrieden und hatte es anders gefügt. Als sie an diesem Morgen aufgestanden war und sich kämmte, sank sie, von einem Katarrh plötzlich überfallen, wie todt zu Boden. Als man meinem armen Bruder, Ihrem Schwiegersohn, welcher noch im Bette lag, dieses hinterbrachte, eilte er unangekleidet herbei, hob sie auf, ließ sie auf und ab führen und wendete allerlei in solchen Fällen empfohlene Mittel an, sie wieder zu sich und zum Sprechen zu bringen. Sie begann auch zu reden, man verstand sie aber nicht, weil ihre Zunge sammt dem Gaumen von dem plötzlichen Anfalle getroffen waren. Inzwischen hatte ich Nachricht erhalten und begab mich eilends mit einem Arzte und Apotheker nach dem Schlosse. Meine Mutter lag in Schlafsucht, die Hälfte ihres Körpers war vom Schlage getroffen. Aufgewacht, zeigte sie sich vollkommen bei Verstande, sowohl mittelst der gewaltsam hervorgebrachten Worte als des Gebrauches der gesund gebliebenen rechten Hand. Sie redete viel und gut von Gott und ihrer Seele. Sie suchte, denn das Sehen war ihr benommen, das Kreuz mit der Hand, nahm dasselbe und küßte es. Sie nahm nichts zum Genießen an, ohne vorher darüber das Zeichen des hl. Kreuzes zu machen. In diesem Zustande gab man ihr die letzte Oelung. Bei meiner Ankunft gab sie, obwohl blind und schläfrig, mir vielfältige Liebeszeichen und sprach: Dieser ist mein Sohn und Vater. Sie umfing mich, küßte meine Hand und meine Wangen. Zwei und einen halben Tag brachte

sie in diesem Zustande zu. Dann vermochten wir sie nicht mehr zu erwecken und so gab sie am 1. März den Geist ruhig und sanft in die Hände ihres Schöpfers auf. Ihr Antlitz blieb so unentstellt, daß ich nie eine schönere Verstorbene erblickt habe. Ich habe das Herz gehabt, meiner Mutter den letzten Segen zu ertheilen, ihr die Augen und den Mund zu schließen, ja ihr im Augenblicke des Verscheidens den letzten Friedenskuß zu geben. Darnach aber ging mir das Herz über und ich vergoß über diesen Tod mehr Thränen, als mir jemals in meinem geistlichen Stande entflossen sind. Dieß geschah aber, Gott sei gedankt, ohne die mindeste Bitterkeit in meiner Seele."

Franz geleitete seine Mutter zu Grabe und erwies ihr die letzte Ehre mit mehr Andacht als Pracht. Alle wunderten sich über seine Ergebung in den göttlichen Willen, da sie wußten, wie sehr er seine Mutter geliebt und wie er selbst ganz vorzugsweise ihre Liebe gehabt hatte, die er fortan entbehren mußte. — Einem Freunde oder einer Freundin schrieb er (Brief 195): „Es hat Gott gefallen, unsere gute und überall theure Mutter aus dieser elenden Welt hinwegzurufen und sie bei sich in seinem Paradiese aufzunehmen, was ich um so mehr hoffe, als sie eine der schönsten und unschuldigsten Seelen war, die man nur finden konnte. Gott ist gut und seine Barmherzigkeit währt ewig. Alles, was er will, ist gerecht und seine Rathschlüsse sind billig. Was ihm beliebt, ist stets heilig und sehr liebenswürdig. Ich unterwerfe mich demselben ungeachtet des Schmerzes über diese Trennung; der Schmerz ist zwar sehr lebhaft, indeß stets ruhig. Ich spreche wie David: Ich schweige, Herr, und öffne meinen Mund nicht zur Klage."

In eine neue Trauer versetzte den Heiligen der am 14. Mai 1610 durch Mörderhand erfolgte Tod Heinrichs IV. Er gab ihr in einem Briefe (dem 38. des V. Buches oder 204. der ganzen Sammlung) an den Herrn Deshayes einen

würdigen Ausdruck. Namentlich hob er hervor, wie derjenige, welcher in so vielen Gefahren dem Tode entronnen, von den schlechten Stichen eines Messers durch die Hand eines unbekannten Jünglings einen jähen Tod gefunden. Er pries ihn glücklich, daß er ein Sohn der wahren Kirche geworden. Dieses gewährt dem Heiligen die Hoffnung, „daß die liebevolle und barmherzige Vorsehung des himmlischen Vaters unvermerkt dieses königliche Herz zu einer Reue, welche zu einem seligen Tode erfordert werde, im letzten Augenblicke des Lebens bewegt haben möge. Deßhalb bittet Franz „die unendliche Güte, sich gegen denjenigen barmherzig zu erweisen, welcher gegen so Viele barmherzig gewesen, dem zu verzeihen, welcher so vielen Feinden verziehen und nach der Versöhnung die Seele dieses Fürsten in die Glorie aufzunehmen, die so unzählbaren Andern ihre Verbrechen verziehen und ihnen seine Gnade ertheilt hat." In diesem Briefe meldet Franz auch die vielen ihm gemachten Anerbietungen, welche so viele Andere hätten bewegen können, nach Frankreich zu gehen. Er zählt die zahlreichen Gnadenerweise auf, die er diesem Könige verdankt und die ihn verpflichten, das Gebet für die Ruhe seiner Seele und das Heil seiner Nachkommenschaft fortzusetzen. Von Niemanden hat Heinrich ein unverdächtigeres Lob erhalten, als von Franz. Niemand war ja über den Verdacht der Schmeichelei und des Eigennutzes höher erhaben, als dieser Heilige, und kein Anderer suchte in dem, was er sagte, der Wahrheit aufrichtiger zu dienen, als er. Endlich aber war er ein so feiner Menschenkenner, daß er Heinrichs Fehler und Schwächen sicher so gut erkannte, als irgend ein Anderer, bei Abwägung derselben mit seinen edeln Eigenschaften letztere aber überwiegend fand. Daß Franz glaubte, Heinrich habe Mancherlei zu bereuen, geben die aus dem oben erwähnten Briefe gezogenen Worte zu erkennen. Heinrich, obwohl bewußtlos, erhielt vom Erzbischof von Bordeaux noch die Generalabsolution. In den

Tagen vor seinem unvermutheten Ende hatte er sich mit dem großen und heilsamen Gedanken an die letzten Dinge beschäftigt, auch noch am Tage seiner Ermordung mit besonderer Andacht die Messe bei den Fulliensern gehört. In der Nacht vor diesem Tage hatte er mehrmals gebetet. Seine Seele war also wohl in guter Verfassung. Geben wir uns daher der Hoffnung hin, Gott sei ihm in seinem besonderen Gerichte gnädig gewesen!